Digitized by Google

P.C. Jean
S82t -5
Hauff

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Digitized by Google

<36634770420011

<36634770420011

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Digitized by Google

W. Hauff's

sämmtliche Werke.

Fünfter Band.

Digitized by Google

Druck der L. F. Rieger'schen Offizin in Stuttgart.

Digitized by Google

Wilhelm Hauff's

sämmtliche Werke

mit des Dichters Leben

von

Gustav Schwab.

Neu durchgesehen und ergänzt.

Fünfter Band.

Dritte Gesammtausgabe letzter Hand.

Stuttgart

Verlag der Fr. Brodhag'schen Buchhandlung.

1840.

Digitized by Google

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staats-Bibliothek
München

Digitized by Google

Inhalt.

Märchen . . . . . Seite 1

Märchen als Almanach . . . . . „ 3

Die Karavane . . . . . „ 10

Die Geschichte von Kalif Storch . . . . . „ 14

Die Geschichte von dem Gespensterschiff . . . . . „ 29

Die Geschichte von der abgehauenen Hand . . . . „ 43

Die Errettung Fatme's . . . . . „ 64

Die Geschichte von dem kleinen Muck . . . . . „ 87

Das Märchen vom falschen Prinzen . . . . . „ 111

Der Scheik von Alessandria und seine Sklaven . „ 142

Der Zwerg Nase . . . . . „ 153

Abner, der Jude, der nichts gesehen hat . . . . „ 194

Der junge Engländer . . . . . „ 209

Die Geschichte Almansors . . . . . „ 241

Das Wirthshaus im Spessart . . . . . „ 261

Die Sage vom Hirschgulden . . . . . „ 269

Das kalte Herz. Erste Abtheilung . . . . . „ 297

Saids Schicksale . . . . . „ 331

Die Höhle von Steenfoll . . . . . „ 387

Das kalte Herz. Zweite Abtheilung . . . . . „ 424

Skizzen . . . . . „ 461

Die Bücher und die Lesewelt . . . . . „ 463

Freie Stunden am Fenster . . . . . „ 486

Der ästhetische Klubb . . . . . „ 521

Ein Paar Reisestunden . . . . . „ 526

Digitized by Google

Digitized by Google

Märchen

für

Söhne und Töchter gebildeter Stände.

Digitized by Google

Märchen als Almanach.

Einleitung.

In einem ſchönen fernen Reiche, von welchem die Sage lebt, daß die Sonne in ſeinen ewig grünen Gärten niemals untergehe, herrſchte von Anfang an bis heute die Königin Phantaſie. Mit vollen Händen ſpendete dieſe, ſeit vielen Jahrhunderten, die Fülle des Segens über die ihrigen, und war geliebt, verehrt von allen, die ſie kannten. Das Herz der Königin war aber zu groß, als daß ſie mit ihren Wohlthaten bei ihrem Lande ſtehen geblieben wäre; ſie ſelbſt im königlichen Schmuck ihrer ewigen Jugend und Schönheit, ſtieg herab auf die Erde; denn ſie hatte gehört, daß dort Menſchen wohnen, die ihr Leben in traurigem Ernſt, unter Mühe und Arbeit hinbringen. Dieſen hatte ſie die ſchönſten Gaben aus ihrem Reiche mitgebracht, und ſeit die ſchöne Königin durch die Fluren der Erde gegangen war, waren die Menſchen fröhlich bei der Arbeit, heiter in ihrem Ernſt.

Auch ihre Kinder, nicht minder ſchön und lieblich als die königliche Mutter, ſandte ſie aus, um die Menſchen zu

beglücken. Einſt kam Märchen, die älteſte Tochter der Königin, von der Erde zurück. Die Mutter bemerkte, daß Märchen traurig ſey, ja hie und da wollte es ihr bedünken, als ob ſie verweinte Augen hätte.

„Was haſt Du, liebes Märchen,“ ſprach die Königin zu ihr; „Du biſt ſeit Deiner Reiſe ſo traurig und niedergeſchlagen, willſt Du Deiner Mutter nicht anvertrauen, was Dir fehlt?“

„Ach! liebe Mutter,“ antwortete Märchen, „ich hätte geſchwiegen, wenn ich nicht wüßte, daß mein Kummer auch der Deinige iſt.“

„Sprich immer, meine Tochter,“ bat die ſchöne Königin, „der Gram iſt ein Stein, der den Einzelnen niederdrückt, aber zwei tragen ihn leicht aus dem Wege.“

„Du willſt es,“ antwortete Märchen; „ſo höre: Du weißt, wie gerne ich mit den Menſchen umgehe, wie ich freudig auch zu dem Aermſten vor ſeine Hütte ſitze, um nach der Arbeit ein Stündchen zu verplaudern; ſie boten mir auch ſonſt gleich freundlich die Hand zum Gruß, wenn ich kam, und ſahen mir lächelnd und zufrieden nach, wenn ich weiter ging; aber in dieſen Tagen iſt es gar nicht mehr ſo!“

„Armes Märchen!“ ſprach die Königin und ſtreichelte ihr die Wange, die von einer Thräne feucht war. „Aber Du bildeſt Dir vielleicht dies alles nur ein?“

„Glaube mir, ich fühle es nur zu gut,“ entgegnete Märchen, „ſie lieben mich nicht mehr. Ueberall, wo ich hinkomme, begegnen mir kalte Blicke; nirgends bin ich mehr gern geſehen: ſelbſt die Kinder, die mich doch immer ſo lieb hatten, lachen über mich und wenden mir altklug den Rücken zu.“

Die Königin ſtützte die Stirne in die Hand, und ſchwieg ſinnend.

„Und woher soll es denn," fragte die Königin, „kommen, Märchen, daß sich die Leute da unten so geändert haben?"

„Sieh, die Menschen haben kluge Wächter aufgestellt, die alles, was aus Deinem Reich kommt, o Königin Phantasie! mit scharfem Blicke mustern und prüfen. Wenn nun einer kommt, der nicht nach ihrem Sinne ist, so erheben sie ein großes Geschrei, schlagen ihn todt, oder verleumden ihn doch so sehr bei den Menschen, die ihnen aufs Wort glauben, daß man gar keine Liebe, kein Fünkchen Zutrauen mehr findet. Ach! Wie gut haben es meine Brüder, die Träume, fröhlich und leicht hüpfen sie auf die Erde hinab, fragen nichts nach jenen klugen Mannern, besuchen die schlummernden Menschen, und weben und malen ihnen, was das Herz beglückt und das Auge erfreut!"

„Deine Brüder sind Leichtfüße," sagte die Königin, „und Du, mein Liebling, hast keine Ursache, sie zu beneiden. Jene Grenzwachter kenne ich übrigens wohl; die Menschen haben so unrecht nicht, sie aufzustellen; es kam so mancher windige Geselle und that, als ob er geraden Wegs aus meinem Reiche käme, und doch hatte er höchstens von einem Berge zu uns herüber geschaut."

„Aber warum lassen sie dies mich, Deine eigene Tochter, entgelten?" weinte Marchen. „Ach! wenn Du wüßtest, wie sie es mir gemacht haben; sie schalten mich eine alte Jungfer und drohten, mich das nächstemal gar nicht mehr hereinzulassen." —

„Wie, meine Tochter nicht mehr einzulassen?" rief die Königin, und Zorn erhöhte die Röthe ihrer Wangen. „Aber ich sehe schon, woher dies kommt; die böse Muhme hat uns verleumdet!"

Die Mode? Nicht möglich!“ rief Märchen. „Sie that ja ſonſt immer ſo freundlich.“

„O! Ich kenne ſie, die Falſche,“ antwortete die Königin, „aber verſuche es ihr zum Trotze wieder, meine Tochter; wer Gutes thun will, darf nicht raſten.“

„Ach Mutter! wenn ſie mich dann ganz zurückweiſen, oder wenn ſie mich verleumden, daß mich die Menſchen nicht anſehen oder einſam und verachtet in der Ecke ſtehen laſſen?“

„Wenn die Alten, von der Mode bethört, Dich gering ſchätzen, ſo wende Dich an die Kleinen; wahrlich, ſie ſind meine Lieblinge, ihnen ſende ich meine lieblichſten Bilder durch Deine Brüder, die Träume, ja, ich bin ſchon oft ſelbſt zu ihnen hinabgeſchwebt, habe ſie geherzt und geküßt und ſchöne Spiele mit ihnen geſpielt; ſie kennen mich auch wohl, ſie wiſſen zwar meinen Namen nicht, aber ich habe ſchon oft bemerkt, wie ſie Nachts zu meinen Sternen hinauflächeln, und Morgens wenn meine glänzenden Lämmer am Himmel ziehen, vor Freuden die Hände zuſammenſchlagen. Auch wenn ſie größer werden, lieben ſie mich noch, ich helfe dann den lieblichen Mädchen bunte Kränze flechten, und die wilden Knaben werden ſtiller, wenn ich auf hoher Felſenſpitze mich zu ihnen ſetze, aus der Nebelwelt der fernen blauen Berge hohe Burgen und glänzende Palaſte auftauchen laſſe, und aus den röthlichen Wolken des Abends kühne Reiterſchaaren und wunderliche Wallfahrtszüge bilde.“

„O die guten Kinder!“ rief Märchen bewegt aus. „Ja, es ſey! Mit ihnen will ich es noch einmal verſuchen.“

„Ja, Du gute Tochter,“ ſprach die Königin. „Gehe zu ihnen; aber ich will Dich auch ein wenig ordentlich

ankleiden, daß Du den Kleinen gefällſt und die Großen Dich nicht zurückſtoßen; ſiehe, das Gewand eines Almanach will ich Dir geben."

„Eines Almanach, Mutter? Ach! — ich ſchäme mich ſo vor den Leuten zu prangen."

Die Königin winkte und die Dienerinnen brachten das zierliche Gewand eines Almanach. Es war von glänzenden Farben, und ſchöne Figuren eingewoben.

Die Zofen flochten dem ſchönen Mädchen das lange Haar; ſie banden ihr goldene Sandalen unter die Füße und hingen ihr dann das Gewand um.

Das beſcheidene Märchen wagte nicht aufzublicken, die Mutter aber betrachtete ſie mit Wohlgefallen und ſchloß ſie in ihre Arme: „Gehe hin," ſprach ſie zu der Kleinen; „mein Segen ſey mit Dir. Und wenn ſie Dich verachten und höhnen, ſo kehre zurück zu mir, vielleicht daß ſpätere Geſchlechter, getreuer der Natur, ihr Herz Dir wieder zuwenden."

Alſo ſprach die Königin Phantaſie. Märchen aber ſtieg herab auf die Erde. Mit pochendem Herzen nahte ſie dem Ort, wo die klugen Wächter hauſeten; ſie ſenkte das Köpfchen zur Erde, ſie zog das ſchöne Gewand enger um ſich her, und mit zagendem Schritt nahte ſie dem Thor.

„Halt!" rief eine tiefe rauhe Stimme. „Wache heraus! Da kommt ein neuer Almanach!"

Märchen zitterte, als ſie dies hörte; viele ältliche Männer von finſterem Ausſehen ſtürzten hervor; ſie hatten ſpitzige Federn in der Fauſt, und hielten ſie dem Märchen entgegen. Einer aus der Schaar ſchritt auf ſie zu und packte ſie mit rauher Hand am Kinn: „Nur auch den Kopf aufgerichtet,

„Herr Almanach," ſchrie er, „daß man Ihm in den Augen anſieht, ob Er was Rechtes iſt, oder nicht." —

Erröthend richtete Märchen das Köpfchen in die Höhe und ſchlug das dunkle Auge auf.

„Das Märchen!" riefen die Wächter und lachten aus vollem Hals. „Das Märchen! Haben Wunder gemeint, was da kame! Wie kommſt Du nur in dieſen Rock?"

„Die Mutter hat ihn mir angezogen," antwortete Märchen.

„So? Sie will Dich bei uns einſchwärzen? Nichts da! Hebe Dich weg, mach', daß Du fortkommſt!" riefen die Wächter untereinander und erhoben die ſcharfen Federn.

„Aber ich will ja nur zu den Kindern," bat Märchen; „dies könnt Ihr mir ja doch erlauben?"

„Lauft nicht ſchon genug ſolches Geſindel im Land umher?" rief einer der Wächter. „Sie ſchwatzen nur unſeren Kindern dummes Zeug vor."

„Laßt uns ſehen, was ſie diesmal weiß," ſprach ein anderer.

„Nun ja," riefen ſie, „ſag' an, was Du weißt; aber beeile Dich, denn wir haben nicht viele Zeit für Dich."

Märchen ſtreckte die Hand aus und beſchrieb mit dem Zeigefinger viele Zeichen in die Luft. Da ſah man bunte Geſtalten vorüberziehen; Karavanen, ſchöne Roſſe, geſchmückte Reiter, viele Zelte im Sand der Wüſte; Vögel und Schiffe auf ſtürmiſchen Meeren; ſtille Wälder und volkreiche Plätze und Straßen; Schlachten und friedliche Nomaden: ſie alle ſchwebten in belebten Bildern, in buntem Gewimmel vorüber.

Märchen hatte in dem Eifer, mit welchem ſie die Bilder aufſteigen ließ, nicht bemerkt, wie die Wächter des Thores nach und nach eingeſchlafen waren. Eben wollte ſie

neue Zeichen beſchreiben, als ein freundlicher Mann auf ſie zutrat und ihre Hand ergriff. „Siehe her, gutes Märchen,“ ſagte er, indem er auf die Schlafenden zeigte, „für dieſe ſind Deine bunten Sachen nichts; ſchlüpfe ſchnell durch das Thor, ſie ahnen dann nicht, daß Du im Lande biſt, und Du kannſt friedlich und unbemerkt Deine Straße ziehen. Ich will Dich zu meinen Kindern führen; in meinem Hauſe geb' ich Dir ein ſtilles, freundliches Plätzchen; dort kannſt Du wohnen und für Dich leben; wenn dann meine Söhne und Töchter gut gelernt haben, dürfen ſie mit ihren Geſpielen zu Dir kommen und Dir zuhören. Willſt Du ſo?“

„O, wie gerne folge ich Dir zu Deinen lieben Kleinen; wie will ich mich befleißen, ihnen zuweilen ein heiteres Stündchen zu machen!“

Der gute Mann nickte ihr freundlich zu und half ihr über die Füße der ſchlafenden Wächter hinüberſteigen. Lächelnd ſah ſich Märchen um, als ſie hinüber war, und ſchlüpfte dann ſchnell in das Thor.

Die Karavane.

Es zog einmal eine große Karavane durch die Wüste. Auf der ungeheuren Ebene, wo man nichts als Sand und Himmel sieht, hörte man schon in weiter Ferne die Glocken der Kameele und die silbernen Röllchen der Pferde; eine dichte Staubwolke, die ihr vorherging, verkündete ihre Nähe, und wenn ein Luftzug die Wolke theilte, blendeten funkelnde Waffen und helleuchtende Gewänder das Auge. So stellte sich die Karavane einem Manne dar, welcher von der Seite her auf sie zuritt. Er ritt ein schönes arabisches Pferd, mit einer Tigerdecke behängt, an dem hochrothen Riemenwerk hingen silberne Glöckchen, und auf dem Kopf des Pferdes wehte ein schöner Reiherbusch. Der Reiter sah stattlich aus, und sein Anzug entsprach der Pracht seines Rosses; ein weißer Turban, reich mit Gold gestickt, bedeckte das Haupt; der Rock und die weiten Beinkleider waren von brennendem Roth, ein gekrümmtes Schwert mit reichem Griff an seiner Seite. Er hatte den Turban tief ins Gesicht gedrückt; dies und die schwarzen Augen, die unter buschigen Brauen hervorblitzten, der lange Bart, der unter der gebogenen Nase herab hing, gaben ihm ein wildes, kühnes Aussehen. Als der Reiter ungefähr auf

fünfzig Schritte dem Vortrab der Karavane nahe war, ſprengte er ſein Pferd an und war in wenigen Augenblicken an der Spitze des Zuges angelangt. Es war ein ſo ungewöhnliches Ereigniß, einen einzelnen Reiter durch die Wüſte ziehen zu ſehen, daß die Wächter des Zuges, einen Ueberfall befürchtend, ihm ihre Lanzen entgegenſtreckten. „Was wollt Ihr?“ rief der Reiter, als er ſich ſo kriegeriſch empfangen ſah. „Glaubt Ihr, ein einzelner Mann werde Eure Karavane angreifen?“ Beſchämt ſchwangen die Wächter ihre Lanzen wieder auf, ihr Anführer aber ritt an den Fremden heran und fragte nach ſeinem Begehr. „Wer iſt der Herr der Karavane?“ fragte der Reiter. „Sie gehört nicht einem Herrn, antwortete der Gefragte, ſondern es ſind mehrere Kaufleute, die von Mecca in ihre Heimath ziehen und die wir durch die Wüſte geleiten, weil oft allerlei Geſindel die Reiſenden beunruhigt.“ „So führt mich zu den Kaufleuten,“ begehrte der Fremde; „das kann jetzt nicht geſchehen,“ antwortete der Führer, „weil wir ohne Aufenthalt weiter ziehen müſſen, und die Kaufleute wenigſtens eine Viertelſtunde weiter hinten ſind; wollt Ihr aber mit mir weiter reiten, bis wir lagern, um Mittagsruhe zu halten, ſo werde ich Eurem Wunſch willfahren.“ Der Fremde ſagte hierauf nichts; er zog eine lange Pfeife, die er am Sattel feſtgebunden hatte, hervor, und fing an, in großen Zügen zu rauchen, indem er neben dem Anführer des Vortrabs weiter ritt. Dieſer wußte nicht, was er aus dem Fremden machen ſollte, er wagte es nicht, ihn geradezu nach ſeinem Namen zu fragen, und ſo künſtlich er auch ein Geſpräch anzuknüpfen ſuchte, der Fremde hatte auf das: „Ihr raucht da einen guten Tabak,“ oder: „Euer Rapp hat einen braven Schritt,“ immer nur mit einem kurzen „Ja, ja!“

geantwortet. Endlich waren sie auf dem Platz angekommen, wo man Mittagsruhe halten wollte. Der Anführer hatte seine Leute als Wachen ausgestellt, er selbst hielt mit dem Fremden, um die Karavane herankommen zu lassen. Dreißig Kameele, schwer beladen, zogen vorüber, von bewaffneten Führern geleitet. Nach diesen kamen auf schönen Pferden die fünf Kaufleute, denen die Karavane gehörte. Es waren meistens Männer von vorgerücktem Alter, ernst und gesetzt aussehend, nur einer schien viel jünger als die Uebrigen, wie auch froher und lebhafter. Eine große Anzahl Kameele und Packpferde schloß den Zug.

Man hatte Zelte aufgeschlagen, und die Kameele und Pferde ringsumher gestellt. In der Mitte war ein großes Zelt von blauem Seidenzeug. Dorthin führte der Anführer der Wache den Fremden. Als sie durch den Vorhang des Zeltes getreten waren, sahen sie die fünf Kaufleute auf goldgewirkten Polstern sitzen; schwarze Sklaven reichten ihnen Speisen und Getränke. „Wen bringt Ihr uns da?“ rief der junge Kaufmann dem Führer zu. Ehe noch der Führer antworten konnte, sprach der Fremde: „Ich heiße Selim Baruch und bin aus Bagdad; ich wurde auf einer Reise nach Mecca von einer Räuberhorde gefangen, und habe mich vor drei Tagen heimlich aus der Gefangenschaft befreit. Der große Prophet ließ mich die Glocken Eurer Karavane in weiter Ferne hören, und so kam ich bei Euch an. Erlaubet mir, daß ich in Eurer Gesellschaft reise, Ihr werdet Euren Schutz keinem Unwürdigen schenken, und so Ihr nach Bagdad kommet, werde ich Eure Güte reichlich belohnen, denn ich bin der Neffe des Großveziers.“ Der älteste der Kaufleute nahm das Wort: „Selim Baruch,“ sprach er, sey willkommen in unserem Schatten. Es macht

uns Freude Dir beizustehen; vor allem aber setze Dich und iß und trinke mit uns."

Selim Baruch setzte sich zu den Kaufleuten, und aß und trank mit ihnen. Nach dem Essen räumten die Sklaven die Geschirre hinweg, und brachten lange Pfeifen und türkischen Sorbet. Die Kaufleute saßen lange schweigend, indem sie die bläulichen Rauchwolken vor sich hinbließen und zusahen, wie sie sich ringelten und verzogen und endlich in die Luft verschwebten. Der junge Kaufmann brach endlich das Stillschweigen. „So sitzen wir seit drei Tagen," sprach er, „zu Pferd und am Tisch, ohne uns durch etwas die Zeit zu vertreiben. Ich verspüre gewaltig Langeweile, denn ich bin gewohnt, nach Tisch Tänzer zu sehen oder Gesang und Musik zu hören. Wißt Ihr gar nichts, meine Freunde, das uns die Zeit vertreibe?" Die vier älteren Kaufleute rauchten fort und schienen ernsthaft nachzusinnen, der Fremde aber sprach: „Wenn es mir erlaubt ist, will ich Euch einen Vorschlag machen. Ich meine, auf jedem Lagerplatz könnte einer von uns den andern etwas erzählen. Dies könnte uns schon die Zeit vertreiben." „Selim Baruch, Du hast wahrgesprochen," sagte Achmeth, der älteste der Kaufleute; „laßt uns den Vorschlag annehmen." „Es freut mich wenn Euch der Vorschlag behagt," sprach Selim, „damit Ihr aber sehet, daß ich nichts Unbilliges verlange, so will ich den Anfang machen."

Vergnügt rückten die fünf Kaufleute näher zusammen und ließen den Fremden in ihre Mitte sitzen. Die Sklaven schenkten die Becher wieder voll, stopften die Pfeifen ihrer Herren frisch und brachten glühende Kohlen zum Anzünden. Selim aber erfrischte seine Stimme mit einem tüchtigen Zuge Sorbet, strich den langen Bart über dem

Mund weg und sprach: „So hört denn die Geschichte von Kalif Storch.“

Die Geschichte von Kalif Storch.

I.

Der Kalif Chasid zu Bagdad saß einmal an einem schönen Nachmittag behaglich auf seinem Sopha; er hatte ein wenig geschlafen, denn es war ein heißer Tag, und sah nun nach seinem Schläfchen recht heiter aus. Er rauchte aus einer langen Pfeife von Rosenholz, trank hie und da ein wenig Kaffee, den ihm ein Sklave einschenkte, und strich sich allemal vergnügt den Bart, wenn es ihm geschmeckt hatte. Kurz man sah dem Kalifen an, daß es ihm recht wohl war. Um diese Stunde konnte man gar gut mit ihm reden, weil er da immer recht mild und leutselig war, deßwegen besuchte ihn auch sein Großvezier Mansor alle Tage um diese Zeit. An diesem Nachmittag nun kam er auch, sah aber sehr nachdenklich aus, ganz gegen seine Gewohnheit. Der Kalif that die Pfeife ein wenig aus dem Mund und sprach: „Warum machst Du ein so nachdenkliches Gesicht, Großvezier?“

Der Großvezier schlug seine Arme kreuzweis über die Brust, verneigte sich vor seinem Herrn und antwortete: „Herr! ob ich ein nachdenkliches Gesicht mache, weiß ich nicht, aber da unten am Schloß steht ein Krämer, der hat so schöne Sachen, daß es mich ärgert, nicht viel überflüssiges Geld zu haben.“

Der Kalif, der seinem Großvezier schon lange gern eine Freude gemacht hätte, schickte seinen schwarzen Sklaven hinunter, um den Krämer herauf zu holen. Bald kam der Sklave mit dem Krämer zurück. Dieser war ein kleiner

dicker Mann, ſchwarzbraun im Geſicht und in zerlumptem Anzug. Er trug einen Kaſten, in welchem er allerhand Waaren hatte. Perlen und Ringe, reichbeſchlagene Piſtolen, Becher und Kämme. Der Kalif und ſein Vezier muſterten alles durch, und der Kalif kaufte endlich für ſich und Manſor ſchöne Piſtolen, für die Frau des Veziers aber einen Kamm. Als der Krämer ſeinen Kaſten ſchon wieder zumachen wollte, ſah der Kalif eine kleine Schublade und fragte, ob da auch noch Waaren ſeyen. Der Krämer zog die Schublade heraus und zeigte darin eine Doſe mit ſchwärzlichem Pulver und ein Papier mit ſonderbarer Schrift, die weder der Kalif noch Manſor leſen konnten. „Ich bekam einmal dieſe zwei Stücke von einem Kaufmann, der ſie in Mecca auf der Straße fand," ſagte der Krämer, „ich weiß nicht, was ſie enthalten; Euch ſtehen ſie um geringen Preis zu Dienſt, ich kann doch nichts damit anfangen." Der Kalif, der in ſeiner Bibliothek gerne alte Manuſcripte hatte, wenn er ſie auch nicht leſen konnte, kaufte Schrift und Doſe und entließ den Krämer. Der Kalif aber dachte, er möchte gerne wiſſen, was die Schrift enthalte, und fragte den Vezier, ob er keinen kenne, der es entziffern könnte. „Gnädigſter Herr und Gebieter," antwortete dieſer, „an der großen Moſchee wohnt ein Mann; er heißt Selim der Gelehrte, der verſteht alle Sprachen, laß ihn kommen, vielleicht kennt er dieſe geheimnißvolle Züge."

Der gelehrte Selim war bald herbeigeholt. „Selim," ſprach zu ihm der Kalif, „Selim, man ſagt, Du ſeyeſt ſehr gelehrt; guck einmal ein wenig in dieſe Schrift, ob Du ſie leſen kannſt; kannſt Du ſie leſen, ſo bekommſt Du ein neues Feſtkleid von mir, kannſt Du es nicht, ſo bekommſt Du zwölf Backenſtreiche und fünfundzwanzig auf die Fußſohlen,

weil man Dich dann umsonst Selim den Gelehrten nennt.“ Selim verneigte sich und sprach: „Dein Wille geschehe, o Herr!“ Lange betrachtete er die Schrift, plötzlich aber rief er aus: „Das ist Lateinisch, o Herr, oder ich laß mich hängen.“ „Sag' was drinn steht,“ befahl der Kalif, „wenn es Lateinisch ist.“

Selim fing an zu übersetzen: „Mensch, der Du dieses „findest, preise Allah für seine Gnade. Wer von dem Pul„ver in dieser Dose schnupft und dazu spricht: Mutabor, der „kann sich in jedes Thier verwandeln, und versteht auch die „Sprache der Thiere. Will er wieder in seine menschliche „Gestalt zurückkehren, so neige er sich dreimal gen Osten „und spreche jenes Wort. Aber hüte Dich, wenn Du ver„wandelt bist, daß Du nicht lachest, sonst verschwindet das „Zauberwort gänzlich aus Deinem Gedächtniß und Du bleibst „ein Thier.“

Als Selim der Gelehrte also gelesen hatte, war der Kalif über die Maßen vergnügt. Er ließ den Gelehrten schwören, niemand etwas von dem Geheimniß zu sagen, schenkte ihm ein schönes Kleid und entließ ihn. Zu seinem Großvezier aber sagte er: „Das heiß' ich gut einkaufen, Mansor! Wie freue ich mich, bis ich ein Thier bin! Morgen früh kommst Du zu mir. Wir gehen dann mit einander aufs Feld, schnupfen etwas weniges aus meiner Dose und belauschen dann, was in der Luft und im Wasser, im Wald und Feld gesprochen wird!“

II.

Kaum hatte am andern Morgen der Kalif Chasid gefrühstückt und sich angekleidet, als schon der Großvezier erschien, ihn, wie er befohlen, auf dem Spaziergang zu

begleiten. Der Kalif ſteckte die Doſe mit dem Zauberpulver in den Gürtel, und nachdem er ſeinem Gefolge befohlen, zurückzubleiben, machte er ſich mit dem Großvezier ganz allein auf den Weg. Sie gingen zuerſt durch die weiten Gärten des Kalifen, ſpähten aber vergebens nach etwas Lebendigem, um ihr Kunſtſtück zu probiren. Der Vezier ſchlug endlich vor, weiter hinaus an einen Teich zu gehen, wo er ſchon oft viele Thiere, namentlich Störche, geſehen habe, die durch ihr gravitätiſches Weſen und ihr Geklapper immer ſeine Aufmerkſamkeit erregt haben.

Der Kalif billigte den Vorſchlag ſeines Veziers, und ging mit ihm dem Teich zu. Als ſie dort angekommen waren, ſahen ſie einen Storchen ernſthaft auf- und abgehen, Fröſche ſuchend und hie und da etwas vor ſich hinklappernd. Zugleich ſahen ſie auch weit oben in der Luft einen andern Storchen dieſer Gegend zu ſchweben.

„Ich wette meinen Bart, gnädigſter Herr," ſagte der Großvezier, „dieſe zwei Langfüßler führen jetzt ein ſchönes Geſpräch mit einander. Wie wäre es, wenn wir Störche würden?"

„Wohl geſprochen!" antwortete der Kalif. „Aber vorher wollen wir noch einmal betrachten, wie man wieder Menſch wird. — Richtig! Dreimal gen Oſten geneigt und Mutabor geſagt, ſo bin ich wieder Kalif und Du Vezier. Aber nur ums Himmelswillen nicht gelacht, ſonſt ſind wir verloren!"

Während der Kalif alſo ſprach, ſah er den andern Storchen über ihrem Haupte ſchweben und langſam ſich zur Erde laſſen. Schnell zog er die Doſe aus dem Gürtel, nahm eine gute Prieſe, bot ſie dem Großvezier dar, der gleichsfalls ſchnupfte, und beide riefen: Mutabor!

Da ſchrumpften ihre Beine ein, und wurden dünn und

roth, die schönen gelben Pantoffeln des Kalifen und seines Begleiters wurden unförmliche Storchfüße, die Arme wurden zu Flügeln, der Hals fuhr aus den Achseln und ward eine Elle lang, der Bart war verschwunden und den Körper bedeckten weiche Federn.

„Ihr habt einen hübschen Schnabel, Herr Großvezier," sprach nach langem Erstaunen der Kalif. „Beim Bart des Propheten, so etwas habe ich in meinem Leben nicht gesehen."

„Danke unterthänigst," erwiderte der Großvezier, indem er sich bückte; „aber wenn ich es wagen darf, möchte ich behaupten, Eure Hoheit sehen als Storch beinahe noch hübscher aus denn als Kalif. Aber kommt, wenn es Euch gefällig ist, daß wir unsere Kameraden dort belauschen und erfahren, ob wir wirklich Storchisch können?"

Indem war der andre Storch auf der Erde angekommen. Er putzte sich mit dem Schnabel seine Füße, legte seine Federn zurecht und ging auf den ersten Storchen zu. Die beiden neuen Störche aber beeilten sich, in ihre Nähe zu kommen, und vernahmen zu ihrem Erstaunen folgendes Gespräch:

„Guten Morgen, Frau Langbein, so früh schon auf der Wiese?"

„Schönen Dank, liebe Klapperschnabel! Ich habe mir ein kleines Frühstück geholt. Ist Euch vielleicht ein Viertelchen Eider gefällig, oder ein Froschschenkelein?"

„Danke gehorsamst; habe heute gar keinen Appetit. Ich komme auch wegen etwas ganz anderem auf die Wiese. Ich soll heute vor den Gasten meines Vaters tanzen, und da will ich mich im Stillen ein wenig üben."

Zugleich schritt die junge Störchin in wunderlichen

Bewegungen durch das Feld. Der Kalif und Mansor sahen ihr verwundert nach. Als sie aber in malerischer Stellung auf einem Fuß stand und mit den Flügeln anmuthig dazu wedelte, da konnten sich die Beiden nicht mehr halten; ein unaufhaltsames Gelächter brach aus ihren Schnäbeln hervor, von dem sie sich erst nach langer Zeit erholten. Der Kalif faßte sich zuerst wieder: „Das war einmal ein Spaß," rief er, „der nicht mit Gold zu bezahlen ist. Schade! daß die dummen Thiere durch unser Gelächter sich haben verscheuchen lassen, sonst hätten sie gewiß auch noch gesungen!"

Aber jetzt fiel es dem Großvezier ein, daß das Lachen während der Verwandlnng verboten war. Er theilte seine Angst deßwegen dem Kalifen mit. „Poß Mecca und Medina! Das wäre ein schlechter Spaß, wenn ich ein Storch bleiben müßte! Besinne Dich doch auf das dumme Wort, ich bring es nicht heraus."

„Dreimal gen Osten müssen wir uns bücken, und dazu sprechen: Mu — Mu — Mu —"

Sie stellten sich gegen Osten und bückten sich in einem fort, daß ihre Schnäbel beinahe die Erde berührten. Aber, o Jammer! Das Zauberwort war ihnen entfallen und so oft sich auch der Kalife bückte, so sehnlich auch sein Vezier Mu — Mu dazu rief, jede Erinnerung daran war verschwunden, und der arme Chasid und sein Vezier waren und blieben Störche.

III.

Traurig wandelten die Verzauberten durch die Felder, sie wußten gar nicht was sie in ihrem Elend anfangen sollten. Aus ihrer Storchenhaut konnten sie nicht heraus, in die Stadt zurück konnten sie auch nicht, um sich zu erkennen

zu geben, denn wer hätte einem Storchen geglaubt, daß er der Kalif ſey, und wenn man es auch geglaubt hätte, würden die Einwohner von Bagdad einen Storchen zum Kalifen gewollt haben?

So ſchlichen ſie mehrere Tage umher, und ernährten ſich kümmerlich von Feldfrüchten, die ſie aber wegen ihrer langen Schnäbel nicht gut verſpeiſen konnten. Zu Eidexen und Fröſchen hatten ſie übrigens keinen Appetit. Denn ſie befürchteten, mit ſolchen Leckerbiſſen ſich den Magen zu verderben. Ihr einziges Vergnügen in dieſer traurigen Lage war, daß ſie fliegen konnten, und ſo flogen ſie oft auf die Dächer von Bagdad, um zu ſehen, was darin vorging.

In den erſten Tagen bemerkten ſie große Unruhe und Trauer in den Straßen. Aber ungefähr am vierten Tag nach ihrer Verzauberung ſaßen ſie auf dem Palaſt des Kalifen, da ſahen ſie unten in der Straße einen prächtigen Aufzug. Trommeln und Pfeifen ertönten, ein Mann in einem goldgeſtickten Scharlachmantel ſaß auf einem geſchmückten Pferd, umgeben von glänzenden Dienern. Halb Bagdad ſprang ihm nach, und alle ſchrien: „Heil Mizra! Dem Herrſcher von Bagdad!“ Da ſahen die beiden Störche auf dem Dache des Palaſtes einander an, und der Kalif Chaſid ſprach: „Ahnſt Du jetzt, warum ich verzaubert bin, Großvezier? Dieſer Mizra iſt der Sohn meines Todtfeindes, des mächtigen Zauberers Kaſchnur, der mir in einer böſen Stunde Rache ſchwur. Aber noch gebe ich die Hoffnung nicht auf. Komm mit mir, Du treuer Gefährte meines Elends, wir wollen zum Grab des Propheten wandern, vielleicht daß an heiliger Stätte der Zauber gelöst wird.“

Sie erhoben ſich vom Dach des Palaſtes und flogen der Gegend von Medina zu.

Mit dem Fliegen wollte es aber nicht gar gut gehen, denn die beiden Störche hatten noch wenig Uebung. „O Herr,“ ächzte nach ein Paar Stunden der Großvezier, „ich halte es mit Eurer Erlaubniß nicht mehr lange aus, Ihr fliegt gar zu schnell! Auch ist es schon Abend, und wir thäten wohl, ein Unterkommen für die Nacht zu suchen.“

Chasid gab der Bitte seines Dieners Gehör; und da er unten im Thale eine Ruine erblickte, die ein Obdach zu gewähren schien, so flogen sie dahin. Der Ort, wo sie sich für diese Nacht niedergelassen hatten, schien ehemals ein Schloß gewesen zu seyn. Schöne Säulen ragten unter den Trümmern hervor, mehrere Gemächer, die noch ziemlich erhalten waren, zeugten von der ehemaligen Pracht des Hauses. Chasid und sein Begleiter gingen durch die Gänge umher, um sich ein trockenes Plätzchen zu suchen; plötzlich blieb der Storch Mansor stehen. „Herr und Gebieter,“ flüsterte er leise, „wenn es nur nicht thöricht für einen Großvezier, noch mehr aber für einen Storchen wäre, sich vor Gespenstern zu fürchten! Mir ist ganz unheimlich zu Muth, denn hier neben hat es ganz vernehmlich geseufzt und gestöhnt.“ Der Kalif blieb nun auch stehen, und hörte ganz deutlich ein leises Weinen, das eher einem Menschen, als einem Thiere anzugehören schien. Voll Erwartung wollte er der Gegend zugehen, woher die Klagetöne kamen; der Vezier aber packte ihn mit dem Schnabel am Flügel, und bat ihn flehentlich, sich sie nicht in neue, unbekannte Gefahren zu stürzen. Doch vergebens! Der Kalif, dem auch unter dem Storchenflügel ein tapferes Herz schlug, riß sich mit Verlust einiger Federn los und eilte in einen finstern Gang. Bald war er an einer Thüre angelangt, die nur angelehnt schien, und woraus er deutliche Seufzer, mit ein

wenig Geheul, vernahm. Er stieß mit dem Schnabel die Thüre auf, blieb aber überrascht auf der Schwelle stehen. In dem verfallenen Gemach, das nur durch ein kleines Gitterfenster spärlich erleuchtet war, sah er eine große Nachteule am Boden sitzen. Dicke Thränen rollten ihr aus den großen runden Augen, und mit heiserer Stimme stieß sie ihre Klagen aus dem krummen Schnabel heraus. Als sie aber den Kalifen und seinen Vezier, der indeß auch herbeigeschlichen war, erblickte, erhob sie ein lautes Freudengeschrei. Zierlich wischte sie mit dem braungefleckten Flügel die Thränen aus dem Auge, und zu dem großen Erstaunen der Beiden rief sie in gutem menschlichem Arabisch: „Willkommen Ihr Störche, Ihr seyd mir ein gutes Zeichen meiner Errettung, denn durch Störche werde mir ein großes Glück kommen, ist mir einst prophezeit worden!“

Als sich der Kalif von seinem Erstaunen erholt hatte, bückte er sich mit seinem langen Hals, brachte seine dünnen Füße in eine zierliche Stellung, und sprach: „Nachteule! Deinen Worten nach darf ich glauben, eine Leidensgefahrtin in Dir zu sehen. Aber ach! Deine Hoffnung, daß durch uns Deine Rettung kommen werde, ist vergeblich. Du wirst unsere Hülflosigkeit selbst erkennen, wenn Du unsere Geschichte hörst.“ Die Nachteule bat ihn zu erzählen, der Kalif aber hub an und erzählte, was wir bereits wissen.

IV.

Als der Kalif der Eule seine Geschichte vorgetragen hatte, dankte sie ihm und sagte: „Vernimm auch meine Geschichte und höre, wie ich nicht weniger unglücklich bin als Du. Mein Vater ist der König von Indien, ich seine einzige unglückliche Tochter, heiße Lusa. Jener Zauberer Kaschnur, der

Euch verzauberte, hat auch mich ins Unglück gestürzt. Er kam eines Tags zu meinem Vater und begehrte mich zur Frau für seinen Sohn Mizra. Mein Vater aber, der ein hitziger Mann ist, ließ ihn die Treppe hinunterwerfen. Der Elende wußte sich unter einer andern Gestalt wieder in meine Nähe zu schleichen, und als ich einst in meinem Garten Erfrischungen zu mir nehmen wollte, brachte er mir, als Sklave verkleidet, einen Trank bei, der mich in diese abscheuliche Gestalt verwandelte. Vor Schrecken ohnmächtig, brachte er mich hieher und rief mir mit schrecklicher Stimme in die Ohren:

„„Da sollst Du bleiben, häßlich, selbst von den Thieren verachtet, bis an Dein Ende, oder bis einer aus freiem Willen Dich, selbst in dieser schrecklichen Gestalt, zur Gattin begehrt. So rache ich mich an Dir und Deinem stolzen Vater.““

„Seitdem sind viele Monate verflossen. Einsam und traurig lebe ich als Einsiedlerin in diesem Gemäuer, verabscheut von der Welt, selbst den Thieren ein Gräuel; die schöne Natur ist vor mir verschlossen, denn ich bin blind am Tage, und nur, wenn der Mond sein bleiches Licht über dies Gemäuer ausgießt, fällt der verhüllende Schleier von meinem Auge.“

Die Eule hatte geendet, und wischte sich mit dem Flügel wieder die Augen aus, denn die Erzählung ihrer Leiden hatte ihr Thränen entlockt.

Der Kalif war bei der Erzählung der Prinzessin in tiefes Nachdenken versunken. „Wenn mich nicht alles täuscht,“ sprach er, „so findet zwischen unserem Unglück ein geheimer Zusammenhang statt; aber wo finde ich den Schlüssel zu diesem Räthsel?“ Die Eule antwortete ihm: „O

Herr! auch mir ahnet dies; denn es ist mir einst in meiner frühesten Jugend von einer weisen Frau prophezeit worden, daß ein Storch mir ein großes Glück bringen werde, und ich wüßte vielleicht, wie wir uns retten könnten." Der Kalif war sehr erstaunt und fragte auf welchem Wege sie meine. „Der Zauberer, der uns Beide unglücklich gemacht hat, „sagte sie," kommt alle Monate einmal in diese Ruinen. Nicht weit von diesem Gemach ist ein Saal. Dort pflegt er dann mit vielen Genossen zu schmausen. Schon oft habe ich sie dort belauscht. Sie erzählten dann einander ihre schändlichen Werke, vielleicht daß er dann das Zauberwort, das Ihr vergessen habt, ausspricht."

„O theuerste Prinzessin," rief der Kalif, „sag an, wann kommt er, und wo ist der Saal?"

Die Eule schwieg einen Augenblick und sprach dann: „Nehmet es nicht ungütig, aber nur unter einer Bedingung kann ich Euern Wunsch erfüllen." „Sprich aus! Sprich aus!" schrie Chasid. „Befiehl, es ist mir jede recht."

„Nämlich ich möchte auch gerne zugleich frei seyn, dies kann aber nur geschehen, wenn einer von Euch mir seine Hand reicht."

Die Störche schienen über den Antrag etwas betroffen zu seyn, und der Kalif winkte seinem Diener, ein wenig mit ihm hinaus zu gehen.

„Großvezier, sprach vor der Thüre der Kalif, das ist ein dummer Handel, aber Ihr könntet sie schon nehmen."

„So?" antwortete dieser, „daß mir meine Frau, wenn ich nach Haus komme, die Augen auskratzt? Auch bin ich ein alter Mann, und Ihr seyd noch jung und unverheirathet, und könnet eher einer jungen schönen Prinzessin die Hand geben."

„Das ist es eben," seufzte der Kalif, indem er traurig die Flügel hängen ließ, „wer sagt Dir denn, daß sie jung und schön ist? Das heißt eine Katze im Sack kaufen!"

Sie redeten einander gegenseitig noch lange zu, endlich aber, als der Kalif sah, daß sein Vezier lieber Storch bleiben, als die Eule heirathen wollte, entschloß er sich, die Bedingung lieber selbst zu erfüllen. Die Eule war hocherfreut. Sie gestand ihnen, daß sie zu keiner bessern Zeit hätten kommen können, weil wahrscheinlich in dieser Nacht die Zauberer sich versammeln werden.

Sie verließ mit den Störchen das Gemach, um sie in jenen Saal zu führen; sie gingen lange in einem finstern Gang hin; endlich strahlten ihnen aus einer halbverfallenen Mauer ein heller Schein entgegen. Als sie dort angelangt waren, rieth ihnen die Eule, sich ganz ruhig zu verhalten. Sie konnten von der Lücke, an welcher sie standen, einen großen Saal übersehen. Er war ringsum mit Säulen geschmückt und prachtvoll verziert. Viele farbige Lampen ersetzten das Licht des Tages. In der Mitte des Saales stand ein runder Tisch, mit vielen und ausgesuchten Speisen besetzt. Rings um den Tisch zog sich ein Sopha, auf welchem acht Männer saßen. In einem dieser Männer erkannten die Störche jenen Krämer wieder, der ihnen das Zauberpulver verkauft hatte. Sein Nebensitzer forderte ihn auf, ihnen seine neuesten Thaten zu erzählen. Er erzählte unter andern auch die Geschichte des Kalifen und seines Veziers.

„Was für ein Wort hast Du ihnen denn aufgegeben?" fragte ihn ein anderer Zauberer. „Ein recht schweres lateinisches, es heißt Mutabor."

V.

Als die Störche an ihrer Mauerlücke dieſes hörten, kamen ſie vor Freude beinahe außer ſich. Sie liefen auf ihren langen Füßen ſo ſchnell dem Thor der Ruine zu, daß die Eule kaum folgen konnte. Dort ſprach der Kalif gerührt zu der Eule: „Retterin meines Lebens und des Lebens meines Freundes, nimm zum ewigen Dank für das, was Du an uns gethan, mich zum Gemahl an.“ Dann aber wandte er ſich nach Oſten. Dreimal bückten die Störche ihre langen Hälſe der Sonne entgegen, die ſo eben hinter dem Gebirge heraufſtieg; Mutabor, riefen ſie und im Nu waren ſie verwandelt, und in der hohen Freude des neu geſchenkten Lebens, lagen Herr und Diener lachend und weinend einander in den Armen. Wer beſchreibt aber ihr Erſtaunen, als ſie ſich umſahen? Eine ſchöne Dame, herrlich geſchmückt, ſtand vor ihnen. Lächelnd gab ſie dem Kalifen die Hand. „Erkennt Ihr Eure Nachteule nicht mehr?“ ſagte ſie. Sie war es; der Kalif war von ihrer Schönheit und Anmuth ſo entzückt, daß er ausrief: Es ſey ſein größtes Glück, daß er Storch geworden ſey.

Die drei zogen nun miteinander auf Bagdad zu. Der Kalif fand in ſeinen Kleidern nicht nur die Doſe mit Zauberpulver, ſondern auch ſeinen Geldbeutel. Er kaufte daher im nächſten Dorfe, was zu ihrer Reiſe nöthig war, und ſo kamen ſie bald an die Thore von Bagdad. Dort aber erregte die Ankunft des Kalifen großes Erſtaunen. Man hatte ihn für todt ausgegeben, und das Volk war daher hoch erfreut, ſeinen geliebten Herrſcher wieder zu haben.

Um ſo mehr, aber entbrannte ihr Haß gegen den Betrüger Mizra. Sie zogen in den Palaſt und nahmen den alten

Zauberer und seinen Sohn gefangen. Den Alten schickte der Kalif in dasselbe Gemach der Ruine, das die Prinzessin als Eule bewohnt hatte, und ließ ihn dort aufhängen. Dem Sohn aber, welcher nichts von den Künsten des Vaters verstand, ließ der Kalif die Wahl, ob er sterben oder schnupfen wolle. Als er das Letztere wählte, bot ihm der Großvezier die Dose. Eine tüchtige Prise, und das Zauberwort des Kalifen verwandelte ihn in einem Storchen. Der Kalif ließ ihn in ein eisernes Kafig sperren und in seinem Garten aufstellen.

Lange und vergnügt lebte Kalif Chasid mit seiner Frau, der Prinzessin; seine vergnügtesten Stunden waren immer die, wenn ihn der Großvezier Nachmittags besuchte; da sprachen sie dann oft von ihrem Storchenabenteuer, und wenn der Kalif recht heiter war, ließ er sich herab, den Großvezier nachzuahmen, wie er als Storch aussah. Er stieg dann ernsthaft, mit steifen Füßen im Zimmer auf und ab, klapperte, wedelte mit den Armen, wie mit Flügeln, und zeigte, wie jener sich vergeblich nach Osten geneigt und Mu — Mu — dazu gerufen habe. Für die Frau Kalifin und ihre Kinder war diese Vorstellung allemal eine große Freude; wenn aber der Kalif gar zu lange klapperte und nickte und Mu — Mu — schrie, dann drohte ihm der Vezier: „Er wollte das, was vor der Thüre der Prinzessin Nachteule verhandelt worden sey, der Frau Kalifin mittheilen.“

Als Selim Baruch seine Geschichte geendet hatte, bezeugten sich die Kaufleute sehr zufrieden damit. „Wahrhaftig, der Nachmittag ist uns vergangen, ohne daß wir es merkten wie!“ sagte einer derselben, indem er die Decke des Zeltes zurückschlug. „Der Abendwind wehet kühl, wir könnten

noch eine gute Strecke Weges zurücklegen.“ Seine Gefährten waren damit einverstanden, die Zelte wurden abgebrochen, und die Karavane machte sich in der nämlichen Ordnung, in welcher sie herangezogen war, auf den Weg.

Sie ritten beinahe die ganze Nacht hindurch; denn es war schwül am Tage, die Nacht aber war erquicklich und sternhell. Sie kamen endlich an einem bequemen Lagerplatz an, schlugen die Zelte auf und legten sich zur Ruhe. Für den Fremden aber sorgten die Kaufleute, wie wenn er ihr wertheſter Gastfreund wäre. Der eine gab ihm Polster, der andere Decken, ein dritter gab ihm Sklaven, kurz, er wurde so gut bedient, als ob er zu Hause wäre. Die heißeren Stunden des Tages waren schon heraufgekommen, als sie sich wieder erhoben, und sie beschlossen einmüthig, hier den Abend abzuwarten. Nachdem sie mit einander gespeist hatten, rückten sie wieder näher zusammen, und der junge Kaufmann wandte sich an den Aelteſten und sprach: „Selim Baruch hat uns gestern einen vergnügten Nachmittag bereitet, wie wäre es, Achmet, wenn Ihr uns auch etwas erzähltet, sey es nun aus Eurem langen Leben, das wohl viele Abenteuer aufzuweisen hat, oder sey es auch ein hübsches Märchen.“ Achmet schwieg auf diese Anrede eine Zeit lang, wie wenn er bei sich im Zweifel wäre, ob er dies oder jenes sagen sollte, oder nicht; endlich fing er an zu sprechen:

„Liebe Freunde! Ihr habt Euch auf dieser unserer Reise als treue Gesellen erprobt, und auch Selim verdient mein Vertrauen; daher will ich Euch etwas aus meinem Leben mittheilen, das ich sonst ungern und nicht jedem erzähle: die Geschichte von dem Gespensterschiff.“

Die Geſchichte von dem Geſpenſterſchiff.

Mein Vater hatte einen kleinen Laden in Balſora. Er war weder arm noch reich und einer von jenen Leuten, die nicht gerne etwas wagen, aus Furcht das Wenige zu verlieren, das ſie haben. Er erzog mich ſchlicht und recht, und brachte es bald ſo weit, daß ich ihm an die Hand gehen konnte. Gerade als ich achtzehn Jahre alt war, und er eben die erſte größere Spekulation machte, ſtarb er, wahrſcheinlich aus Gram, tauſend Goldſtücke dem Meere anvertraut zu haben. Ich mußte ihn bald nachher wegen ſeines Todes glüklich preiſen, denn wenige Wochen hernach lief die Nachricht ein, daß das Schiff, dem mein Vater ſeine Güter mitgegeben hatte, verſunken ſey. Meinen jugendlichen Muth konnte aber dieſer Unfall nicht beugen. Ich machte alles vollends zu Geld, was mein Vater hinterlaſſen hatte, und zog aus, um in der Fremde mein Glück zu probiren, nur von einem alten Diener meines Vaters begleitet, der ſich aus alter Anhänglichkeit nicht von mir und meinem Schikſal trennen wollte.

Im Hafen von Balſora ſchifften wir uns mit günſtigem Winde ein. Das Schiff, auf dem ich mich eingemiethet hatte, war nach Indien beſtimmt. Wir waren ſchon fünfzehn Tage auf der gewöhnlichen Straße gefahren, als uns der Kapitän einen Sturm verkündete. Er machte ein bedenkliches Geſicht, denn es ſchien, er kenne in dieſer Gegend das Fahrwaſſer nicht genug, um einem Sturm mit Ruhe begegnen zu können. Er ließ alle Segel einziehen, und wir trieben ganz langſam hin. Die Nacht war angebrochen, war hell und kalt, und der Kapitän glaubte ſchon, ſich in den Anzeichen des Sturmes getäuſcht zu haben. Auf einmal

schwebte ein Schiff, das wir vorher nicht gesehen hatten, dicht an dem unsrigen vorbei. Wildes Jauchzen und Geschrei erscholl von dem Verdeck herauf, worüber ich mich, zu dieser angstvollen Stunde vor einem Sturm, nicht wenig wunderte. Aber der Kapitän an meiner Seite wurde blaß, wie der Tod. „Mein Schiff ist verloren," rief er, „dort segelt der Tod!" Ehe ich ihn noch über diesen sonderbaren Ausruf befragen konnte, stürzten schon heulend und schreiend die Matrosen herein: „Habt Ihr ihn gesehen?" schrien sie, „Jetzt ist's mit uns vorbei!"

Der Kapitän aber ließ Trostsprüche aus dem Koran vorlesen, und setzte sich selbst ans Steuerruder. Aber vergebens! Zusehends brauste der Sturm auf, und ehe eine Stunde verging, krachte das Schiff und blieb sitzen. Die Boote wurden ausgesetzt, und kaum hatten sich die letzten Matrosen gerettet, so versank das Schiff vor unsern Augen, und als ein Bettler fuhr ich in die See hinaus. Aber der Jammer hatte noch kein Ende. Fürchterlicher tobte der Sturm, das Boot war nicht mehr zu regieren. Ich hatte meinen alten Diener fest umschlungen, und wir versprachen uns, nie von einander zu weichen. Endlich brach der Tag an. Aber mit dem ersten Anblick der Morgenröthe faßte der Wind das Boot, in welchem wir saßen, und stürzte es um. Ich habe keinen meiner Schiffsleute mehr gesehen. Der Sturz hatte mich betäubt; und als ich aufwachte, befand ich mich in den Armen meines alten treuen Dieners, der sich auf das umgeschlagene Boot gerettet, und mich nachgezogen hatte. Der Sturm hatte sich gelegt. Von unserem Schiff war nichts mehr zu sehen, wohl aber entdeckten wir, nicht weit von uns ein anderes Schiff, auf das die Wellen uns hintrieben. Als wir näher hinzukamen, erkannte ich

das Schiff als daſſelbe, das in der Nacht an uns vorbeigefahren, und welches den Kapitän ſo ſehr in Schrecken geſetzt hatte. Ich empfand ein ſonderbares Grauen vor dieſem Schiffe. Die Aeußerung des Kapitäns, die ſich ſo furchtbar beſtätigt hatte, das öde Ausſehen des Schiffes, auf dem ſich, ſo nahe wir auch herankamen, ſo laut wir ſchrien, niemand zeigte, erſchreckten mich. Doch es war dies unſer einziges Rettungsmittel, darum prieſen wir den Propheten, der uns ſo wundervoll erhalten hatte.

Am Vordertheil des Schiffes hing ein langes Thau herab. Mit Händen und Füßen ruderten wir darauf zu, um es zu erfaſſen. Endlich glückte es. Laut erhob ich meine Stimme, aber immer blieb es ſtill auf dem Schiff. Da klimmten wir an dem Tau hinauf, ich als der Jüngſte voran. Aber Entſetzen! Welches Schauſpiel ſtellte ſich meinem Auge dar, als ich das Verdeck betrat! Der Boden war mit Blut geröthet, zwanzig bis dreißig Leichname in türkiſchen Kleidern lagen auf dem Boden, am mittleren Maſtbaum ſtand ein Mann, reich gekleidet, den Säbel in der Hand, aber das Geſicht war blaß und verzerrt, durch die Stirne ging ein großer Nagel, der ihn an den Maſtbaum heftete, auch er war todt. Schrecken feſſelte meine Schritte, ich wagte kaum zu athmen. Endlich war auch mein Begleiter heraufgekommen. Auch ihn überraſchte der Anblick des Verdeckes, das gar nichts Lebendiges, ſondern nur ſo viele ſchreckliche Leichname zeigte. Wir wagten es endlich, nachdem wir in der Seelenangſt zum Propheten gefleht hatten, weiter vorzuſchreiten. Bei jedem Schritte ſahen wir uns um, ob nicht etwas Neues, noch Schrecklicheres ſich darbiete. Aber alles blieb, wie es war. Weit und breit nichts Lebendiges, als wir und das Weltmeer. Nicht

einmal laut zu ſprechen wagten wir, aus Furcht, der todte, am Maſt angeſpießte Kapitano möchte ſeine ſtarren Augen nach uns hindrehen, oder einer der Getödteten möchte ſeinen Kopf umwenden. Endlich waren wir bis an eine Treppe gekommen, die in den Schifferaum führte. Unwillkürlich machten wir dort halt und ſahen einander an, denn keiner wagte es recht, ſeine Gedanken zu äußern.

„O Herr," ſprach mein treuer Diener, „hier iſt etwas Schreckliches geſchehen. Doch, wenn auch das Schiff da unten voll Mörder ſteckt, ſo will ich mich ihnen doch lieber auf Gnade und Ungnade ergeben, als längere Zeit unter dieſen Todten zubringen." Ich dachte wie er, wir faßten ein Herz und ſtiegen voll Erwartung hinunter. Todtenſtille war aber auch hier, und nur unſere Schritte hallten auf der Treppe. Wir ſtanden an der Thüre der Kajüte. Ich legte mein Ohr an die Thüre und lauſchte; es war nichts zu hören. Ich machte auf. Das Gemach bot einen unordentlichen Anblick dar. Kleider, Waffen und anderes Geräthe lag untereinander. Nichts in Ordnung. Die Mannſchaft oder wenigſtens der Kapitano, mußte vor kurzem gezecht haben, denn es lag alles noch umher. Wir gingen weiter von Raum zu Raum, von Gemach zu Gemach, überall fanden wir herrliche Vorräthe in Seide, Perlen, Zucker u. ſ. w. Ich war vor Freude über dieſen Anblick außer mir, denn da niemand auf dem Schiff war, glaubte ich, alles mir zueignen zu dürfen, Ibrahim aber machte mich aufmerkſam daranf, daß wir wahrſcheinlich noch ſehr weit vom Land ſeyen, wohin wir allein und ohne menſchliche Hülfe nicht kommen könnten.

Wir labten uns an den Speiſen und Getränken, die wir in reichlichen Maaß vorfanden, und ſtiegen endlich

wieder aufs Verdeck. Aber hier ſchauderte uns immer die Haut, ob dem ſchrecklichen Anblick der Leichen. Wir beſchloſſen, uns davon zu befreien und ſie über Bord zu werfen. Aber wie ſchauerlich ward uns zu Muth, als wir fanden, daß ſich keiner aus ſeiner Lage bewegen ließ. Wie feſt gebannt lagen ſie am Boden, und man hätte die Bretter des Verdecks ausheben müſſen, um ſie zu entfernen, und dazu gebrach es uns an Werkzeugen. Auch der Kapitano ließ ſich nicht von ſeinem Maſt losmachen, nicht einmal ſeinen Säbel konnten wir der ſtarren Hand entwinden. Wir brachten den Tag in trauriger Betrachtung unſerer Lage zu und als es Nacht zu werden anfing, erlaubte ich dem alten Ibrahim, ſich ſchlafen zu legen, ich ſelbſt aber wollte auf dem Verdeck wachen, um nach Rettung auszuſpähen. Als aber der Mond heraufkam und ich nach den Geſtirnen berechnete, daß es wohl um die eilfte Stunde ſey, überfiel mich ein ſo unwiderſtehlicher Schlaf, daß ich unwillkürlich hinter ein Faß, das auf dem Verdeck ſtand, zurückfiel. Doch war es mehr Betäubung als Schlaf, denn ich hörte deutlich die See an der Seite des Schiffes anſchlagen und die Segel im Winde knarren und pfeifen. Auf einmal glaubte ich Stimmen und Männertritte auf dem Verdeck zu hören. Ich wollte mich aufrichten, um darnach zu ſchauen. Aber eine unſichtbare Gewalt hielt meine Glieder gefeſſelt, nicht einmal die Augen konnte ich aufſchlagen. Aber immer deutlicher wurden die Stimmen, es war mir, als wenn ein fröhliches Schiffsvolk auf dem Verdeck ſich umhertriebe. Mitunter glaubte ich, die kräftige Stimme eines Befehlenden zu hören, auch hörte ich Taue und Segel deutlich auf- und abziehen. Nach und nach aber ſchwanden mir die Sinne, ich verfiel in einen tieferen Schlaf, in dem ich nur noch ein

Geräuſch von Waffen zu hören glaubte, und erwachte erſt, als die Sonne ſchon hoch ſtand und mir aufs Geſicht brannte. Verwundert ſchaute ich mich um, Sturm, Schiff, die Todten und was ich in der Nacht gehört hatte, kam mir wie ein Traum vor, aber als ich aufblickte, fand ich alles wie geſtern. Unbeweglich lagen die Todten, unbeweglich war der Kapitano an den Maſtbaum geheftet. Ich lachte über meinen Traum und ſtand auf, um meinen Alten zu ſuchen.

Dieſer ſaß ganz nachdenklich in der Kajüte. „O Herr!“ rief er aus, als ich zu ihm hereintrat, „ich wollte lieber im tiefſten Grund des Meeres liegen als in dieſem verherten Schiff noch eine Nacht zubringen.“ Ich fragte ihn nach der Urſache ſeines Kummers, und er antwortete mir: „Als ich einige Stunden geſchlafen hatte, wachte ich auf und vernahm, wie man über meinem Haupt hin- und herlief. Ich dachte zuerſt, Ihr wäret es, aber es waren wenigſtens zwanzig, die oben umherliefen, auch hörte ich rufen und ſchreien. Endlich kamen ſchwere Tritte die Treppe herab. Da wußte ich nichts mehr von mir, nur hie und da kehrte auf einige Augenblicke meine Beſinnung zurück, und da ſah ich dann denſelben Mann, der oben am Maſt angenagelt iſt, an jenem Tiſch dort ſitzen, ſingend und trinkend, aber der, der in einem rothen Scharlachkleid nicht weit von ihm am Boden liegt, ſaß neben ihm und half ihm trinken.“ Alſo erzählte mir mein alter Diener.

Ihr könnt es mir glauben, meine Freunde, daß mir gar nicht wohl zu Muth war; denn es war keine Täuſchung, ich hatte ja auch die Todten gar wohl gehöret. In ſolcher Geſellſchaft zu ſchiffen, war mir gräulich. Mein Ibrahim aber verſank wieder in tiefes Nachdenken. „Jetzt hab' ichs!“

rief er endlich aus; es fiel ihm nämlich ein Sprüchlein ein, das ihn ſein Großvater, ein erfahrener, weitgereiſter Mann, gelehrt hatte, und das gegen jeden Geiſter- und Zauberſpuck helfen konnte; auch behauptete er, jenen natürlichen Schlaf, der uns befiel, in der nächſten Nacht verhindern zu können, wenn wir nämlich recht eifrig Sprüche aus dem Koran beteten. Der Vorſchlag des alten Mannes gefiel mir wohl. In banger Erwartung ſahen wir die Nacht herankommen. Neben der Kajüte war ein kleines Kämmerchen, dorthin beſchloſſen wir uns zurückzuziehen. Wir bohrten mehrere Löcher in die Thüre, hinlänglich groß, um durch ſie die ganze Kajüte zu überſchauen; dann verſchloſſen wir die Thüre, ſo gut es ging, von Innen, und Ibrahim ſchrieb den Namen des Propheten in alle vier Ecken. So erwarteten wir die Schrecken der Nacht. Es mochte wieder ungefähr eilf Uhr ſeyn, als es mich gewaltig zu ſchläfern anfing. Mein Gefährte rieth mir daher, einige Sprüche des Korans zu beten, was mir auch half. Mit einemmale ſchien es oben lebhaft zu werden, die Taue knarrten, Schritte gingen über das Verdeck und mehrere Stimmen waren deutlich zu unterſcheiden. Mehrere Minuten hatten wir ſo in geſpannter Erwartung geſeſſen, da hörten wir etwas die Treppe der Kajüte herabkommen. Als dies der Alte hörte, fing er an den Spruch, den ihn ſein Großvater gegen Spuck und Zauberei gelehrt hatte, herzuſagen:

„Kommt Ihr herab aus der Luft,
ſteigt Ihr aus tiefem Meer,
ſchlieft Ihr in dunkler Gruft,
ſtammt Ihr vom Feuer her:
Allah iſt Euer Herr und Meiſter,
ihm ſind gehorſam alle Geiſter.“

Ich muß geſtehen, ich glaubte gar nicht recht an dieſen Spruch, und mir ſtieg das Haar zu Berg, als die Thüre aufflog. Hereintrat jener große, ſtattliche Mann, den ich am Maſtbaum angenagelt geſehen hatte. Der Nagel ging ihm auch jetzt mitten durchs Hirn, das Schwert aber hatte er in die Scheide geſteckt, hinter ihm trat noch ein anderer herein, weniger koſtbar gekleidet; auch ihn hatte ich oben liegen ſehen. Der Kapitano, denn dies war er unverkennbar, hatte ein bleiches Geſicht, einen großen ſchwarzen Bart, wildrollende Augen, mit denen er ſich im ganzen Gemach umſah. Ich konnte ihn ganz deutlich ſehen, als er an unſerer Thür vorüberging; er aber ſchien gar nicht auf die Thüre zu achten, die uns verbarg. Beide ſetzten ſich an den Tiſch, der in der Mitte der Kajüte ſtand, und ſprachen laut und faſt ſchreiend mit einander in einer unbekannten Sprache. Sie wurden immer lauter und eifriger, bis endlich der Kapitano mit geballter Fauſt auf den Tiſch hineinſchlug, daß das Zimmer dröhnte. Mit wildem Gelächter ſprang der andere auf und winkte dem Kapitano, ihm zu folgen. Dieſer ſtand auf, riß ſeinen Säbel aus der Scheide und beide verließen das Gemach. Wir athmeten freier, als ſie weg waren; aber unſere Angſt hatte noch lange kein Ende. Immer lauter und lauter ward es auf dem Verdeck. Man hörte eilends hin- und herlaufen und ſchreien, lachen und heulen. Endlich ging ein wahrhaft hölliſcher Lärm los, ſo daß wir glaubten, das Verdeck mit allen Segeln komme zu uns herab, Waffengeklirr und Geſchrei — auf einmal aber tiefe Stille. Als wir es nach vielen Stunden wagten hinaufzugehen, trafen wir alles wie ſonſt; nicht einer lag anders als früher, alle waren ſteif wie Holz.

So waren wir mehrere Tage auf dem Schiffe; es ging

immer nach Osten, wohin zu, nach meiner Berechnung, Land liegen mußte, aber wenn es auch bei Tag viele Meilen zurückgelegt hatte, bei Nacht schien es immer wieder zurückzukehren, denn wir befanden uns immer wieder am nämlichen Fleck, wenn die Sonne aufging. Wir konnten uns dies nicht anders erklären, als daß die Todten jede Nacht mit vollem Winde zurücksegelten. Um nun dies zu verhüten, zogen wir, ehe es Nacht wurde, alle Segel ein und wandten dasselbe Mittel an, wie bei der Thüre in der Kajüte; wir schrieben den Namen des Propheten auf Pergament und auch das Sprüchlein des Großvaters dazu, und banden es um die eingezogenen Segel. Aengstlich warteten wir in unserem Kämmerchen den Erfolg ab. Der Spuck schien diesmal noch ärger zu toben, aber siehe, am andern Morgen waren die Segel noch aufgerollt, wie wir sie verlassen hatten. Wir spannten den Tag über nur so viele Segel auf, als nöthig waren, das Schiff sanft fortzutreiben, und so legten wir in fünf Tagen eine gute Strecke zurück.

Endlich am Morgen des sechsten Tages entdeckten wir in geringer Ferne Land, und wir dankten Allah und seinem Propheten für unsere wunderbare Rettung. Diesen Tag und die folgende Nacht trieben wir an einer Küste hin, und am siebenten Morgen glaubten wir in geringer Entfernung eine Stadt zu entdecken; wir ließen mit vieler Mühe einen Anker in die See, der alsobald Grund faßte, legten ein kleines Boot, das auf dem Verdeck stand, aus und ruderten mit aller Macht der Stadt zu. Nach einer halben Stunde liefen wir in einen Fluß ein, der sich in die See ergoß, und stiegen ans Ufer. Im Stadtthor erkundigten wir uns, wie die Stadt heiße, und erfuhren, daß es eine

indiſche Stadt ſey, nicht weit von der Gegend, wohin ich zuerſt zu ſchiffen Willens war. Wir begaben uns in eine Karavanſerei und erfriſchten uns von unſerer abenteuerlichen Reiſe. Ich forſchte daſelbſt auch nach einem weiſen und verſtändigen Mann, indem ich dem Wirth zu verſtehen gab, daß ich einen ſolchen haben möchte, der ſich ein wenig auf Zauberei verſtehe. Er führte mich in eine abgelegene Straße, an ein unſcheinbares Haus, pochte an, und man ließ mich eintreten, mit der Weiſung, ich ſolle nur nach Muley fragen.

In dem Hauſe kam mir ein altes Männlein mit grauem Bart und langer Naſe entgegen und fragte nach meinem Begehr. Ich ſagte ihm, ich ſuche den weiſen Muley, und er antwortete mir, er ſey es ſelbſt. Ich fragte ihn nun um Rath, was ich mit den Todten machen ſolle, und wie ich es angreifen müſſe, um ſie aus dem Schiff zu bringen. Er antwortete mir, die Leute des Schiffes ſeyen wahrſcheinlich wegen irgend eines Frevels auf das Meer verzaubert; er glaube, der Zauber werde ſich löſen, wenn man ſie ans Land bringe; dies könne aber nicht geſchehen, als wenn man die Bretter, auf denen ſie liegen, losmache. Mir gehöre, von Gott und Rechts wegen, das Schiff ſammt allen Gütern, weil ich es gleichſam gefunden habe; doch ſolle ich alles ſehr geheim halten, und ihm ein kleines Geſchenk von meinem Ueberfluß machen, er wolle dafür mit ſeinen Sklaven mir behülflich ſeyn, die Todten wegzuſchaffen. Ich verſprach ihn reichlich zu belohnen, und wir machten uns mit fünf Sklaven, die mit Sägen und Beilen verſehen waren, auf den Weg. Unterwegs konnte der Zauberer Muley unſren glücklichen Einfall, die Segel mit den Sprüchen

des Korans zu umwinden, nicht genug loben. Er ſagte, es ſey dies das einzige Mittel geweſen, uns zu retten.

Es war noch ziemlich früh am Tage, als wir beim Schiff ankamen. Wir machten uns alle ſogleich ans Werk, und in einer Stunde lagen ſchon vier in dem Nachen. Einige der Sklaven mußten ſie ans Land rudern, um ſie dort zu verſcharren. Sie erzählten, als ſie zurückkamen, die Todten haben ihnen die Mühe des Begrabens erſpart, indem ſie, ſo wie man ſie auf die Erde gelegt habe, in Staub zerfallen ſeyen. Wir fuhren fort, die Todten abzuſagen, und vor Abend waren alle ans Land gebracht. Es war endlich keiner mehr am Bord als der, welcher am Maſt angenagelt war. Umſonſt ſuchten wir den Nagel aus dem Holze zu ziehen, keine Gewalt vermochte ihn, auch nur ein Haarbreit zu verrücken. Ich wußte nicht, was anzufangen war, man konnte doch nicht den Maſtbaum abhauen, um ihn ans Land zu führen. Doch aus dieſer Verlegenheit half Muley. Er ließ ſchnell einen Sklaven ans Land rudern, und einen Topf mit Erde zu bringen. Als dieſer herbeigeholt war, ſprach der Zauberer geheimnißvolle Worte darüber aus, und ſchüttete die Erde auf das Haupt des Todten. Sogleich ſchlug dieſer die Augen auf, holte tief Athem, und die Wunde des Nagels in ſeiner Stirne fing an zu bluten. Wir zogen den Nagel jetzt leicht heraus, und der Verwundete fiel einem der Sklaven in die Arme.

„Wer hat mich hieher geführt?“ ſprach er, nachdem er ſich ein wenig erholt zu haben ſchien. Muley zeigte auf mich, und ich trat zu ihm. „Dank Dir, unbekannter Fremdling, Du haſt mich von langen Qualen errettet. Seit fünfzig Jahren ſchifft mein Leib durch dieſe Wogen, und mein Geiſt war verdammt, jede Nacht in ihn zurückzukehren.

Aber jetzt hat mein Haupt die Erde berührt, und ich kann versöhnt zu meinen Vätern gehen.“ Ich bat ihn, uns doch zu sagen, wie er zu diesem schrecklichen Zustand gekommen sey, und er sprach: „Vor fünfzig Jahren war ich ein mächtiger, angesehener Mann und wohnte in Algier; die Sucht nach Gewinn trieb mich, ein Schiff auszurüsten und Seeraub zu treiben. Ich hatte dieses Geschäft schon einige Zeit fortgeführt, da nahm ich einmal auf Zante einen Derwisch an Bord, der umsonst reisen wollte. Ich und meine Gesellen waren rohe Leute und achteten nicht auf die Heiligkeit des Mannes, vielmehr trieb ich mein Gespött mit ihm. Als er aber einst in heiligen Eifer mir meinen sündigen Lebenswandel verwiesen hatte, übermannte mich Nachts in meiner Kajüte, als ich mit meinem Steuermann viel getrunken hatte, der Zorn. Wüthend über das, was mir ein Derwisch gesagt hatte, und was ich mir von keinem Sultan hätte sagen lassen, stürzte ich aufs Verdeck und stieß ihm meinen Dolch in die Brust. Sterbend verwünschte er mich und meine Mannschaft, nicht sterben und nicht leben zu können, bis wir unser Haupt auf die Erde legen. Der Derwisch starb, und wir warfen ihn in die See und verlachten seine Drohungen; aber noch in derselben Nacht erfüllten sich seine Worte. Ein Theil meiner Mannschaft empörte sich gegen mich. Mit fürchterlicher Wuth wurde gestritten, bis meine Anhänger unterlagen, und ich an den Mast genagelt wurde. Aber auch die Empörer unterlagen ihren Wunden, und bald war mein Schiff nur ein großes Grab. Auch mir brachen die Augen, mein Athem hielt an, und ich meinte zu sterben. Aber es war nur eine Erstarrung, die mich gefesselt hielt; in der nächsten Nacht, zur nämlichen Stunde, da wir den Derwisch in die See geworfen, erwachte

ich und alle meine Genoſſen, das Leben war zurückgekehrt, aber wir konnten nichts thun und ſprechen, als was wir in jener Nacht geſprochen und gethan hatten. So ſegeln wir ſeit fünfzig Jahren, können nicht leben, nicht ſterben; denn wie konnten wir das Land erreichen? Mit toller Freude ſegelten wir allemal mit vollen Segeln in den Sturm, weil wir hofften, endlich an einer Klippe zu zerſchellen, und das müde Haupt auf dem Grund des Meeres zur Ruhe zu legen. Es iſt uns nicht gelungen. Jetzt aber werde ich ſterben. Noch einmal meinen Dank, unbekannter Retter, wenn Schätze Dich lohnen können, ſo nimm mein Schiff, als Zeichen meiner Dankbarkeit."

Der Kapitano ließ ſein Haupt ſinken, als er ſo geſprochen hatte, und verſchied. Sogleich zerfiel er auch, wie ſeine Gefährten, in Staub. Wir ſammelten dieſen in ein Käſtchen und begruben ihn am Lande; aus der Stadt nahm ich aber Arbeiter, die mir mein Schiff in guten Zuſtand ſetzten. Nachdem ich die Waaren, die ich an Bord hatte, gegen andere mit großem Gewinn eingetauſcht hatte, miethete ich Matroſen, beſchenkte meinen Freund Muley reichlich, und ſchiffte mich nach meinem Vaterland ein. Ich machte aber einen Umweg, indem ich an vielen Inſeln und Ländern landete und meine Waaren zu Markt brachte. Der Prophet ſegnete mein Unternehmen. Nach dreiviertel Jahren lief ich noch einmal ſo reich, als mich der ſterbende Kapitän gemacht hatte, in Balſora ein. Meine Mitbürger waren erſtaunt über meine Reichthümer und mein Glück und glaubten nicht anders als ich habe das Diamantenthal des berühmten Reiſenden Sindbad gefunden. Ich ließ ſie auf ihrem Glauben, von nun an aber mußten die jungen Leute von Balſora, wenn ſie kaum achtzehn Jahre alt waren, in

die Welt hinaus, um, gleich mir, ihr Glück zu machen. Ich aber lebte ruhig und im Frieden, und alle fünf Jahre machte ich eine Reise nach Mecca, um dem Herrn, an heiliger Stätte, für seinen Segen zu danken, und für den Kapitano und seine Leute zu bitten, daß er sie in sein Paradies aufnehme.

Die Reise der Karavane war den anderen Tag ohne Hinderniß fürder gegangen, und als man sich erholt hatte, begann Selim, der Fremde, zu Muley, dem Jüngsten der Kaufleute also zu sprechen:

„Ihr seyd zwar der Jüngste von uns, doch seyd Ihr immer fröhlich und wißt für uns gewiß irgend einen guten Schwank. Tischet ihn auf, daß er uns erquicke nach der Hitze des Tages." „Wohl möchte ich Euch etwas erzählen, antwortete Muley, das Euch Spaß machen könnte, doch der Jugend ziemt Bescheidenheit in allen Dingen; darum müssen meine älteren Reisegefährten den Vorrang haben. Zaleukos ist immer so ernst und verschlossen, sollte er uns nicht erzählen, was sein Leben so ernst machte? Vielleicht, daß wir seinen Kummer, wenn er solchen hat, lindern können, denn gerne dienen wir dem Bruder, wenn er auch andern Glaubens ist."

Der Aufgerufene war ein griechischer Kaufmann, ein Mann in mittleren Jahren, schön und kräftig, aber sehr ernst. Ob er gleich ein Ungläubiger (nicht Muselman) war, so liebten ihn doch seine Reisegefährten; denn er hatte ihnen durch sein ganzes Wesen Achtung und Zutrauen eingeflößt. Er hatte übrigens nur eine Hand, und einige seiner Gefährten vermutheten, daß vielleicht dieser Verlust ihn so ernst stimme.

Zaleukos antwortete auf die zutrauliche Frage Muley's:

„Ich bin ſehr geehrt durch Euer Zutrauen; Kummer habe ich keinen, wenigſtens keinen, von welchem Ihr, auch mit dem beſten Willen, mir helfen könntet. Doch, weil Muley mir meinen Ernſt vorzuwerfen ſcheint, ſo will ich Euch einiges erzählen, was mich rechtfertigen ſoll, wenn ich ernſter bin, als andere Leute. Ihr ſehet, daß ich meine linke Hand verloren habe. Sie fehlt mir nicht von Geburt an, ſondern ich habe ſie in den ſchrecklichſten Tagen meines Lebens eingebüßt. Ob ich die Schuld davon trage, ob ich Unrecht habe, ſeit jenen Tagen ernſter, als es meine Lage mit ſich bringt, zu ſeyn, möget Ihr beurtheilen, wenn Ihr vernommen habt die Geſchichte von der abgehauenen Hand.“

Die Geſchichte von der abgehauenen Hand.

Ich bin in Conſtantinopel geboren; mein Vater war ein Dragoman bei der Pforte, und trieb nebenbei einen ziemlich einträglichen Handel mit wohlriechenden Eſſenzen und ſeidenen Stoffen. Er gab mir eine gute Erziehung, indem er mich theils ſelbſt unterrichtete, theils von einem unſerer Prieſter mir Unterricht geben ließ. Er beſtimmte mich anfangs, ſeinen Laden einmal zu übernehmen, da ich aber größere Fähigkeiten zeigte, als er erwartet hatte, beſtimmte er mich, auf das Anrathen ſeiner Freunde, zum Arzt, weil ein Arzt, wenn er etwas mehr gelernt hat, als die gewöhnlichen Marktſchreier, in Conſtantinopel ſein Glück machen kann. Es kamen viele Franken in unſer Haus, und einer davon überredete meinen Vater, mich in ſein Vaterland, nach der Stadt Paris, reiſen zu laſſen, wo man ſolche Sachen unentgeltlich und am beſten lernen könne. Er ſelbſt

aber wolle mich, wenn er zurückreiſe, umſonſt mitnehmen. Mein Vater, der in ſeiner Jugend auch gereist war, ſchlug ein, und der Franke ſagte mir, ich könne mich in drei Monaten bereit halten. Ich war außer mir vor Freude, fremde Länder zu ſehen, und konnte den Augenblick nicht erwarten, wo wir uns einſchiffen würden. Der Franke hatte endlich ſeine Geſchäfte abgemacht und ſich zur Reiſe bereitet; am Vorabend der Reiſe führte mich mein Vater in ſein Schlafkämmerlein. Dort ſah ich ſchöne Kleider und Waffen auf dem Tiſche liegen. Was meine Blicke aber noch mehr anzog, war ein großer Haufe Goldes, denn ich hatte noch nie ſo viel bei einander geſehen. Mein Vater umarmte mich und ſagte: „Siehe, mein Sohn, ich habe Dir Kleider zu der Reiſe beſorgt. Jene Waffen ſind Dein, es ſind die nämlichen, die mir Dein Großvater umhing, als ich in die Fremde auszog. Ich weiß, Du kannſt ſie führen; gebrauche ſie aber nie, als wenn Du angegriffen wirſt; dann aber ſchlage auch tüchtig drauf. Mein Vermögen iſt nicht groß; ſiehe, ich habe es in drei Theile getheilt, einer iſt Dein, einer davon ſey mein Unterhalt und Nothpfennig, der dritte aber ſey mir ein heiliges unantaſtbares Gut, er diene Dir in der Stunde der Noth.“ So ſprach mein alter Vater, und Thränen hingen ihm im Auge, vielleicht aus Ahnung, denn ich habe ihn nie wieder geſehen.

Die Reiſe ging gut von Statten; wir waren bald im Lande der Franken angelangt, und ſechs Tagreiſen hernach kamen wir in die große Stadt Paris. Hier miethete mir mein fränkiſcher Freund ein Zimmer, und rieth mir, mein Geld, das in allem zweitauſend Thaler betrug, vorſichtig anzuwenden. Ich lebte drei Jahre in dieſer Stadt, und lernte, was ein tüchtiger Arzt wiſſen muß; ich müßte aber

lügen, wenn ich ſagte, daß ich gerne dort geweſen ſey, denn die Sitten dieſes Volkes gefielen mir nicht; auch hatte ich nur wenige gute Freunde dort, dieſe aber waren edle junge Männer.

Die Sehnſucht nach der Heimath wurde endlich mächtig in mir; in der ganzen Zeit hatte ich nichts von meinem Vater gehört, und ich ergriff daher eine günſtige Gelegenheit, nach Hauſe zu kommen.

Es ging nämlich eine Geſandtſchaft aus Frankenland nach der hohen Pforte. Ich verdang mich als Wundarzt in das Gefolge des Geſandten, und kam glücklich wieder nach Stambul. Das Haus meines Vaters aber fand ich verſchloſſen, und die Nachbarn erſtaunten, als ſie mich ſahen, und ſagten mir, mein Vater ſey vor zwei Monaten geſtorben. Jener Prieſter, der mich in meiner Jugend unterrichtet hatte, brachte mir den Schlüſſel; allein und verlaſſen zog ich in das verödete Haus ein. Ich fand noch alles, wie es mein Vater verlaſſen hatte, nur das Gold, das er mir zu hinterlaſſen verſprach, fehlte. Ich fragte den Prieſter darüber, und dieſer verneigte ſich und ſprach: „Euer Vater iſt als ein heiliger Mann geſtorben; denn er hat ſein Gold der Kirche vermacht.“ Dies war und blieb mir unbegreiflich; doch was wollte ich machen? Ich hatte keine Zeugen gegen den Prieſter und mußte froh ſeyn, daß er nicht auch das Haus und die Waaren meines Vaters als Vermächtniß angeſehen hatte. Dies war das erſte Unglück, das mich traf. Von jetzt an aber kam es Schlag auf Schlag. Mein Ruf als Arzt wollte ſich gar nicht ausbreiten, weil ich mich ſchämte, den Marktſchreier zu machen, und überall fehlte mir die Empfehlung meines Vaters, der mich bei den Reichſten und Vornehmſten eingeführt hätte, die jetzt nicht mehr

an den armen Zaleukos dachten. Auch die Waaren meines Vaters fanden keinen Abgang, denn die Kunden hatten ſich nach ſeinem Tode verlaufen, und neue bekommt man nur langſam. Als ich einſt troſtlos über meine Lage nachdachte, fiel mir ein, daß ich oft in Franken Männer meines Volkes geſehen hatte, die das Land durchzogen und ihre Waaren auf den Märkten der Städte auslegten; ich erinnerte mich, daß man ihnen gerne abkaufte, weil ſie aus der Fremde kamen, und daß man bei ſolchem Handel das Hundertfache erwerben könne. Sogleich war auch mein Entſchluß gefaßt. Ich verkaufte mein väterliches Haus, gab einem Theil des gelösten Geldes einem bewährten Freunde zum Aufbewahren, von dem übrigen aber kaufte ich, was man in Franken ſelten hat, als Shawls, ſeidene Zeugen, Salben und Oele, miethete einen Platz auf einem Schiff und trat ſo meine zweite Reiſe nach Frankenland an. Es ſchien, als ob das Glück, ſobald ich die Schlöſſer der Dardanellen im Rücken hatte, mir wieder günſtig geworden wäre. Unſere Fahrt war kurz und glücklich. Ich durchzog die großen und kleinen Städte der Franken, und fand überall willige Käufer meiner Waaren. Mein Freund in Stambul ſandte mir immer wieder friſche Vorräthe, und ich wurde von Tag zu Tag wohlhabender. Als ich endlich ſo viel erſpart hatte, daß ich glaubte, ein größeres Unternehmen wagen zu können, zog ich mit meinen Waaren nach Italien. Etwas muß ich aber noch geſtehen, was mir auch nicht wenig Geld einbrachte, ich nahm auch meine Arzneikunſt zu Hülfe. Wenn ich in eine Stadt kam, ließ ich durch Zettel verkünden, daß ein griechiſcher Arzt da ſey, der ſchon viele geheilt habe; und wahrlich, mein Balſam und meine Arzneien haben mir manche Zechine eingebracht. So war ich endlich nach der Stadt

Florenz in Italien gekommen. Ich nahm mir vor, längere Zeit in dieſer Stadt zu bleiben, theils weil ſie mir ſo wohl gefiel, theils auch, weil ich mich von den Strapazen meines Umherziehens erholen wollte. Ich miethete mir ein Gewölbe in dem Stadtviertel St. Croce und nicht weit davon ein Paar ſchöne Zimmer, die auf einen Altan führten, in einem Wirthshaus. Sogleich ließ ich auch meine Zettel umhertragen, die mich als Arzt und Kaufmann ankündigten. Ich hatte kaum mein Gewölbe eröffnet, ſo ſtrömten auch die Käufer herzu, und ob ich gleich ein wenig hohe Preiſe hatte, ſo verkaufte ich doch mehr als andere, weil ich gefällig und freundlich gegen meine Kunden war. Ich hatte ſchon vier Tage vergnügt in Florenz verlebt, als ich eines Abends, da ich ſchon mein Gewölbe ſchließen und nur die Vorräthe in meinen Salbenbüchſen, nach meiner Gewohnheit, noch einmal muſtern wollte, in einer kleinen Büchſe einen Zettel fand, den ich mich nicht erinnerte, hineingethan zu haben. Ich öffnete den Zettel und fand darin eine Einladung, dieſe Nacht, punkt zwölf Uhr, auf der Brücke, die man Ponte vecchio heißt, mich einzufinden. Ich ſann lange darüber nach, wer es wohl ſeyn könnte, der mich dorthin einlud, da ich aber keine Seele in Florenz kannte, dachte ich, man werde mich vielleicht heimlich zu irgend einem Kranken führen wollen, was ſchon öfter geſchehen war. Ich beſchloß alſo, hinzugehen, doch hing ich zur Vorſicht den Säbel um, den mir einſt mein Vater geſchenkt hatte.

Als es ſtark gegen Mitternacht ging, machte ich mich auf den Weg und kam bald auf den Ponte vecchio. Ich fand die Brücke verlaſſen und öde, und beſchloß zu warten, bis er erſcheinen würde, der mich rief. Es war eine kalte Nacht; der Mond ſchien hell und ich ſchaute hinab in die

Wellen des Arno, die weithin im Mondlicht ſchimmerten. Auf den Kirchen der Stadt ſchlug es jetzt zwölf Uhr, ich richtete mich auf, und vor mir ſtand ein großer Mann, ganz in einen rothen Mantel gehüllt, deſſen einen Zipfel er vor das Geſicht hielt.

Ich war anfangs etwas erſchrocken, weil er ſo plötzlich hinter mir ſtand, faßte mich aber ſogleich wieder und ſprach: „Wenn Ihr mich habt hieher beſtellt, ſo ſagt an, was ſteht zu Eurem Befehl?“ Der Rothmantel wandte ſich um und ſagte langſam: „Folge!“ Da ward mirs doch etwas unheimlich zu Muth, mit dieſem Unbekannten allein zu gehen; ich blieb ſtehen und ſprach: „Nicht alſo, lieber Herr, wollet mir vorerſt ſagen, wohin; auch könnet Ihr mir Euer Geſicht ein wenig zeigen, daß ich ſehe, ob Ihr Gutes mit mir vorhabt. Der Rothe aber ſchien ſich nicht darum zu kümmern. „Wenn Du nicht willſt, Zaleukos, ſo bleibe!“ antwortete er und ging weiter. Da entbrannte mein Zorn. „Meinet Ihr,“ rief ich aus, „ein Mann wie ich laſſe ſich von jedem Narren foppen, und ich werde in dieſer kalten Nacht umſonſt gewartet haben?“ In drei Sprüngen hatte ich ihn erreicht, packte ihn an ſeinem Mantel und ſchrie noch lauter, indem ich die andere Hand an den Säbel legte; aber der Mantel blieb mir in der Hand, und der Unbekannte war um die nächſte Ecke verſchwunden. Mein Zorn legte ſich nach und nach, ich hatte doch den Mantel, und dieſer ſollte mir ſchon den Schlüſſel zu dieſem wunderlichen Abenteuer geben. Ich hing ihn um und ging weiter nach Hauſe. Als ich kaum noch hundert Schritte davon entfernt war, ſtreifte Jemand dicht an mir vorüber und flüſterte in fränkiſcher Sprache: „Nehmet Euch in Acht, Graf, heute Nacht iſt nichts zu machen.“ Ehe ich mich

aber umsehen konnte, war dieser Jemand schon vorbei, und ich sah nur noch einen Schatten an den Häusern hinschweben. Daß dieser Zuruf den Mantel und nicht mich anging, sah ich ein, doch gab er mir kein Licht über die Sache. Am andern Morgen überlegte ich, was zu thun sey. Ich war von Anfang gesonnen, den Mantel ausrufen zu lassen, als hätte ich ihn gefunden, doch da konnte der Unbekannte ihn durch einen dritten holen lassen, und ich hätte dann keinen Aufschluß über die Sache gehabt. Ich besah, indem ich so nachdachte, den Mantel näher. Er war von schwerem genuesischem Sammt, purpurroth, mit astrachanischem Pelz verbrämt und reich mit Gold gestickt. Der prachtvolle Anblick des Mantels brachte mich auf einen Gedanken, den ich auszuführen beschloß. — Ich trug ihn in mein Gewölb und legte ihn zum Verkauf aus, setzte aber auf ihn einen so hohen Preis, daß ich gewiß war, keinen Käufer zu finden. Mein Zweck dabei war, jeden, der nach dem Pelz fragen würde, scharf ins Auge zu fassen; denn die Gestalt des Unbekannten, die sich mir, nach Verlust des Mantels, wenn auch nur flüchtig, doch bestimmt gezeigt, wollte ich aus Tausenden erkennen. Es fanden sich viele Kauflustige zu dem Mantel, dessen außerordentliche Schönheit alle Augen auf sich zog, aber keiner glich entfernt dem Unbekannten, keiner wollte den hohen Preis von zweihundert Zechinen dafür bezahlen. Auffallend war mir dabei, daß, wenn ich einen oder den andern fragte, ob denn sonst kein solcher Mantel in Florenz sey, alle mit nein antworteten und versicherten, eine so kostbare und geschmackvolle Arbeit nie gesehen zu haben.

Es wollte schon Abend werden, da kam endlich ein junger Mann, der schon oft bei mir gewesen war und auch

heute viel auf den Mantel geboten hatte, warf einen Beutel Zechinen auf den Tiſch, und rief: „Bei Gott! Zaleukos, ich muß Deinen Mantel haben, und ſollte ich zum Bettler darüber werden.“ Zugleich begann er, ſeine Goldſtücke aufzuzählen. Ich kam in große Noth; ich hatte den Mantel nur ausgehängt, um vielleicht die Blicke meines Unbekannten darauf zu ziehen, und jetzt kam ein junger Thor, um den ungeheuren Preis zu zahlen. Doch was blieb mir übrig? Ich gab nach, denn es that mir auf der andern Seite der Gedanke wohl, für mein nächtliches Abenteuer ſo ſchön entſchädigt zu werden. Der Jüngling hing ſich den Mantel um und ging; er kehrte aber auf der Schwelle wieder um, indem er ein Papier, das am Mantel befeſtigt war, losmachte, mir zuwarf und ſagte: „Hier, Zaleukos, hängt etwas, das wohl nicht zu dem Mantel gehört.“ Gleichgültig nahm ich den Zettel, aber ſiehe da, dort ſtand geſchrieben: „Bringe heute Nacht, um die bewußte Stunde, den Mantel auf den Ponte vecchio, vierhundert Zechinen warten Deiner.“ Ich ſtand, wie niedergedonnert. So hatte ich alſo mein Glück ſelbſt verſcherzt und meinen Zweck gänzlich verfehlt! Doch ich beſann mich nicht lange, raffte die zweihundert Zechinen zuſammen, ſprang dem, der den Mantel gekauft hatte, nach, und ſprach: „Nehmt Eure Zechinen wieder, guter Freund, und laßt mir den Mantel, ich kann ihn unmöglich hergeben.“ Dieſer hielt die Sache von Anfang für Spaß, als er aber merkte, daß es Ernſt war, gerieth er in Zorn über meine Forderung, ſchalt mich einen Narren, und ſo kam es endlich zu Schlägen. Doch ich war ſo glücklich, im Handgemeng ihm den Mantel zu entreißen, und wollte ſchon mit davon eilen, als der junge Mann die Polizei zu Hülfe rief und mich mit ſich vor

Gericht zog. Der Richter war sehr erstaunt über die Anklage und sprach meinem Gegner den Mantel zu. Ich aber bot dem Jüngling zwanzig, fünfzig, achtzig, ja hundert Zechinen über seine zweihundert, wenn er mir den Mantel ließe. Was meine Bitten nicht vermochten, bewirkte mein Gold. Er nahm meine guten Zechinen, ich aber zog mit dem Mantel triumphirend ab und mußte mir gefallen lassen, daß man mich in ganz Florenz für einen Wahnsinnigen hielt. Doch die Meinung der Leute war mir gleichgültig, ich wußte es ja besser, als sie, daß ich an dem Handel noch gewann.

Mit Ungeduld erwartete ich die Nacht. Um dieselbe Zeit, wie gestern, ging ich, den Mantel unter dem Arm, auf den Ponte vecchio. Mit dem letzten Glockenschlag kam die Gestalt aus der Nacht heraus auf mich zu. Es war unverkennbar der Mann von gestern. „Hast Du den Mantel?“ wurde ich gefragt. „Ja, Herr,“ antwortete ich, „aber er kostete mich baar hundert Zechinen.“ „Ich weiß es,“ entgegnete jener. „Schau auf, hier sind vierhundert.“ Er trat mit mir an das breite Geländer der Brücke und zählte die Goldstücke hin. Vierhundert waren es; prächtig blitzten sie im Mondschein, ihr Glanz erfreute mein Herz, ach! es ahnete nicht, daß es seine letzte Freude seyn werde. Ich steckte mein Geld in die Tasche, und wollte mir nun auch den gütigen Unbekannten recht betrachten; aber er hatte eine Larve vor dem Gesicht, aus der mich dunkle Augen furchtbar anblitzten. „Ich danke Euch, Herr, für Eure Güte,“ sprach ich zu ihm, „was verlangt Ihr jetzt von mir? Das sage ich Euch aber vorher, daß es nichts Unrechtes seyn darf.“ „Unnöthige Sorge,“ antwortete er, indem er den Mantel um die Schultern legte; „ich bedarf

Eurer Hülfe als Arzt, doch nicht für einen Lebenden, sondern für einen Todten.

„Wie kann das seyn?“ rief ich voll Verwunderung.

„Ich kam mit meiner Schwester aus fernen Landen,“ erzählte er, und winkte mir zugleich ihm zu folgen; „ich wohnte hier mit ihr bei einem Freund meines Hauses. Meine Schwester starb gestern schnell an einer Krankheit, und die Verwandten wollen sie morgen begraben. Nach einer alten Sitte unserer Familie aber sollen alle in der Gruft der Väter ruhen; viele, die in fremdem Lande starben, ruhen dennoch dort einbalsamirt. Meinen Verwandten gönne ich nun ihren Körper, meinem Vater aber muß ich wenigstens den Kopf seiner Tochter bringen, damit er sie noch einmal sehe.“ Diese Sitte, die Köpfe geliebter Anverwandten abzuschneiden, kam mir zwar etwas schrecklich vor, doch wagte ich nichts dagegen einzuwenden, aus Furcht, den Unbekannten zu beleidigen. Ich sagte ihm daher, daß ich mit dem Einbalsamiren der Todten wohl umgehen könne, und bat ihn, mich zu der Verstorbenen zu führen. Doch konnte ich mich nicht enthalten, zu fragen: warum denn dies alles so geheimnißvoll und in der Nacht geschehen müsse? Er antwortete mir, daß seine Verwandten, die seine Absicht für grausam halten, bei Tage ihn abhalten würden; sey aber nur erst einmal der Kopf abgenommen, so können sie wenig mehr darüber sagen; er hätte mir zwar den Kopf bringen können, aber ein natürliches Gefühl halte ihn ab, ihn selbst abzunehmen.

Wir waren indeß bis an ein großes, prachtvolles Haus gekommen. Mein Begleiter zeigte es mir, als das Ziel unsers nächtlichen Spaziergangs. Wir gingen an dem Hauptthor des Hauses vorbei, traten in eine kleine Pforte,

die der Unbekannte ſorgfältig hinter ſich zumachte und ſtiegen nun im Finſtern eine enge Wendeltreppe hinan. Sie führte in einen ſpärlich erleuchteten Gang, aus welchem wir in ein Zimmer gelangten, das eine Lampe, die an der Decke befeſtigt war, erleuchtete.

In dieſem Gemach ſtand ein Bett, in welchem der Leichnam lag. Der Unbekannte wandte ſein Geſicht ab und ſchien Thränen verbergen zu wollen. Er deutete nach dem Bett, befahl mir, mein Geſchäft gut und ſchnell zu verrichten, und ging wieder zur Thüre hinaus.

Ich packte meine Meſſer, die ich als Arzt immer bei mir führte, aus und näherte mich dem Bett. Nur der Kopf war von der Leiche ſichtbar, aber dieſer war ſo ſchön, daß mich unwillkürlich das innigſte Mitleiden ergriff. In langen Flechten hing das dunkle Haar herab, das Geſicht war bleich, die Augen geſchloſſen. Ich machte zuerſt einen Einſchnitt in die Haut, nach der Weiſe der Aerzte, wenn ſie ein Glied abſchneiden. Sodann nahm ich mein ſchärfſtes Meſſer und ſchnitt mit einem Zug, die Kehle durch. Aber welcher Schrecken! Die Todte ſchlug die Augen auf, ſchloß ſie aber gleich wieder, und in einem tiefen Seufzer ſchien ſie jetzt erſt ihr Leben auszuhauchen. Zugleich ſchoß mir ein Strahl heißen Blutes aus der Wunde entgegen. Ich überzeugte mich, daß ich erſt die Arme getödtet hatte. Denn daß ſie todt ſey, war kein Zweifel, da es von dieſer Wunde keine Rettung gab. Ich ſtand einige Minuten in banger Beklommenheit über das, was geſchehen war. Hatte der Rothmantel mich betrogen oder war die Schweſter vielleicht nur ſcheintodt geweſen? Das letztere ſchien mir wahrſcheinlicher. Aber ich durfte dem Bruder der Verſtorbenen nicht ſagen, daß vielleicht ein weniger raſcher Schnitt ſie erweckt

hätte, ohne sie zu tödten, darum wollte ich den Kopf vollends ablösen, aber noch einmal stöhnte die Sterbende, streckt sich in schmerzhafter Bewegung aus und starb. Da übermante mich der Schrecken und ich stürzte schaudernd aus dem Gemach. Aber draußen im Gang war es finster; denn die Lampe war verlöscht, keine Spur von meinem Begleiter war zu entdecken, und ich mußte aufs Ungefahr mich im Finstern an der Wand fortbewegen, um an die Wendeltreppe zu gelangen. Ich fand sie endlich und kam halb fallend, halb gleitend hinab. Auch unten war kein Mensch. Die Thüre fand ich nur angelehnt, und ich athmete freier, als ich auf der Straße war. Denn in dem Hause war mir ganz unheimlich geworden. Von Schrecken gespornt, rannte ich in meine Wohnung und begrub mich in die Polster meines Lagers, um das Schreckliche zu vergessen, das ich gethan hatte. Aber der Schlaf floh mich, und erst der Morgen ermahnte mich wieder, mich zu fassen. Es war mir wahrscheinlich, daß der Mann, der mich zu dieser verruchten That, wie sie mir jetzt erschien, verführt hatte, mich nicht angeben würde. Ich entschloß mich gleich, in mein Gewölbe an mein Geschäft zu gehen, und wo möglich eine sorglose Miene anzunehmen. Aber ach! Ein neuer Umstand, den ich jetzt erst bemerkte, vermehrte noch meinen Kummer. Meine Mütze und mein Gürtel, wie auch meine Messer fehlten mir, und ich war ungewiß, ob ich sie im Zimmer der Getödteten gelassen oder erst auf meiner Flucht verloren hatte. Leider schien das erste wahrscheinlicher, und man konnte mich also als Mörder entdecken.

Ich öffnete zur gewöhnlichen Zeit mein Gewölbe. Mein Nachbar trat zu mir her; wie er alle Morgen zu thun pflegte, denn er war ein gesprächiger Mann. „Ei, was

ſagt Ihr zu der ſchrecklichen Geſchichte," hub er an, „die heute Nacht vorgefallen iſt?" Ich that, als ob ich nichts wüßte. „Wie, ſolltet Ihr nicht wiſſen, von was die ganze Stadt erfüllt iſt? Nicht wiſſen, daß die ſchönſte Blume von Florenz, Bianca, die Tochter des Gouverneurs, in dieſer Nacht ermordet wurde? Ach! ich ſah ſie geſtern noch ſo heiter durch die Straßen fahren mit ihrem Bräutigam, denn heute hätten ſie Hochzeit gehabt." Jedes Wort des Nachbars war mir ein Stich ins Herz. Und wie oft kehrte meine Marter wieder, denn jeder meiner Kunden erzählte mir die Geſchichte, immer einer ſchrecklicher als der andere, und doch konnte keiner ſo Schreckliches ſagen als ich ſelbſt geſehen hatte. Um Mittag ungefähr trat ein Mann vom Gericht in mein Gewölbe und bat mich, die Leute zu entfernen. „Signore Zaleukos," ſprach er, indem er die Sachen, die ich vermißt, hervorzog, „gehören dieſe Sachen Euch zu?" Ich beſann mich, ob ich ſie nicht gänzlich abläugnen ſollte, aber als ich durch die halbgeöffnete Thüre meinen Wirth und mehrere Bekannte, die wohl gegen mich zeugen konnten, erblickte, beſchloß ich, die Sache nicht noch durch eine Lüge zu verſchlimmern, und bekannte mich zu den vorgezeigten Dingen. Der Gerichtsmann bat mich, ihm zu folgen, und führte mich in ein großes Gebäude, das ich bald für das Gefängniß erkannte. Dort wies er mir, bis auf weiteres, ein Gemach an.

Meine Lage war ſchrecklich, als ich ſo in der Einſamkeit darüber nachdachte. Der Gedanke, gemordet zu haben, wenn auch ohne Willen, kehrte immer wieder. Auch konnte ich mir nicht verhehlen, daß der Glanz des Goldes meine Sinne befangen gehalten hatte, ſonſt hätte ich nicht ſo blindlings in die Falle gehen können. Zwei Stunden nach

meiner Verhaftung wurde ich aus meinem Gemach geführt. Mehrere Treppen ging es hinab, dann kam man in einen großen Saal. Um einen langen, ſchwarzbehängten Tiſch ſaßen dort zwölf Männer, meiſtens Greiſe. An den Seiten des Saales zogen ſich Bänke herab, angefüllt mit den Vornehmſten von Florenz. Auf den Gallerien, die in der Höhe angebracht waren, ſtanden, dicht gedrängt, die Zuſchauer. Als ich vor den ſchwarzen Tiſch getreten war, erhob ſich ein Mann mit finſterer, trauriger Miene, es war der Gouverneur. Er ſprach zu den Verſammelten, daß er als Vater in dieſer Sache nicht richten könne, und daß er ſeine Stelle für diesmal an den Aelteſten der Senatoren abtrete. Der Aelteſte der Senatoren war ein Greis von wenigſtens neunzig Jahren. Er ſtand gebückt, und ſeine Schläfe waren mit dünnem, weißem Haar umhängt, aber feurig brannten noch ſeine Augen, und ſeine Stimme war ſtark und ſicher. Er hub an, mich zu fragen, ob ich den Mord geſtehe. Ich bat ihn um Gehör und erzählte unerſchrocken und mit vernehmlicher Stimme, was ich gethan hatte, und was ich wußte. Ich bemerkte, daß der Gouverneur, während meiner Erzählung, bald blaß, bald roth wurde, und als ich geſchloſſen, fuhr er wüthend auf: „Wie, Elender!“ rief er mir zu, „ſo willſt Du ein Verbrechen, das Du aus Habgier begangen, noch einem andern aufbürden?“ Der Senator verwies ihm ſeine Unterbrechung, da er ſich freiwillig ſeines Rechtes begeben habe, auch ſey es gar nicht ſo erwieſen, daß ich aus Habgier gefrevelt, denn nach ſeiner eigenen Ausſage ſey ja der Getödteten nichts geſtohlen worden. Ja, er ging noch weiter. Er erklärte dem Gouverneur, daß er über das frühere Leben ſeiner Tochter Rechenſchaft geben müſſe. Denn nur ſo könne man ſchließen, ob

ich die Wahrheit gesagt habe oder nicht. Zugleich hob er für heute das Gericht auf, um sich, wie er sagte, aus den Papieren der Verstorbenen, die ihm der Gouverneur übergeben werde, Rath zu holen. Ich wurde wieder in mein Gefängniß zurückgeführt, wo ich einen traurigen Tag verlebte, immer mit dem heißen Wunsch beschäftigt, daß man doch irgend eine Verbindung zwischen der Todten und dem Rothmantel entdecken möchte. Voll Hoffnung trat ich den andern Tag in den Gerichtssaal. Es lagen mehrere Briefe auf dem Tisch. Der alte Senator fragte mich, ob sie meine Handschrift seyen. Ich sah sie an und fand, daß sie von derselben Hand seyn müßten, wie jene beiden Zettel, die ich erhalten. Ich äußerte dies den Senatoren, aber man schien nicht darauf zu achten, und antwortete, daß ich Beides geschrieben haben könne und müsse, denn der Namenszug unter den Briefen sey unverkennbar, ein Z., der Anfangsbuchstabe meines Namens. Die Briefe aber enthielten Drohungen an die Verstorbene und Warnungen vor der Hochzeit, die sie zu vollziehen im Begriff war.

Der Gouverneur schien sonderbare Aufschlüsse in Hinsicht auf meine Person gegeben zu haben. Denn man behandelte mich an diesem Tage mißtrauischer und strenger. Ich berief mich, zu meiner Rechtfertigung, auf meine Papiere, die sich in meinem Zimmer finden müssen, aber man sagte mir, man habe nachgesucht und nichts gefunden. So schwand mir, am Schlusse dieses Gerichts, alle Hoffnung, und als ich am dritten Tag wieder in den Saal geführt wurde, las man mir das Urtheil vor, daß ich eines vorsätzlichen Mordes überwiesen, zum Tode verurtheilt sey. Dahin also war es mit mir gekommen. Verlassen von allem, was mir auf Erden noch theuer war, fern von meiner

Heimath ſollte ich unſchuldig in der Blüthe meiner Jahre vom Beile ſterben!

Ich ſaß am Abend dieſes ſchrecklichen Tages, der über mein Schickſal entſchieden hatte, in meinem einſamen Kerker, meine Hoffnungen waren dahin, meine Gedanken ernſthaft auf den Tod gerichtet, da that ſich die Thüre meines Gefängniſſes auf, und ein Mann trat herein, der mich lange ſchweigend betrachtete. „So finde ich Dich wieder, Zaleukos?“ ſagte er. Ich hatte ihn bei dem matten Schein meiner Lampe nicht erkannt, aber der Klang ſeiner Stimme erweckte alte Erinnerungen in mir. Es war Valetty, einer jener wenigen Freunde, die ich in der Stadt Paris während meiner Studien kannte. Er ſagte, daß er zufällig nach Florenz gekommen ſey, wo ſein Vater als angeſehener Mann wohne, er habe von meiner Geſchichte gehört, und ſey gekommen, um mich noch einmal zu ſehen, und von mir ſelbſt zu erfahren, wie ich mich ſo ſchwer habe verſchulden können. Ich erzählte ihm die ganze Geſchichte. Er ſchien darüber ſehr verwundert und beſchwor mich, ihm, meinem einzigen Freunde, alles zu ſagen, um nicht mit einer Lüge von hinnen zu gehen. Ich ſchwor ihm mit dem theuerſten Eid, daß ich wahr geſprochen, und daß keine andere Schuld mich drücke, als daß ich, von dem Glanze des Goldes geblendet, das Unwahrſcheinliche der Erzählung des Unbekannten nicht erkannt habe. „So haſt Du Bianca nicht gekannt?“ fragte jener. Ich betheuerte ihm, ſie nie geſehen zu haben. Valetty erzähle mir nun, daß ein tiefes Geheimniß auf der That liege, daß der Gouverneur meine Verurtheilung ſehr haſtig betrieben habe, und es ſey nun ein Gerücht unter die Leute gekommen, daß ich Bianca ſchon längſt gekannt und, aus Rache über ihre Heirath mit

einem andern, ſie ermordet habe. Ich bemerkte ihm, daß dies alles ganz auf den Rothmantel paſſe, daß ich aber ſeine Theilnahme an der That mit nichts beweiſen könne. Valetty umarmte mich weinend und verſprach mir, alles zu thun, um wenigſtens mein Leben zu retten. Ich hatte wenig Hoffnung, doch wußte ich, daß Valetty ein weiſer und der Geſetze kundiger Mann ſey, und daß er alles thun werde, mich zu retten. Zwei lange Tage war ich in Ungewißheit, endlich erſchien Valetty. „Ich bringe Troſt, wenn auch einen ſchmerzlichen. Du wirſt leben und frei ſeyn, aber mit Verluſt einer Hand.“ Gerührt dankte ich meinem Freund für mein Leben. Er ſagte mir, daß der Gouverneur unerbittlich geweſen ſey, die Sache noch einmal unterſuchen zu laſſen. Daß er aber endlich, um nicht ungerecht zu erſcheinen, eingewilligt habe, wenn man in den Büchern der florentiniſchen Geſchichte einen ähnlichen Fall finde, ſo ſolle meine Strafe ſich nach der Strafe, die dort ausgeſprochen ſey, richten. Er und ſein Vater haben nun Tag und Nacht in den alten Büchern geleſen, und endlich einen ganz dem meinigen ähnlichen Fall gefunden. Dort laute die Strafe: Es ſoll ihm die linke Hand abgehauen, ſeine Güter eingezogen, er ſelbſt auf ewig verbannt werden. So laute jetzt auch meine Strafe, und ich ſolle mich jetzt bereiten zu der ſchmerzhaften Stunde, die meiner warte. Ich will Euch nicht dieſe ſchreckliche Stunde vors Auge führen, wo ich auf offenem Markt meine Hand auf den Block legte, wo mein eigenes Blut in weiten Bogen mich überſtrömte!

Valetty nahm mich in ſein Haus auf, bis ich geneſen war, dann verſah er mich edelmüthig mit Reiſegeld; denn alles, was ich mir ſo mühſam erworben, war eine Beute des Gerichts geworden. Ich reiste von Florenz nach

Sicilien und von da mit dem ersten Schiff, das ich fand, nach Constantinopel. Meine Hoffnung war auf die Summe gerichtet, die ich meinem Freund übergeben hatte, auch bat ich ihn, bei ihm wohnen zu dürfen; aber wie erstaunte ich, als dieser mich fragte, warum ich denn nicht mein Haus beziehe. Er sagte mir, daß ein fremder Mann unter meinem Namen ein Haus in dem Quartier der Griechen gekauft habe, derselbe habe auch den Nachbarn gesagt, daß ich bald selbst kommen werde. Ich ging sogleich mit meinem Freunde dahin und wurde von allen meinen alten Bekannten freudig empfangen. Ein alter Kaufmann gab mir einen Brief, den der Mann, der für mich gekauft hatte, hier gelassen habe.

Ich las: „Zaleukos! Zwei Hände stehen bereit, rastlos zu schaffen, daß Du nicht fühlest den Verlust der einen. Das Haus, das Du siehest, und alles, was darin ist, ist Dein, und alle Jahre wird man Dir so viel reichen, daß Du zu den Reichen Deines Volks gehören wirst. Mögest Du dem vergeben, der unglücklicher ist als Du!“ Ich konnte ahnen, wer es geschrieben, und der Kaufmann sagte mir auf meine Frage, es sey ein Mann gewesen, den er für einen Franken gehalten, er habe einen rothen Mantel angehabt. Ich wußte genug, um mir zu gestehen, daß der Unbekannte doch nicht ganz von aller edlen Gesinnung entblößt seyn müsse. In meinem neuen Haus fand ich alles aufs Beste eingerichtet, auch ein Gewölbe mit Waaren, schöner als ich sie je gehabt. Zehn Jahre sind seitdem verstrichen; mehr aus alter Gewohnheit, als weil ich es nöthig habe, setze ich meine Handelsreisen fort, doch habe ich jenes Land, wo ich so unglücklich wurde, nie mehr gesehen. Jedes Jahr erhielt ich seitdem tausend Goldstücke; aber wenn es mir auch Freude macht, jenen Unglücklichen edel zu

wiſſen, ſo kann er mir doch den Kummer meiner Seele nicht abkaufen, denn ewig lebt in mir das grauenvolle Bild der ermordeten Bianca.

Zaleukos, der griechiſche Kaufmann, hatte ſeine Geſchichte geendigt. Mit großer Theilnahme hatten ihm die Uebrigen zugehört, beſonders der Fremde ſchien ſehr davon ergriffen zu ſeyn; er hatte einigemal tief geſeufzt, und Muley ſchien es ſogar, als habe er einmal Thränen in den Augen gehabt. Sie beſprachen ſich noch lange Zeit über die Geſchichte.

„Und haßt Ihr den Unbekannten nicht, der Euch ſo ſchnöd um ein ſo edles Glied Eures Körpers, der ſelbſt Euer Leben in Gefahr brachte?“ fragte der Fremde.

„Wohl gab es in früherer Zeit Stunden,“ antwortete der Grieche, „in denen mein Herz ihn vor Gott angeklagt, daß er dieſen Kummer über mich gebracht und mein Leben vergiftet habe, aber ich fand Troſt in dem Glauben meiner Väter, und dieſer befiehlt mir, meine Feinde zu lieben; auch iſt er wohl noch unglücklicher als ich.“

„Ihr ſeyd ein edler Mann!“ rief der Fremde und drückte gerührt dem Griechen die Hand.

Der Anführer der Wache unterbrach ſie aber in ihrem Geſpräch. Er trat mit beſorgter Miene in das Zelt und berichtete, daß man ſich nicht der Ruhe überlaſſen dürfe, denn hier ſey die Stelle, wo gewöhnlich die Karavanen angegriffen werden, auch glauben ſeine Wachen, in der Entfernung mehrere Reiter zu ſehen.

Die Kaufleute waren ſehr beſtürzt über dieſe Nachricht; Selim, der Fremde, aber wunderte ſich über ihre Beſtürzung und meinte, daß ſie ſo gut geſchützt wären, daß ſie einen Trupp räuberiſcher Araber nicht zu fürchten brauchen.

„Ja, Herr!“ entgegnete ihm der Anführer der Wache. „Wenn es nur ſolches Geſindel wäre, könnte man ſich ohne Sorge zur Ruhe legen, aber ſeit einiger Zeit zeigt ſich der furchtbare Orbaſan wieder, und da gilt es, auf ſeiner Hut zu ſeyn.“

Der Fremde fragte, wer denn dieſer Orbaſan ſey, und Achmet, der alte Kaufmann, antwortete ihm: „Es gehen allerlei Sagen unter dem Volk über dieſen wunderbaren Mann. Die einen halten ihn für ein übermenſchliches Weſen, weil er oft mit fünf bis ſechs Männern zumal einen Kampf beſteht, andere halten ihn für einen tapfern Franken, den das Unglück in dieſe Gegend verſchlagen habe; von allem aber iſt nur ſo viel gewiß, daß er ein verruchter Räuber und Dieb iſt.“

„Das könnt Ihr aber doch nicht behaupten,“ entgegnete ihm Lezah, einer der Kaufleute. „Wenn er auch ein Räuber iſt, ſo iſt er doch ein edler Mann, und als ſolcher hat er ſich an meinem Bruder bewieſen, wie ich Euch erzählen könnte. Er hat ſeinen ganzen Stamm zu geordneten Menſchen gemacht, und ſo lange er die Wüſte durchſtreift, darf kein anderer Stamm es wagen, ſich ſehen zu laſſen. Auch raubt er nicht wie andere, ſondern er erhebt nur ein Schutzgeld von den Karavanen, und wer ihm dieſes willig bezahlt, der ziehet ungefährdet weiter, denn Orbaſan iſt der Herr der Wüſte.“

Alſo ſprachen unter ſich die Reiſenden im Zelte; die Wachen aber, die um den Lagerplatz ausgeſtellt waren, begannen unruhig zu werden. Ein ziemlich bedeutender Haufe bewaffneter Reiter zeigte ſich in der Entfernung einer halben Stunde; ſie ſchienen gerade auf das Lager zuzureiten. Einer der Männer von der Wache ging daher in das Zelt, um zu verkünden, daß ſie wahrſcheinlich angegriffen würden.

Die Kaufleute beriethen ſich unter einander, was zu thun ſey, ob man ihnen entgegen gehen oder den Angriff abwarten ſolle. Achmet und die zwei ältern Kaufleute wollten das letztere, der feurige Muley aber und Zaleukos verlangten das erſtere und riefen den Fremden zu ihrem Beiſtand auf. Dieſer zog ruhig ein kleines blaues Tuch mit rothen Sternen aus ſeinem Gürtel hervor, band es an eine Lanze und befahl einem der Sklaven, es auf das Zelt zu ſtecken; er ſetze ſein Leben zum Pfand, ſagte er, die Reiter werden, wenn ſie dieſes Zeichen ſehen, ruhig vorüber ziehen. Muley glaubte nicht an den Erfolg, der Sklave aber ſteckte die Lanze auf das Zelt. Inzwiſchen hatten alle, die im Lager waren, zu den Waffen gegriffen und ſahen in geſpannter Erwartung den Reitern entgegen. Doch dieſe ſchienen das Zeichen auf dem Zelte erblickt zu haben, ſie beugten plötzlich von ihrer Richtung auf das Lager ab und zogen in einem großem Bogen auf der Seite hin.

Verwundert ſtanden einige Augenblicke die Reiſenden und ſahen bald auf die Reiter, bald auf den Fremden. Dieſer ſtand ganz gleichgültig, wie wenn nichts vorgefallen wäre, vor dem Zelte und blickte über die Ebene hin. Endlich brach Muley das Stillſchweigen: „Wer biſt Du, mächtiger Fremdling,“ rief er aus, „der Du die wilden Horden der Wüſte durch einen Wink bezähmeſt?“ „Ihr ſchlagt meine Kunſt höher an, als ſie iſt,“ antwortete Selim Baruch. „Ich habe mich mit dieſem Zeichen verſehen, als ich der Gefangenſchaft entfloh; was es zu bedeuten hat, weiß ich ſelbſt nicht, nur ſo viel weiß ich, daß, wer mit dieſem Zeichen reiſet, unter mächtigem Schutze ſteht.“

Die Kaufleute dankten dem Fremden und nannten ihn ihren Erretter. Wirklich war auch die Anzahl der Reiter

so groß gewesen, daß wohl die Karavane nicht lange hätte Widerstand leisten können.

Mit leichterem Herzen begab man sich jetzt zur Ruhe, und als die Sonne zu sinken begann und der Abendwind über die Sandebene hinstrich, brachen sie auf und zogen weiter.

Am nächsten Tage lagerten sie ungefähr nur noch eine Tagreise von dem Ausgang der Wüste entfernt. Als sich die Reisenden wieder in dem großen Zelt versammelt hatten, nahm Lezah, der Kaufmann, das Wort:

„Ich habe Euch gestern gesagt, daß der gefürchtete Orbasan ein edler Mann sey; erlaubt mir, daß ich es Euch heute durch die Erzählung der Schicksale meines Bruders beweise. — Mein Vater war Kadi in Acara. Er hatte drei Kinder. Ich war der älteste, ein Bruder und eine Schwester waren bei weitem jünger als ich. Als ich zwanzig Jahre alt war, rief mich ein Bruder meines Vaters zu sich. Er setzte mich zum Erben seiner Güter ein, mit der Bedingung, daß ich bis zu seinem Tode bei ihm bleibe. Aber er erreichte ein hohes alter, so daß ich erst vor zwei Jahren in meine Heimath zurückkehrte und nichts davon wußte, welch schreckliches Schicksal indeß mein Haus betroffen, und wie gütig Allah es gewendet hatte."

Die Errettung Fatme's.

Mein Bruder Mustapha und meine Schwester Fatme waren beinahe in gleichem Alter. Jener hatte höchstens zwei Jahre voraus. Sie liebten einander innig und trugen vereint alles bei, was unserem kränklichen Vater die Last seines Alters erleichtern konnte. An Fatme's sechzehntem

Geburtstage veranstaltete der Bruder ein Fest. Er ließ alle ihre Gespielinnen einladen, setzte ihnen in dem Garten des Vaters ausgesuchte Speisen vor, und als es Abend wurde, lud er sie ein, auf einer Barke, die er gemiethet und festlich geschmückt hatte, ein wenig hinaus in die See zu fahren. Fatme und ihre Gespielinnen willigten mit Freuden ein; denn der Abend war schön, und die Stadt gewährte besonders Abends, von dem Meere aus betrachtet, einen herrlichen Anblick. Den Mädchen aber gefiel es so gut auf der Barke, daß sie meinen Bruder bewogen, immer weiter in die See hinaus zu fahren. Mustapha gab aber ungern nach, weil sich vor einigen Tagen ein Korsar hatte sehen lassen. Nicht weit von der Stadt zieht sich ein Vorgebirge in das Meer. Dorthin wollten noch die Mädchen, um von da die Sonne in das Meer sinken zu sehen. Als sie um das Vorgebirg herum ruderten, sahen sie in geringer Entfernung eine Barke, die mit Bewaffneten besetzt war. Nichts Gutes ahnend, befahl mein Bruder den Ruderern sein Schiff zu drehen und dem Lande zuzurudern. Wirklich schien sich auch seine Besorgniß zu bestätigen, denn jene Barke kam jener meines Bruders schnell nach, überholte sie, da sie mehr Ruder hatte, und hielt sich immer zwischen dem Land und unserer Barke. Die Mädchen aber als sie die Gefahr erkannten, in der sie schwebten, sprangen auf und schrien und klagten; umsonst suchte sie Mustapha zu beruhigen, umsonst stellte er ihnen vor, ruhig zu bleiben, weil sie durch ihr Hin- und Herrennen die Barke in Gefahr brächten, umzuschlagen. Es half nichts, und da sie sich endlich bei Annäherung des andern Bootes alle auf die hintere Seite der Barke stürzten, schlug diese um. Indessen aber hatte man vom Land aus die Bewegungen des

fremden Bootes beobachtet, und da man ſchon ſeit einiger Zeit Beſorgniſſe wegen Korſaren hegte, hatte dieſes Boot Verdacht erregt, und mehrere Barken ſtießen vom Lande, um den Unſrigen beizuſtehen. Aber ſie kamen nur noch zu rechter Zeit, um die Unterſinkenden aufzunehmen. In der Verwirrung war das feindliche Boot entwitſcht, auf den beiden Barken aber, welche die Geretteten aufgenommen hatten, war man ungewiß, ob alle gerettet ſeyen. Man näherte ſich gegenſeitig, und ach! es fand ſich, daß meine Schweſter und eine ihrer Geſpielinnen fehle; zugleich entdeckte man aber einen Fremden in einer der Barken, den niemand kannte. Auf die Drohungen Muſtapha's geſtand er, daß er zu dem feindlichen Schiff, das zwei Meilen oſtwärts vor Anker liege, gehöre, und daß ihn ſeine Gefährten auf ihrer eiligen Flucht im Stich gelaſſen haben, indem er im Begriff geweſen ſey, die Mädchen auffiſchen zu helfen; auch ſagte er aus, daß er geſehen habe, wie man zwei derſelben in das Schiff gezogen.

Der Schmerz meines alten Vaters war grenzenlos, aber auch Muſtapha war bis zum Tod betrübt; denn nicht nur daß ſeine geliebte Schweſter verloren war, und daß er ſich anklagte, an ihrem Unglück ſchuld zu ſeyn, — jene Freundin Fatme's, die ihr Unglück theilte, war von ihren Eltern ihm zur Gattin zugeſagt geweſen, und nur unſerem Vater hatte er es noch nicht zu geſtehen gewagt, weil ihre Eltern arm und von geringer Abkunft waren. Mein Vater aber war ein ſtrenger Mann. Als ſein Schmerz ſich ein wenig gelegt hatte, ließ er Muſtapha vor ſich kommen, und ſprach zu ihm: „Deine Thorheit hat mir den Troſt meines Alters und die Freude meiner Augen geraubt. Geh hin, ich verbanne Dich auf ewig von meinem Angeſicht, ich

fluche Dir und Deinen Nachkommen, und nur wenn Du mir Fatme wieder bringst, soll Dein Haupt rein seyn von dem Fluche des Vaters."

Dies hatte mein armer Bruder nicht erwartet; schon vorher hatte er sich entschlossen gehabt, seine Schwester und ihre Freundin aufzusuchen, und wollte sich nur noch den Segen des Vaters dazu erbitten, und jetzt schickte er ihn mit dem Fluch beladen in die Welt. Aber hatte ihn jener Jammer vorher gebeugt, so stählte jetzt die Fülle des Unglücks, das er nicht verdient hatte, seinen Muth.

Er ging zu dem gefangenen Seeräuber und befragte ihn wohin die Fahrt seines Schiffes ginge, und erfuhr, daß sie Sklavenhandel trieben und gewöhnlich in Balsora großen Markt hielten.

Als er wieder nach Hause kam, um sich zur Reise anzuschicken, schien sich der Zorn des Vaters ein wenig gelegt zu haben, denn er sandte ihm einen Beutel mit Gold zur Unterstützung auf der Reise. Mustapha aber nahm weinend von den Eltern Zoraidens, so hieß seine geraubte Braut, Abschied, und machte sich auf den Weg nach Balsora.

Mustapha machte die Reise zu Land, weil von unserer kleinen Stadt aus nicht gerade ein Schiff nach Balsora ging. Er mußte daher sehr starke Tagreisen machen, um nicht zu lange nach den Seeräubern nach Balsora zu kommen. Doch da er ein gutes Roß und kein Gepäck hatte, konnte er hoffen, diese Stadt am Ende des sechsten Tages zu erreichen. Aber am Abend des vierten Tages, als er ganz allein seines Weges ritt, fielen ihn plötzlich drei Männer an. Da er merkte, daß sie gut bewaffnet und stark seyen, und daß es mehr auf sein Geld und sein Roß, als auf sein Leben abgesehen war, so rief er ihnen zu, daß

er ſich ihnen ergeben wolle. Sie ſtiegen von ihren Pferden ab und banden ihm die Füße unter dem Bauch ſeines Thieres zuſammen, ihn ſelbſt aber nahmen ſie in die Mitte und trabten, indem einer den Zügel ſeines Pferdes ergriff, ſchnell mit ihm davon, ohne jedoch ein Wort zu ſprechen.

Muſtapha gab ſich einer dumpfen Verzweiflung hin; der Fluch ſeines Vaters ſchien ſchon jetzt an dem Unglücklichen in Erfüllung zu gehen, und wie konnte er hoffen, ſeine Schweſter und Zoraiden zu retten, wenn er, aller Mittel beraubt, nur ſein ärmliches Leben zu ihrer Befreiung aufwenden konnte. Muſtapha und ſeine ſtummen Begleiter mochten wohl eine Stunde geritten ſeyn, als ſie in ein kleines Seitenthal einbogen. Das Thälchen war von hohen Bäumen eingefaßt, ein weicher dunkelgrüner Raſen, ein Bach, der ſchnell durch ſeine Mitte hinrollte, luden zur Ruhe ein. Wirklich ſah er auch fünfzehn bis zwanzig Zelte dort aufgeſchlagen; an den Pflöcken der Zelte waren Kameele und ſchöne Pferde angebunden, aus einem der Zelte hervor tönte die luſtige Weiſe einer Zither und zweier ſchöner Männerſtimmen. Meinem Bruder ſchien es, als ob Leute, die ein ſo fröhliches Lagerplätzchen ſich erwählt hatten, nichts Böſes gegen ihn im Sinn haben könnten, und er folgte alſo ohne Bangigkeit dem Ruf ſeiner Führer, die, als ſie ſeine Bande gelöst hatten, ihm winkten, abzuſteigen. Man führte ihn in ein Zelt, das größer als die übrigen und im Innern hübſch, faſt zierlich aufgeputzt war. Prächtige goldgeſtickte Polſter, gewirkte Fußteppiche, übergoldete Rauchpfannen hätten anderswo Reichthum und Wohlleben verrathen, hier ſchienen ſie nur kühner Raub. Auf einem der Polſter ſaß ein alter, kleiner Mann; ſein Geſicht war häßlich, ſeine Haut ſchwarzbraun und glänzend und ein widriger

Zug von tückiſcher Schlauheit um Augen und Mund machten ſeinen Anblick verhaßt. Obgleich ſich dieſer Mann einiges Anſehen zu geben ſuchte, ſo merkte doch Muſtapha bald, daß nicht für ihn das Zelt ſo reich geſchmückt ſey, und die Unterredung ſeiner Führer ſchien ſeine Bemerkung zu beſtätigen. „Wo iſt der Starke?“ fragten ſie den Kleinen. „Er iſt auf der kleinen Jagd,“ antwortete jener; „aber er hat mir aufgetragen, ſeine Stelle zu verſehen.“ „Das hat er nicht geſcheit gemacht,“ entgegnete einer der Räuber, „denn es muß ſich bald entſcheiden, ob dieſer Hund ſterben oder zahlen ſoll, und das weiß der Starke beſſer als Du.“

Der kleine Mann erhob ſich im Gefühl ſeiner Würde, ſtreckte ſich lange aus, um mit der Spitze ſeiner Hand das Ohr ſeines Gegners zu erreichen, denn er ſchien Luſt zu haben, ſich durch einen Schlag zu rächen, als er aber ſah, daß ſeine Bemühung fruchtlos ſey, fing er an zu ſchimpfen (und wahrlich! die andern blieben ihm nichts ſchuldig), daß das Zelt von ihrem Streit erdröhnte. Da that ſich auf einmal die Thüre des Zeltes auf, und herein trat ein hoher ſtattlicher Mann, jung und ſchön wie ein Perſerprinz; ſeine Kleidung und ſeine Waffen waren, außer einem reichbeſetzten Dolch und einem glänzenden Säbel, gering und einfach, aber ſein ernſtes Auge, ſein ganzer Anſtand gebot Achtung, ohne Furcht einzuflößen.

„Wer iſts, der es wagt, in meinem Zelte Streit zu beginnen?“ rief er den Erſchrockenen zu. Eine Zeit lang herrſchte tiefe Stille, endlich erzählte einer von denen, die Muſtapha hergebracht hatten, wie es gegangen ſey. Da ſchien ſich das Geſicht „des Starken,“ wie ſie ihn nannten, vor Zorn zu röthen. „Wann hätte ich Dich je an meine Stelle geſetzt, Haſſan?“ Schrie er mit furchtbarer Stimme

dem Kleinen zu. Dieſer zog ſich vor Furcht in ſich ſelbſt zuſammen, daß er noch viel kleiner ausſah als zuvor, und ſchlich ſich der Zeltthüre zu. Ein hinlänglicher Tritt des Starken machte, daß er in einem großen, ſonderbaren Sprung zur Zeltthüre hinaus flog.

Als der Kleine verſchwunden war, führten die drei Männer Muſtapha vor den Herrn des Zeltes, der ſich indeß auf die Polſter gelegt hatte. „Hier bringen wir den, welchen Du uns zu fangen befohlen haſt.“ Jener blickte den Gefangenen lange an und ſprach ſodann: „Baſſa von Sulieika! Dein eigenes Gewiſſen wird Dir ſagen, warum Du vor Orbaſan ſtehſt.“ Als mein Bruder dies hörte, warf er ſich nieder vor jenem und antwortete: „O Herr! Du ſcheinſt im Irrthum zu ſeyn, ich bin ein armer Unglücklicher, aber nicht der Baſſa, den Du ſuchſt!“ Alle im Zelt waren über dieſe Rede erſtaunt. Der Herr des Zeltes aber ſprach: „Es kann Dir wenig helfen, Dich zu verſtellen, denn ich will Dir Leute vorführen, die Dich wohl kennen.“ Er befahl Zuleima vorzuführen. Man brachte ein altes Weib in das Zelt, das auf die Frage, ob ſie in meinem Bruder nicht den Baſſa von Sulieika erkenne, antwortete: „Ja wohl! Und ich ſchwöre es beim Grab des Propheten, es iſt der Baſſa und kein anderer.“ „Siehſt Du, Erbärmlicher! wie Deine Liſt zu Waſſer geworden iſt?“ begann zürnend der Starke. „Du biſt mir zu elend, als daß ich meinen guten Dolch mit Deinem Blut beſudeln ſollte, aber an den Schweif meines Roſſes will ich Dich binden, morgen wenn die Sonne aufgeht, und durch die Wälder mit Dir jagen, bis ſie ſcheidet hinter die Hügel von Sulieika!“ Da ſank meinem armen Bruder der Muth. „Das iſt der Fluch meines harten Vaters, der mich zum ſchmachvollen Tode

treibt," rief er weinend, „und auch Du bist verloren, süße Schwester, auch Du Zoraide!" „Deine Verstellung hilft Dir nichts," sprach einer der Räuber, indem er ihm die Hände auf den Rücken band, „mach', daß Du aus dem Zelte kommst, denn der Starke beißt sich in die Lippen und blickt nach seinem Dolch. Wenn Du noch eine Nacht leben willst, so komm."

Als die Räuber gerade meinen Bruder aus dem Zelte führen wollten, begegneten sie drei andern, die einen Gefangenen vor sich hintrieben. Sie traten mit ihm ein. „Hier bringen wir den Bassa, wie Du uns befohlen hast," sprachen sie und führten den Gefangenen vor das Polster des Starken. Als der Gefangene dort hin geführt wurde, hatte mein Bruder Gelegenheit, ihn zu betrachten, und ihm selbst fiel die Aehnlichkeit auf, die dieser Mann mit ihm hatte, nur war er dunkler im Gesicht und hatte einen schwärzern Bart. Der Starke schien sehr erstaunt über die Erscheinung des zweiten Gefangenen: „Wer von Euch ist denn der Rechte?" Sprach er, indem er bald meinen Bruder, bald den anderen Mann ansah. „Wenn Du den Bassa von Sulieika meinst," antwortete in stolzem Ton der Gefangene. „der bin ich!" Der Starke sah ihn lange mit seinem ernsten, furchtbaren Blick an, dann winkte er schweigend, den Bassa wegzuführen. Als dies geschehen war, ging er auf meinen Bruder zu, zerschnitt seine Bande mit dem Dolch und winkte ihm, sich zu ihm aufs Polster zu setzen. „Es thut mir leid, Fremdling, sagte er, daß ich Dich für jenes Ungeheuer hielt; schreibe es aber einer sonderbaren Fügung des Himmels zu, die Dich gerade in der Stunde, welche dem Untergang jenes Verruchten geweiht war, in die Hände meiner Brüder führte." Mein Bruder

bat ihn um die einzige Gunſt, ihn gleich wieder weiter reiſen zu laſſen, weil jeder Aufſchub ihm verderblich werden könne. Der Starke erkundigte ſich nach ſeinen eiligen Geſchäften, und als ihm Muſtapha alles erzählt hatte, überredete ihn jener, dieſe Nacht in ſeinem Zelt zu bleiben, er und ſein Roß werden der Ruhe bedürfen; den folgenden Tag aber wolle er ihm einen Weg zeigen, der ihn in anderthalb Tagen nach Balſora bringe. Mein Bruder ſchlug ein, wurde trefflich bewirthet, und ſchlief ſanft bis zum Morgen in dem Zelt des Räubers.

Als er aufgewacht war, ſah er ſich ganz allein im Zelt, vor dem Vorhang des Zeltes aber hörte er mehrere Stimmen zuſammen ſprechen, die dem Herrn des Zeltes und dem kleinen, ſchwarzbraunen Mann anzugehören ſchienen. Er lauſchte ein wenig und hörte zu ſeinem Schrecken, daß der Kleine dringend den andern aufforderte, den Fremden zu tödten, weil er, wenn er frei gelaſſen würde, ſie alle verrathen könnte.

Muſtapha merkte gleich, daß der Kleine ihm gram ſey, weil er Urſache war, daß er geſtern ſo übel behandelt worden; der Starke ſchien ſich einige Augenblicke zu beſinnen. „Nein,“ ſprach er, „er iſt mein Gaſtfreund, und das Gaſtrecht iſt mir heilig, auch ſieht er mir nicht aus, als ob er uns verrathen wollte.“

Als er ſo geſprochen, ſchlug er den Vorhang zurück und trat ein. „Friede ſey mit Dir, Muſtapha,“ ſprach er, „laß uns den Morgentrunk koſten, und rüſte Dich dann zum Aufbruch.“ Er reichte meinen Bruder einen Becher Sorbet, und als ſie getrunken hatten, zäumten ſie die Pferde auf, und wahrlich, mit leichterem Herzen, als er gekommen war, ſchwang ſich Muſtapha aufs Pferd. Sie hatten bald die

Zelte in Rücken und ſchlugen dann einen breiten Pfad ein, der in den Wald führte. Der Starke erzählte meinem Bruder, daß jener Baſſa, den ſie auf der Jagd gefangen hätten, ihnen verſprochen habe, ſie ungefährdet in ſeinem Gebiete zu dulden; vor einigen Wochen aber habe er einen ihrer tapferſten Männer aufgefangen und nach den ſchrecklichſten Martern aufhängen laſſen. Er habe ihm nun lange auflauern laſſen, und heute noch müſſe er ſterben. Muſtapha wagte es nicht, etwas dagegen einzuwenden, denn er war froh, ſelbſt mit heiler Haut davon gekommen zu ſeyn.

Am Ausgang des Waldes hielt der Starke ſein Pferd an, beſchrieb meinem Bruder den Weg, bot ihm die Hand zum Abſchied und ſprach: „Muſtapha, Du biſt auf ſonderbare Weiſe der Gaſtfreund des Raubers Orbaſan geworden, ich will Dich nicht auffordern, nicht zu verrathen, was Du geſehen und gehört haſt. Du haſt ungerechter Weiſe Todesangſt ausgeſtanden, und ich bin Dir Vergütung ſchuldig. Nimm dieſen Dolch als Andenken, und ſo Du Hülfe brauchſt, ſo ſende ihn mir zu, und ich will eilen, Dir beizuſtehen. Dieſen Beutel aber kannſt Du vielleicht zu Deiner Reiſe brauchen.“ Mein Bruder dankte ihm für ſeinen Edelmuth, er nahm den Dolch, den Beutel aber ſchlug er aus. Doch Orbaſan drückte ihm noch einmal die Hand, ließ den Beutel auf die Erde fallen und ſprengte mit Sturmeseile in den Wald. Als Muſtapha ſah, daß er ihn doch nicht mehr werde einholen können, ſtieg er ab, um den Beutel aufzuheben, und erſchrack über die Größe von ſeines Gaſtfreundes Großmuth, denn der Beutel enthielt eine Menge Goldes. Er dankte Allah für ſeine Rettung, empfahl ihm den edlen Räuber in ſeine Gnade, und zog dann heiteren Muthes weiter auf ſeinem Wege nach Balſora.

Lezah ſchwieg und ſah Achmet, den alten Kaufmann, fragend an. „Nein, wenn es ſo iſt, ſprach dieſer, ſo verbeſſere ich gern mein Urtheil von Orbaſan, denn wahrlich, an Deinem Bruder hat er ſchön gehandelt.“

„Er hat gethan wie ein braver Muſelman,“ rief Muley; „aber ich hoffe, Du haſt Deine Geſchichte damit nicht geſchloſſen, denn wie mich bedünkt, ſind wir alle begierig, weiter zu hören, wie es Deinem Bruder erging, und ob er Fatme, Deine Schweſter, und die ſchöne Zoraide befreit hat.“

„Wenn ich Euch nicht damit langweile, erzähle ich gerne weiter,“ entgegnete Lezah, denn die Geſchichte meines Bruders iſt allerdings abenteuerlich und wundervoll.“

Am Mittag des ſiebenten Tages nach ſeiner Abreiſe zog Muſtapha in die Thore von Balſora ein. Sobald er in einer Karavanſerei abgeſtiegen war, fragte er, wann der Sklavenmarkt, der alljährlich hier gehalten werde, anfange. Aber er erhielt die Schreckensantwort, daß er zwei Tage zu ſpät komme. Man bedauerte ſeine Verſpatung und erzählte ihm, daß er viel verloren habe, denn noch an dem letzten Tage des Marktes ſeyen zwei Sklavinnen angekommen, von ſo hoher Schönheit, daß ſie die Augen aller Kaufer auf ſich gezogen hätten. Man habe ſich ordentlich um ſie geriſſen und geſchlagen, und ſie ſeyen freilich auch zu einem ſo hohen Preis verkauft worden, daß ihn nur ihr jetziger Herr nicht habe ſcheuen können. Er erkundigte ſich näher nach dieſen beiden, und es blieb ihm kein Zweifel, daß es die Unglücklichen ſeyen, die er ſuche. Auch erfuhr er, daß der Mann, der ſie beide gekauft habe, vierzig Stunden von Balſora wohne und Thiuli-Kos heiße, ein vornehmer, reicher, aber ſchon ältlicher Mann, der früher Kapudan-

Baſſa des Großherrn geweſen, jetzt aber ſich mit ſeinen geſammelten Reichthümern zur Ruhe geſetzt habe.

Muſtapha wollte von Anfang ſich gleich wieder zu Pferd ſetzen, um dem Thiuli-Kos, der kaum einen Tag Vorſprung haben konnte, nachzueilen. Als er aber bedachte, daß er als einzelner Mann dem mächtigen Reiſenden doch nichts anhaben, noch weniger ſeine Beute ihm abjagen konnte, ſann er auf einen andern Plan, und hatte ihn auch bald gefunden. Die Verwechslung mit dem Baſſa von Sulieika, die ihm beinahe ſo gefährlich geworden ware, brachte ihn auf den Gedanken, unter dieſem Namen in das Haus des Thiuli-Kos zu gehen und ſo einen Verſuch zur Rettung der beiden unglücklichen Madchen zu wagen. Er miethete daher einige Diener und Pferde, wobei ihm Orbaſans Geld trefflich zu Statten kam, ſchaffte ſich und ſeinen Dienern prächtige Kleider an und machte ſich auf den Weg nach dem Schloſſe Thiuli's. Nach fünf Tagen war er in die Nähe dieſes Schloſſes gekommen. Es lag in einer ſchönen Ebene und war rings von hohen Mauern umſchloſſen, die nur ganz wenig von den Gebäuden überragt wurden. Als Muſtapha dort angekommen war, färbte er Haar und Bart ſchwarz, ſein Geſicht aber beſtrich er mit dem Saft einer Pflanze, die ihm eine bräunliche Farbe gab, ganz wie ſie jener Baſſa gehabt hatte. Er ſchickte hierauf einen ſeiner Diener in das Schloß und ließ, im Namen des Baſſa von Sulieika, um ein Nachtlager bitten. Der Diener kam bald wieder, und mit ihm vier ſchön gekleidete Sklaven, die Muſtapha's Pferd am Zügel nahmen und in den Schloßhof führten. Dort halfen ſie ihm ſelbſt vom Pferd, und vier andere geleiteten ihn eine breite Marmortreppe hinauf zum Thiuli.

Dieſer, ein alter luſtiger Geſelle, empfing meinen Bruder ehrerbietig und ließ ihm das Beſte, was ſein Koch zubereiten konnte, aufſetzen. Nach Tiſch brachte Muſtapha das Geſpräch nach und nach auf die neuen Sklavinnen, und Thiuli rühmte ihre Schönheit und beklagte nur, daß ſie immer ſo traurig ſeyen, doch er glaubte, dieſes würde ſich bald geben. Mein Bruder war ſehr vergnügt über dieſen Empfang und legte ſich mit den ſchönſten Hoffnungen zur Ruhe nieder.

Er mochte ungefähr eine Stunde geſchlafen haben, da weckte ihn der Schein einer Lampe, der blendend auf ſein Auge fiel. Als er ſich aufrichtete, glaubte er noch zu träumen, denn vor ihm ſtand jener kleine, ſchwarzbraune Kerl aus Orbaſans Zelt, eine Lampe in der Hand, ſein breites Maul zu einem widrigen Lächeln verzogen. Muſtapha zwickte ſich in den Arm, zupfte ſich an der Naſe, um ſich zu überzeugen, ob er denn wache, aber die Erſcheinung blieb wie zuvor. „Was willſt Du an meinem Bette?“ rief Muſtapha, als er ſich von ſeinem Erſtaunen erholt hatte. „Bemühet Euch doch nicht ſo, Herr!“ ſprach der Kleine; „ich habe wohl errathen, weßwegen Ihr hierher kommt. Auch war mir Euer werthes Geſicht noch wohl erinnerlich, doch wahrlich, wenn ich nicht den Baſſa mit eigner Hand hätte erhängen helfen, ſo hättet Ihr mich vielleicht getäuſcht. Jetzt aber bin ich da, um eine Frage zu machen.“

„Vor allem ſage, wie Du hieher kommſt,“ entgegnete ihm Muſtapha voll Wuth, daß er verrathen war. „Das will ich Euch ſagen,“ antwortete jener; „ich konnte mich mit dem Starken nicht länger vertragen, deßwegen floh ich; aber Du, Muſtapha, warſt eigentlich die Urſache unſeres Streites, und dafür mußt Du mir Deine Schweſter zur

Frau geben, und ich will Euch zur Flucht behülflich seyn; gibst Du sie nicht, so gehe ich zu meinem neuen Herrn und erzähle ihm etwas von dem neuen Bassa."

Mustapha war vor Schrecken und Wuth außer sich: jetzt, wo er sich am sicheren Ziel seiner Wünsche glaubte, sollte dieser Elende kommen und sie vereiteln; es war nur ein Mittel, das seinen Plan retten konnte, er mußte das kleine Ungethüm tödten; mit einem Sprung fuhr er daher aus dem Bett auf den Kleinen zu, doch dieser, der etwas solches geahnt haben mochte, ließ die Lampe fallen, daß sie verlöschte, und entsprang im Dunkeln, indem er mörderisch um Hülfe schrie.

Jetzt war guter Rath theuer; die Mädchen mußte er für den Augenblick aufgeben und nur auf die eigene Rettung denken; daher ging er an das Fenster, um zu sehen, ob er nicht entspringen könnte. Es war eine ziemliche Tiefe bis zum Boden, und auf der andern Seite stand eine hohe Mauer, die zu übersteigen war. Sinnend stand er an dem Fenster, da hörte er viele Stimmen sich seinem Zimmer nähern; schon waren sie an der Thüre, da faßte er verzweiflungsvoll seinen Dolch und seine Kleider und schwang sich zum Fenster hinaus. Der Fall war hart, aber er fühlte, daß er kein Glied gebrochen hatte; drum sprang er auf und lief der Mauer zu, die den Hof umschloß; stieg, zum Erstaunen seiner Verfolger, hinauf und befand sich bald im Freien. Er floh, bis er an einen kleinen Wald kam, wo er sich erschöpft niederwarf. Hier überlegte er, was zu thun sey. Seine Pferde und seine Diener hatte er müssen im Stiche lassen, aber sein Geld, das er in dem Gürtel trug, hatte er gerettet.

Sein erfinderiſcher Kopf zeigte ihm bald einen andern Weg zur Rettung. Er ging in dem Wald weiter, bis er an ein Dorf kam, wo er um geringen Preis ein Pferd kaufte, das ihn in Kurzem in eine Stadt trug. Dort forſchte er nach einem Arzt, und man rieth ihm einen alten, erfahrenen Mann. Dieſen bewog er durch einige Goldſtücke, daß er ihm eine Arznei mittheilte, die einen todtähnlichen Schlaf herbeiführte, der durch ein anderes Mittel augenblicklich wieder gehoben werden könnte. Als er im Beſitz dieſes Mittels war, kaufte er ſich einen langen, falſchen Bart, einen ſchwarzen Talar und allerlei Büchſen und Kolben, ſo daß er füglich einen reiſenden Arzt vorſtellen konnte, lud ſeine Sachen auf einen Eſel und reiste in das Schloß des Thiuli-Kos zurück. Er durfte gewiß ſeyn, diesmal nicht erkannt zu werden, denn der Bart entſtellte ihn ſo, daß er ſich ſelbſt kaum mehr kannte. Bei Thiuli angekommen, ließ er ſich als den Arzt Chakamankabudibaba anmelden, und, wie er es gedacht hatte, geſchah es; der prachtvolle Namen empfahl ihn bei dem alten Narren ungemein, ſo daß er ihn gleich zur Tafel einlud. Chakamankabudibaba erſchien vor Thiuli, und als ſie ſich kaum eine Stunde beſprochen hatten, beſchloß der Alte, alle ſeine Sklavinnen der Kur des weiſen Arztes zu unterwerfen Dieſer konnte ſeine Freude kaum verbergen, daß er jetzt ſeine geliebte Schweſter wieder ſehen ſolle, und folgte mit klopfendem Herzen Thiuli, der ihn ins Serail führte. Sie waren in ein Zimmer gekommen, das ſchön ausgeſchmückt war, worin ſich aber niemand befand. „Chambaba oder wie Du heißt, lieber Arzt," ſprach Thiuli-Kos, „betrachte einmal jenes Loch dort in der Mauer, dort wird jede meiner Sklavinnen einen Arm heraus ſtrecken, und Du kannſt dann unterſuchen, ob der Puls krank oder

geſund iſt.“ Muſtapha mochte einwenden, was er wollte, zu ſehen bekam er ſie nicht; doch willigte Thiuli ein, daß er ihm allemal ſagen wolle, wie ſie ſich ſonſt gewöhnlich befanden. Thiuli zog nun einen langen Zettel aus dem Gürtel, und begann mit lauter Stimme ſeine Sklavinnen einzeln beim Namen zu rufen, worauf allemal eine Hand aus der Mauer kam, und der Arzt den Puls unterſuchte. Sechs waren ſchon abgeleſen und ſammtlich für geſund erklart, da las Thiuli als die ſiebente „Fatme“ ab, und eine kleine weiße Hand ſchlüpfte aus der Mauer. Zitternd vor Freude ergreift Muſtapha dieſe Hand und erklarte ſie mit wichtiger Miene für bedeutend krank. Thiuli ward ſehr beſorgt, und befahl ſeinem weiſen Chakamankabudibaba, ſchnell eine Arznei für ſie zu bereiten. Der Arzt ging hinaus, ſchrieb auf einen kleinen Zettel: „Fatme! Ich will Dich retten, wenn Du Dich entſchließen kannſt, eine Arznei zu nehmen, die Dich auf zwei Tage todt macht; doch ich beſitze das Mittel, Dich wieder zum Leben zu bringen. Willſt Du, ſo ſage nur, dieſer Trank habe nicht geholfen, und es wird mir ein Zeichen ſeyn, daß Du einwilligſt.“

Bald kam er in das Zimmer zurück, wo Thiuli ſeiner harrte. Er brachte ein unſchädliches Tranklein mit, fühlte der kranken Fatme noch einmal den Puls, und ſchob ihr zugleich den Zettel unter ihr Armband, das Tränklein aber reichte er ihr durch die Oeffnung in der Mauer. Thiuli ſchien in großen Sorgen wegen Fatme zu ſeyn, und ſchob die Unterſuchung der Uebrigen bis auf eine gelegenere Zeit auf. Als er mit Muſtapha das Zimmer verlaſſen hatte, ſprach er in traurigem Ton: „Chadibaba, ſage aufrichtig, was hältſt Du von Fatme's Krankheit?“ Chakamankabudibaba

antwortete mit einem tiefen Seufzer: „Ach Herr! möge der Prophet Dir Troſt verleihen, ſie hat ein ſchleichendes Fieber, das ihr wohl den Garaus machen kann.“ Da entbrannte der Zorn Thiuli's: „Was ſagt Du, verfluchter Hund von einem Arzt? Sie, um die ich zweitauſend Goldſtücke gab, ſoll mir ſterben wie eine Kuh? Wiſſe, wenn Du ſie nicht retteſt, ſo hau' ich Dir den Kopf ab!“ Da merkte mein Bruder, daß er einen dummen Streich gemacht habe, und gab Thiuli wieder Hoffnung. Als ſie noch ſo ſprachen, kam ein ſchwarzer Sklave aus dem Serail, dem Arzt zu ſagen, daß das Tränklein nicht geholfen habe. „Biete Deine ganze Kunſt auf, Chakamdababelda, oder wie Du Dich ſchreibſt, ich zahl' Dir, was Du willſt,“ ſchrie Thiuli-Kos, faſt heulend vor Angſt, ſo vieles Gold zu verlieren. „Ich will ihr ein Säftlein geben, das ſie von aller Noth befreit,“ antwortete der Arzt. „Ja! ja! gib ihr ein Säftlein,“ ſchluchzte der alte Thiuli. Frohen Muthes ging Muſtapha, ſeinen Schlaftrunk zu holen, und gls er ihn dem ſchwarzen Sklaven gegeben und gezeigt hatte, wie viel man auf einmal nehmen müſſe, ging er zu Thiuli und ſagte, er müſſe noch einige heilſame Kräuter am See holen, und eilte zum Thor hinaus. An dem See, der nicht weit von dem Schloß entfernt war, zog er ſeine falſchen Kleider aus, und warf ſie ins Waſſer, daß ſie luſtig umher ſchwammen, er ſelbſt aber verbarg ſich im Geſträuch, wartete die Nacht ab und ſchlich ſich dann in den Begräbnißplatz an dem Schloſſe Thiuli's.

Als Muſtapha kaum eine Stunde lang aus dem Schloß abweſend ſeyn mochte, brachte man Thiuli die Nachricht, daß ſeine Sklavin Fatme im Sterben liege. Er ſchickte hinaus an den See, um ſchnell den Arzt zu holen, aber bald

kehrten ſeine Boten allein zurück und erzählten ihm, daß der arme Arzt ins Waſſer gefallen und ertrunken ſey, ſeinen ſchwarzen Talar ſehe man im See ſchwimmen, und hie und da gucke auch ſein ſtattlicher Bart aus den Wellen hervor. Als Thiuli keine Rettung mehr ſah, verwünſchte er ſich und die ganze Welt, raufte ſich den Bart aus und rannte mit dem Kopf gegen die Mauer. Aber alles dieß konnte nichts helfen, denn Fatme gab bald unter den Händen der übrigen Weiber den Geiſt auf. Als Thiuli die Nachricht ihres Todes hörte, befahl er ſchnell einen Sarg zu machen, denn er konnte keinen Todten im Hauſe leiden, und ließ den Leichnam in das Begräbnißhaus tragen. Die Träger brachten den Sarg dorthin, ſetzten ihn ſchnell nieder und entflohen, denn ſie hatten unter den übrigen Särgen ſtöhnen und ſeufzen gehört.

Muſtapha, der ſich hinter den Särgen verborgen und von dort aus die Träger des Sarges in die Flucht gejagt hatte, kam hervor und zündete ſich eine Lampe an, die er zu dieſem Zweck mitgebracht hatte. Dann zog er ein Glas hervor, das die erweckende Arznei enthielt, und hob dann den Deckel von Fatme's Sarg. Aber welches Entſetzen befiel ihn, als ſich ihm beim Scheine der Lampe ganz fremde Züge zeigten! Weder meine Schweſter, noch Zoraide, ſondern eine ganz andere lag in dem Sarg. Er brauchte lange, um ſich von dem neuen Schlag des Schickſals zu faſſen; endlich überwog doch Mitleid ſeinen Zorn. Er öffnete ſein Glas und flößte ihr die Arznei ein. Sie athmete, ſie ſchlug die Augen auf, und ſchien ſich lange zu beſinnen, wo ſie ſey. Endlich erinnerte ſie ſich des Vorgefallenen, ſie ſtand auf aus dem Sarg und ſtürzte zu Muſtapha's Füßen. „Wie kann ich Dir danken, gütiges Weſen," rief ſie aus, „daß

Du mich aus meiner schrecklichen Gefangenschaft befreitest!“ Mustapha unterbrach ihre Danksagungen mit der Frage: „Wie es denn geschehen sey, daß sie und nicht Fatme, seine Schwester, gerettet worden sey?“ Jene sah in staunend an. „Jetzt wird mir meine Rettung erst klar, die mir vorher unbegreiflich war,“ antwortete sie; „wisse, man hieß mich in jenem Schlosse Fatme, und mir hast Du Deinen Zettel und den Rettungstrank gegeben.“ Mein Bruder forderte die Gerettete auf, ihm von seiner Schwester und Zoraiden Nachricht zu geben, und erfuhr, daß sie sich beide im Schloß befinden, aber nach der Gewohnheit Thiuli's andere Namen bekommen haben; sie heißen jetzt Mirza und Nurmahal.

Als Fatme, die gerettete Sklavin, sah, daß mein Bruder durch diesen Fehlgriff so niedergeschlagen sey, sprach sie ihm Muth ein und versprach ihm ein Mittel zu sagen, wie er jene beiden Mädchen dennoch retten könne. Aufgeweckt durch diesen Gedanken, schöpfte Mustapha von neuem Hoffnung; er bat sie, dieses Mittel ihm zu nennen, und sie sprach:

„Ich bin zwar erst seit fünf Monaten die Sklavin Thiuli's, doch habe ich gleich vom Anfang auf Rettung gesonnen, aber für mich allein war sie zu schwer. In dem innern Hof des Schlosses wirst Du einen Brunnen bemerkt haben, der aus zehn Röhren Wasser speit; dieser Brunnen fiel mir auf. Ich erinnerte mich, in dem Hause meines Vaters einen ähnlichen gesehen zu haben, dessen Wasser durch eine geräumige Wasserleitung herbeiströmt; um nun zu erfahren, ob dieser Brunnen auch so gebaut sey, rühmte ich eines Tages vor Thiuli seine Pracht, und fragte nach seinem Baumeister. „„Ich selbst habe ihn gebaut,““ antwortete er, „„und das, was Du hier siehst, ist noch das Geringste; aber das Wasser dazu kommt wenigstens tausend

Schritte weit von einem Bach her und geht durch eine gewölbte Wasserleitung, die wenigstens mannshoch ist; und alles dies habe ich selbst angegeben."" Als ich dies gehört hatte, wünschte ich mir oft, nur auf einen Augenblick die Stärke eines Mannes zu haben, um einen Stein an der Seite des Brunnens ausheben zu können, dann könnte ich fliehen, wohin ich wollte. Die Wasserleitung nun will ich Dir zeigen; durch sie kannst Du Nachts in das Schloß gelangen und jene befreien. Aber Du mußt wenigstens noch zwei Männer bei Dir haben, um die Sklaven, die das Serail bei Nacht bewachen, zu überwältigen."

So sprach sie; mein Bruder Mustapha aber, obgleich schon zweimal in seinen Hoffnungen getäuscht, faßte noch einmal Muth, und hoffte mit Allahs Hülfe den Plan der Sklavin auszuführen. Er versprach ihr, für ihr weiteres Fortkommen in ihre Heimath zu sorgen, wenn sie ihm behülflich seyn wollte, ins Schloß zu gelangen. Aber ein Gedanke machte ihm noch Sorge, nämlich der, woher er zwei oder drei treue Gehülfen bekommen könnte. Da fiel ihm Orbasans Dolch ein, und das Versprechen, das ihm jener gegeben hatte, ihm, wo er seiner bedürfe, zu Hülfe zu eilen, und er machte sich daher mit Fatme aus dem Begräbniß auf, um den Räuber aufzusuchen.

In der nämlichen Stadt, wo er sich zum Arzt umgewandelt hatte, kaufte er um sein letztes Geld ein Roß und miethete Fatme bei einer armen Frau in der Vorstadt ein. Er selbst aber eilte dem Gebirge zu, wo er Orbasan zum erstenmal getroffeu hatte, und gelangte in drei Tagen dahin. Er fand bald wieder jene Zelte und trat unverhofft vor Orbasan, der ihn freundlich bewillkommte. Er erzählte ihm seine mißlungenen Versuche, wobei sich der ernsthafte Orbasan

nicht enthalten konnte, hie und da ein wenig zu lachen, beſonders wenn er ſich den Arzt Chakamankabudibaba dachte. Ueber die Verrätherei des Kleinen aber war er wüthend; er ſchwur, ihn mit eigener Hand aufzuhängen, wo er ihn finde. Meinem Bruder aber verſprach er, ſogleich zur Hülfe bereit zu ſeyn, wenn er ſich vorher von der Reiſe geſtärkt haben würde. Muſtapha blieb daher dieſe Nacht wieder in Orbaſans Zelt, mit dem erſten Frühroth aber brachen ſie auf, und Orbaſan nahm drei ſeiner tapferſten Männer, wohl beritten und bewaffnet, mit ſich. Sie ritten ſtark zu und kamen nach zwei Tagen in die kleine Stadt, wo Muſtapha die gerettete Fatme zurückgelaſſen hatte. Von da aus reisten ſie mit dieſer weiter bis zu dem kleinen Wald, von wo aus man das Schloß Thiuli's in geringer Entfernung ſehen konnte; dort lagerten ſie ſich, um die Nacht abzuwarten. Sobald es dunkel wurde, ſchlichen ſie ſich, von Fatme geführt, an den Bach, wo die Waſſerleitung anfing, und fanden dieſe bald. Dort ließen ſie Fatme und einen Diener mit den Roſſen zurück und ſchickten ſich an, hinabzuſteigen; ehe ſie aber hinabſtiegen, wiederholte ihnen Fatme noch einmal alles genau, nämlich: daß ſie durch den Brunnen in den innern Schloßhof kämen, dort ſeyen rechts und links in der Ecke zwei Thürme, in der ſechsten Thüre, vom Thurme rechts gerechnet, befinden ſich Fatme und Zoraide, bewacht von zwei ſchwarzen Sklaven. Mit Waffen und Brecheiſen wohl verſehen, ſtiegen Muſtapha, Orbaſan und zwei andere Männer hinab in die Waſſerleitung; ſie ſanken zwar bis an den Gürtel ins Waſſer, aber nichts deſto weniger gingen ſie rüſtig vorwärts. Nach einer halben Stunde kamen ſie an den Brunnen ſelbſt und ſetzten ſogleich ihre Brecheiſen an. Die Mauer war dick und feſt, aber den

vereinten Kräften der vier Männer konnte sie nicht lange widerstehen, bald hatten sie eine Oeffnung eingebrochen, groß genug, um bequem durchschlüpfen zu können. Orbasan schlüpfte zuerst durch und half den andern nach. Als sie alle im Hof waren, betrachteten sie die Seite des Schlosses, die vor ihnen lag, um die beschriebene Thüre zu erforschen. Aber sie waren nicht einig, welche es sey, denn als sie von dem rechten Thurm zum linken zählten, fanden sie eine Thüre, die zugemauert war, und wußten nun nicht, ob Fatme diese übersprungen oder mitgezählt habe. Aber Orbasan besann sich nicht lange: „Mein gutes Schwert wird mir jede Thüre öffnen," rief er aus, ging auf die sechste Thüre zu, und die andern folgten ihm. Sie öffneten die Thüre und fanden sechs schwarze Sklaven auf dem Boden liegend und schlafend; sie wollten schon wieder leise sich zurückziehen, weil sie sahen, daß sie die rechte Thüre verfehlt hatten, als eine Gestalt in der Ecke sich aufrichtete und mit wohlbekannter Stimme um Hülfe rief. Es war der Kleine aus Orbasans Lager. Aber ehe noch die Schwarzen recht wußten, wie ihnen geschah, stürzte Orbasan auf den Kleinen zu, riß seinen Gürtel entzwei, verstopfte ihm den Mund und band ihm die Hände auf den Rücken; dann wandte er sich an die Sklaven, wovon schon einige von Mustapha und den zwei andern halb gebunden waren, und half sie vollends überwältigen. Man setzte den Sklaven den Dolch auf die Brust, und fragte sie, wo Nurmahal und Mirza wären, und sie gestanden, daß sie im Gemach nebenan seyen. Mustapha stürzte in das Gemach und fand Fatme und Zoraiden, die der Lärm erweckt hatte. Schnell rafften diese ihren Schmuck und ihre Kleider zusammen und folgten Mustapha; die beiden Räuber schlugen indeß Orbasan vor, zu plündern,

was man fände, doch dieſer verbot es ihnen und ſprach: „Man ſolle nicht von Orbaſan ſagen können, daß er Nachts in die Häuſer ſteige, um Gold zu ſtehlen.“ Muſtapha und die Geretteten ſchlüpften ſchnell in die Waſſerleitung, wohin ihnen Orbaſan ſogleich zu folgen verſprach. Als jene in die Waſſerleitung hinab geſtiegen waren, nahm Orbaſan und einer der Räuber den Kleinen und führten ihn hinaus in den Hof; dort banden ſie ihm eine ſeidene Schnur, die ſie deßhalb mitgenommen hatten, um den Hals und hingen ihn an der höchſten Spitze des Brunnens auf. Nachdem ſie ſo den Verrath des Elenden beſtraft hatten, ſtiegen ſie ſelbſt auch hinab in die Wäſſerleitung und folgten Muſtapha. Mit Thränen dankten die Beiden ihrem edelmüthigen Retter Orbaſan; doch dieſer trieb ſie eilends zur Flucht an, denn es war ſehr wahrſcheinlich, daß ſie Thiuli-Kos nach allen Seiten verfolgen ließ. Mit tiefer Rührung trennten ſich am andern Tag Muſtapha und ſeine Geretteten von Orbaſan; wahrlich! ſie werden ihn nie vergeſſen. Fatme aber, die befreite Sklavin, ging verkleidet nach Balſora, um ſich dort in ihre Heimath einzuſchiffen.

Nach einer kurzen und vergnügten Reiſe kamen die Meinigen in die Heimath. Meinen alten Vater tödtete beinahe die Freude des Wiederſehens; den andern Tag nach ihrer Ankunft veranſtaltete er ein großes Feſt, an welchem die ganze Stadt Theil nahm. Vor einer großen Verſammlung von Verwandten und Freunden mußte mein Bruder ſeine Geſchichte erzählen, und einſtimmig prieſen ſie ihn und den edlen Räuber.

Als aber mein Bruder geſchloſſen hatte, ſtand mein Vater auf und führte Zoraiden ihm zu. „So löſe ich denn,“ ſprach er mit feierlicher Stimme, „den Fluch von Deinem

Haupte; nimm dieſe hin, als die Belohnung, die Du Dir durch Deinen raſtloſen Eifer erkämpft haſt; nimm meinen väterlichen Segen, und möge es nie unſerer Stadt an Männern fehlen, die an brüderlicher Liebe, an Klugheit und Eifer Dir gleichen."

Die Karavane hatte das Ende der Wüſte erreicht, und fröhlich begrüßten die Reiſenden die grünen Matten und die dichtbelaubten Bäume, deren lieblichen Anblick ſie viele Tage entbehrt hatten. In einem ſchönen Thale lag eine Karavanſerei, die ſie ſich zum Nachtlager wählten, und obgleich ſie wenig Bequemlichkeit und Erfriſchung darbot, ſo war doch die ganze Geſellſchaft heiterer und zutraulicher als je; denn der Gedanke, den Gefahren und Beſchwerlichkeiten, die eine Reiſe durch die Wüſte mit ſich bringt, entronnen zu ſeyn, hatte alle Herzen geöffnet, und die Gemüther zu Scherz und Kurzweil geſtimmt. Muley, der junge, luſtige Kaufmann tanzte einen komiſchen Tanz, und ſang Lieder dazu, die ſelbſt dem ernſten Griechen Zaleukos ein Lächeln entlockten. Aber nicht genug, daß er ſeine Gefährten durch Tanz und Spiel erheitert hatte, er gab ihnen auch noch die Geſchichte zum Beſten, die er ihnen verſprochen hatte, und hub, als er von ſeinen Luftſprüngen ſich erholt hatte, alſo zu erzählen an:

Die Geſchichte von dem kleinen Muck.

In Nicea, meiner lieben Vaterſtadt, wohnte ein Mann, den man den kleinen Muck hieß. Ich kann mir ihn, ob ich gleich damals noch ſehr jung war, noch recht wohl denken, beſonders weil ich einmal von meinem Vater wegen ſeiner

halb todt geprügelt wurde. Der kleine Muck nämlich war ſchon ein alter Geſelle, als ich ihn kannte, doch war er nur drei bis vier Schuh hoch; dabei hatte er eine ſonderbare Geſtalt, denn ſein Leib, ſo klein und zierlich er war, mußte einen Kopf tragen, viel größer und dicker als der Kopf anderer Leute; er wohnte ganz allein in einem großen Haus und kochte ſich ſogar ſelbſt, auch hätte man in der Stadt nicht gewußt, ob er lebe oder geſtorben ſey, denn er ging alle vier Wochen nur einmal aus, wenn nicht um die Mittagsſtunde ein mächtiger Dampf aus dem Hauſe aufgeſtiegen wäre; doch ſah man ihn oft Abends auf ſeinem Dache auf und abgehen, von der Straße aus glaubte man aber, nur ſein großer Kopf allein laufe auf dem Dache umher. Ich und meine Kameraden waren böſe Buben, die jedermann gerne neckten und belachten, daher war es uns allemal ein Feſttag, wenn der kleine Muck ausging; wir verſammelten uns an dem beſtimmten Tage vor ſeinem Haus und warteten, bis er heraus kam; wenn dann die Thüre aufging, und zuerſt der große Kopf mit dem noch größeren Turban herausguckte, wenn dann das übrige Körperlein nachfolgte, angethan mit einem abgeſchabten Mäntelein, weiten Beinkleidern und einem breiten Gürtel, an welchem ein langer Dolch hing, ſo lang, daß man nicht wußte, ob Muck an dem Dolch, oder der Dolch an Muck ſtack, wenn er ſo heraustrat, da ertönte die Luft von unſerem Freudengeſchrei, wir warfen unſere Mützen in die Höhe und tanzten wie toll um ihn her. Der kleine Muck aber grüßte uns mit ernſthaftem Kopfnicken und ging mit langſamen Schritten die Straße hinab, dabei ſchlürfte er mit den Füßen, denn er hatte große, weite Pantoffeln an, wie ich ſie ſonſt nie geſehen. Wir Knaben liefen hinter ihm

her und ſchrien immer: „Kleiner Muck, kleiner Muck!“ Auch hatten wir ein luſtiges Verslein, das wir, ihm zu Ehren, hie und da ſangen; es hieß:

„Kleiner Muck, kleiner Muck,
wohnſt in einem großen Haus,
gehſt nur all' vier Wochen aus,
biſt ein braver, kleiner Zwerg,
haſt ein Köpflein wie ein Berg;
ſchau Dich einmal um und guck,
lauf und fang uns, kleiner Muck.“

So hatten wir ſchon oft unſre Kurzweil getrieben, und zu meiner Schande muß ich es geſtehen, ich trieb's am ärgſten, denn ich zupfte ihn oft am Mäntelein, und einmal trat ich ihm auch von hinten auf die großen Pantoffeln, daß er hinfiel. Dies kam mir nun höchſt lächerlich vor, aber das Lachen verging mir, als ich den kleinen Muck auf meines Vaters Haus zugehen ſah. Er ging richtig hinein und blieb einige Zeit dort. Ich verſteckte mich an der Hausthüre und ſah den Muck wieder herauskommen, von meinem Vater begleitet, der ihn ehrerbietig an der Hand hielt, und an der Thüre unter vielen Bücklingen ſich von ihm verabſchiedete. Mir war gar nicht wohl zu Muth, ich blieb daher lange in meinem Verſteck; endlich aber trieb mich der Hunger, den ich ärger fürchtete als Schläge, heraus, und demüthig und mit geſenktem Kopf trat ich vor meinen Vater. „Du haſt, wie ich höre, den guten Muck geſchimpft?“ ſprach er in ſehr ernſtem Tone. „Ich will Dir die Geſchichte dieſes Muck erzählen, und Du wirſt ihn gewiß nicht mehr auslachen; vor- und nachher aber bekommſt Du das Gewöhnliche.“ Das Gewöhnliche aber war fünfundzwanzig Hiebe, die er nur allzu aufrichtig aufzuzählen

pflegte. Er nahm daher ein langes Pfeifenrohr, ſchraubte die Bernſteinmundſpitze ab, und bearbeitete mich ärger als je zuvor.

Als die fünfundzwanzig voll waren, befahl er mir, aufzumerken, und erzählte mir von dem kleinen Muck:

Der Vater des kleinen Muck, der eigentlich Mukrah heißt, war ein angeſehener, aber armer Mann, hier in Nicea. Er lebte beinahe ſo einſiedleriſch als jetzt ſein Sohn. Dieſen konnte er nicht wohl leiden, weil er ſich ſeiner Zwerggeſtalt ſchämte, und ließ ihn daher auch in Unwiſſenheit aufwachſen. Der kleine Muck war noch in ſeinem ſechzehnten Jahr ein luſtiges Kind, und der Vater, ein ernſter Mann, tadelte ihn immer, daß er, der ſchon längſt die Kinderſchuhe zertreten haben ſollte, noch ſo dumm und läppiſch ſey.

Der Alte that aber einmal einen böſen Fall, an welchem er auch ſtarb und den kleinen Muck arm und unwiſſend zurückließ. Die harten Verwandten, denen der Verſtorbene mehr ſchuldig war, als er bezahlen konnte, jagten den armen Kleinen aus dem Hauſe und riethen ihm, in die Welt hinaus zu gehen und ſein Glück zu ſuchen. Der kleine Muck antwortete, er ſey ſchon reiſefertig, bat ſich aber nur noch den Anzug ſeines Vaters aus, und dieſer wurde ihm auch bewilligt. Sein Vater war ein großer ſtarker Mann geweſen, daher paßten die Kleider nicht. Muck aber wußte bald Rath; er ſchnitt ab, was zu lang war, und zog dann die Kleider an. Er ſchien aber vergeſſen zu haben, daß er auch in der Weite davon ſchneiden müſſe, daher ſein ſonderbarer Anzug, wie er noch heute zu ſehen iſt; der große Turban, der breite Gürtel, die weiten Hoſen, das blaue Mäntelein, alles dies ſind Erbſtücke ſeines

Vaters, die er ſeitdem getragen; den langen Damascenerdolch ſeines Vaters aber ſteckte er in den Gürtel, ergriff ein Stöcklein und wanderte zum Thor hinaus.

Fröhlich wanderte er den ganzen Tag, denn er war ja ausgezogen, um ſein Glück zu ſuchen; wenn er einen Scherben auf der Erde im Sonnenſchein glänzen ſah, ſo ſteckte er ihn gewiß zu ſich, im Glauben, daß er ſich in den ſchönſten Diamant verwandeln werde; ſah er in der Ferne die Kuppel einer Moſchee wie Feuer ſtrahlen, ſah er einen See wie einen Spiegel blinken, ſo eilte er voll Freude darauf zu; denn er dachte, in einem Zauberland angekommen zu ſeyn. Aber ach! Jene Trugbilder verſchwanden in der Nähe, und nur allzubald erinnerte ihn ſeine Müdigkeit und ſein vor Hunger knurrender Magen, daß er noch im Lande der Sterblichen ſich befinde. So war er zwei Tage gereist, unter Hunger und Kummer, und verzweifelte, ſein Glück zu finden; die Früchte des Feldes waren ſeine einzige Nahrung, die harte Erde ſein Nachtlager. Am Morgen des dritten Tages erblickte er von einer Anhöhe eine große Stadt. Hell leuchtete der Halbmond auf ihren Zinnen, bunte Fahnen ſchimmerten auf den Dächern und ſchienen den kleinen Muck zu ſich herzuwinken. Ueberraſcht ſtand er ſtille und betrachtete die Stadt und Gegend. „Ja, dort wird Klein-Muck ſein Glück finden," ſprach er zu ſich, und machte trotz ſeiner Müdigkeit einen Luftſprung, „dort oder nirgends." Er raffte alle ſeine Kräfte zuſammen und ſchritt auf die Stadt zu. Aber obgleich ſie ganz nahe ſchien, konnte er ſie doch erſt gegen Mittag erreichen, denn ſeine kleinen Glieder verſagten ihm beinahe gänzlich ihren Dienſt, und er mußte ſich in den Schatten einer Palme ſetzen, um auszuruhen. Endlich war er an dem Thor

angelangt. Er legte sein Mäntelein zurecht, band den Turban schöner um, zog den Gürtel noch breiter an und steckte den langen Dolch schiefer; dann wischte er den Staub von den Schuhen, ergriff sein Stöcklein und ging muthig zum Thor hinein.

Er war schon einige Straßen durchwandert, aber nirgends öffnete sich ihm eine Thüre, nirgends rief man, wie er sich vorgestellt hatte: „Kleiner Muck, komm herein, und iß und trink und laß Deine Füßlein ausruhen.“

Er schaute gerade auch wieder recht sehnsüchtig an einem großen schönen Haus hinauf, da öffnete sich ein Fenster, eine alte Frau schaute heraus und rief mit singender Stimme:

„Herbei, herbei,
gekocht ist der Brei,
den Tisch ließ ich decken;
drum laßt es Euch schmecken;
Ihr Nachbarn herbei,
gekocht ist der Brei.“

Die Thüre des Hauses öffnete sich, und Muck sah viele Hunde und Katzen hineingehen. Er stand einige Augenblicke im Zweifel, ob er der Einladung folgen solle, endlich aber faßte er sich ein Herz und ging in das Haus. Vor ihm her gingen ein Paar junge Kätzlein, und er beschloß, ihnen zu folgen, weil sie vielleicht die Küche besser wüßten, als er.

Als Muck die Treppe hinaufgestiegen war, begegnete er jener alten Frau, die zum Fenster herausgeschaut hatte. Sie sah ihn mürrisch an und fragte nach seinem Begehr. „Du hast ja jedermann zu Deinem Brei eingeladen,“ antwortete der kleine Muck, „und weil ich so gar hungrig bin, bin ich auch gekommen.“ Die Alte lachte und sprach: „Woher kommst Du denn, wunderlicher Gesell? Die ganze Stadt weiß, daß ich für niemand koche, als für meine lieben

Katzen, und hie und da lade ich ihnen Gesellschaft aus der Nachbarschaft ein, wie Du siehest." Der kleine Muck erzählte der alten Frau, wie es ihm nach seines Vaters Tod so hart ergangen sey, und bat sie, ihn heute mit ihren Katzen speisen zu lassen. Die Frau, welcher die treuherzige Erzählung des Kleinen wohl gefiel, erlaubte ihm, ihr Gast zu seyn, und gab ihm reichlich zu essen und zu trinken. Als er gesättigt und gestärkt war, betrachtete ihn die Frau lange, und sagte dann: „Kleiner Muck, bleibe bei mir in meinem Dienste, Du hast geringe Mühe und sollst gut gehalten seyn." Der kleine Muck, dem der Katzenbrei geschmeckt hatte, willigte ein und wurde also der Bediente der Frau Ahavzi. Er hatte einen leichten, aber sonderbaren Dienst. Frau Ahavzi hatte nämlich zwei Kater und vier Katzen, diesen mußte der kleine Muck alle Morgen den Pelz kämmen und mit köstlichen Salben einreiben; wenn die Frau ausging, mußte er auf die Katzen Achtung geben, wenn sie aßen, mußte er ihnen die Schüsseln vorlegen, und Nachts mußte er sie auf seidene Polster legen und sie mit sammtenen Decken einhüllen. Auch waren noch einige kleine Hunde im Haus, die er bedienen mußte, doch wurden mit diesen nicht so viele Umstände gemacht, wie mit den Katzen, welche Frau Ahavzi wie ihre eigenen Kinder hielt. Uebrigens führte Muck ein so einsames Leben, wie in seines Vaters Haus, denn außer der Frau sah er den ganzen Tag nur Hunde und Katzen. Eine Zeitlang ging es dem kleinen Muck ganz gut, er hatte immer zu essen und wenig zu arbeiten, und die alte Frau schien recht zufrieden mit ihm zu seyn; aber nach und nach wurden die Katzen unartig; wenn die Alte ausgegangen war, sprangen sie wie besessen in den Zimmern umher, warfen alles durcheinander und zerbrachen

manches ſchöne Geſchirr, das ihnen im Wege ſtand. Wenn ſie aber die Frau die Treppe herauf kommen hörten, verkrochen ſie ſich auf ihre Polſter und wedelten ihr mit den Schwänzen entgegen, wie wenn nichts geſchehen wäre. Die Frau Ahavzi gerieth dann in Zorn, wenn ſie ihre Zimmer ſo verwüſtet ſah, und ſchob alles auf Muck, er mochte ſeine Unſchuld betheuern, wie er wollte, ſie glaubte ihren Katzen, die ſo unſchuldig ausſahen, mehr als ihrem Diener.

Der kleine Muck war ſehr traurig, daß er alſo auch hier ſein Glück nicht gefunden habe, und beſchloß bei ſich, den Dienſt der Frau Ahavzi zu verlaſſen. Da er aber auf ſeiner erſten Reiſe erfahren hatte, wie ſchlecht man ohne Geld lebt, ſo beſchloß er, den Lohn, den ihm ſeine Gebieterin immer verſprochen, aber nie gegeben hatte, ſich auf irgend eine Art zu verſchaffen. Es befand ſich in dem Hauſe der Frau Ahavzi ein Zimmer, das immer verſchloſſen war, und deſſen Inneres er nie geſehen hatte. Doch hatte er die Frau oft darin rumoren gehört, und er hätte oft für ſein Leben gern gewußt, was ſie dort verſteckt habe. Als er nun an ſein Reiſegeld dachte, fiel ihm ein, daß dort die Schätze der Frau verſteckt ſein könnten. Aber immer war die Thüre feſt verſchloſſen, und er konnte daher den Schätzen nie beikommen.

Eines Morgens, als die Frau Ahavzi ausgegangen war zupfte ihn eines der Hündlein, welches von der Frau immer ſehr ſtiefmütterlich behandelt wurde, deſſen Gunſt er ſich aber durch allerlei Liebesdienſte in hohem Grade erworben hatte, an ſeinen weiten Beinkleidern und geberdete ſich dabei, wie wenn Muck ihm folgen ſollte. Muck, welcher gerne mit dem Hündchen ſpielte, folgte ihm, und ſiehe da das Hündchen führte ihn in die Schlafkammer der Frau Ahavzi

und vor eine kleine Thüre, die er nie zuvor dort bemerkt hatte, Die Thüre war bald offen. Das Hündlein ging hinein, und Muck folgte ihm, und freudig war er überraſcht, als er ſah, daß er ſich in dem Gemach befinde, das ſchon lange das Ziel ſeiner Wünſche war. Er ſpähte überall umher, ob er kein Geld finden könnte, fand aber nichts. Nur alte Kleider und wunderlich geformte Geſchirre ſtanden umher. Eines dieſer Geſchirre zog ſeine beſondere Aufmerkſamkeit auf ſich. Es war von Kryſtall, und ſchöne Figuren waren darauf ausgeſchnitten. Er hob es auf und drehte es nach allen Seiten. Aber, o, Schrecken! Er hatte nicht bemerkt, daß es einen Deckel hatte, der nur leicht darauf hingeſetzt war. Der Deckel fiel herab und zerbrach in tauſend Stücken.

Lange ſtand der kleine Muck vor Schrecken leblos. Jetzt war ſein Schickſal entſchieden, jetzt mußte er entfliehen, ſonſt ſchlug ihn die Alte todt. Sogleich war auch ſeine Reiſe beſchloſſen, und nur noch einmal wollte er ſich umſchauen, ob er nichts von den Habſeligkeiten der Frau Ahavzi zu ſeinem Marſch brauchen könnte. Da fielen ihm ein Paar mächtige große Pantoffeln ins Auge, ſie waren zwar nicht ſchön, aber ſeine eigenen konnten keine Reiſe mehr mitmachen, auch zogen ihn jene wegen ihrer Größe an, denn hatte er dieſe am Fuß, ſo mußten ihm hoffentlich alle Leute anſehen, daß er die Kinderſchuhe vertreten habe. Er zog alſo ſchnell ſeine Töffelein aus und fuhr in die großen hinein. Ein Spazierſtöcklein mit einem ſchön geſchnittenen Löwenkopf ſchien ihm auch hier allzumüßig in der Ecke zu ſtehen, er nahm es alſo mit und eilte zum Zimmer hinaus. Schnell ging er jetzt auf ſeine Kammer, zog ſein Mäntelein an, ſetzte den väterlichen Turban auf, ſteckte den Dolch in den Gürtel und lief, ſo ſchnell als ihn ſeine

Füße trugen, zum Haus und zur Stadt hinaus. Vor der Stadt lief er, aus Angst vor der Alten, immer weiter fort bis er vor Müdigkeit beinahe nicht mehr konnte. So schnell war er in seinem Leben nicht gegangen, ja es schien ihm, als könne er gar nicht aufhören zu rennen, denn eine unsichtbare Gewalt schien ihn fortzureißen. Endlich bemerkte er, daß es mit den Pantoffeln eine eigene Bewandtniß haben müsse, denn diese schossen immer fort und führten ihn mit sich. Er versuchte auf allerlei Weise still zu stehen, aber es wollte nicht gelingen; da rief er in der höchsten Noth, wie man den Pferden zuruft, sich selbst zu: „Oh — oh, halt, oh!“ Da hielten die Pantoffeln; und Muck warf sich erschöpft auf die Erde nieder.

Die Pantoffeln freuten ihn ungemein. So hatte er sich denn doch durch seine Dienste etwas erworben, das ihm in der Welt, auf seinem Weg, das Glück zu suchen, forthelfen konnte. Er schlief trotz seiner Freude, vor Erschöpfung ein, denn das Körperlein des kleinen Muck, das einen so schweren Kopf zu tragen hatte, konnte nicht viel aushalten. Im Traum erschien ihm das Hündlein, welches ihm im Hause der Frau Ahavzi zu den Pantoffeln verholfen hatte, und sprach zu ihm: „Lieber Muck, Du verstehst den Gebrauch der Pantoffeln noch nicht recht: wisse, daß wenn Du Dich in ihnen dreimal auf dem Absatz herum drehst, so kannst Du hinfliegen, wohin Du nur willst, und mit dem Stöcklein kannst Du Schatze finden, denn wo Gold vergraben ist, da wird es dreimal auf die Erde schlagen, bei Silber zweimal.“ So traumte der kleine Muck. Als er aber aufwachte, dachte er über den wunderbaren Traum nach, und beschloß, alsbald einen Versuch zu machen. Er zog die Pantoffeln an, hob

einen Fuß auf, und begann ſich auf dem Abſatz umzudrehen. Wer es aber jemals verſucht hat, in einem ungeheuer weiten Pantoffel dieſes Kunſtſtück dreimal hinter einander zu machen, der wird ſich nicht wundern, wenn es dem kleinen Muck nicht gleich glückte, beſonders wenn man bedenkt, daß ihn ſein ſchwerer Kopf bald auf dieſe, bald auf jene Seite hinüberzog.

Der arme Kleine fiel einigemal tüchtig auf die Naſe, doch ließ er ſich nicht abſchrecken, den Verſuch zu wiederholen, und endlich glückte es. Wie ein Rad fuhr er auf ſeinem Abſatz herum, wünſchte ſich in die nächſte große Stadt, und — die Pantoffeln ruderten hinauf in die Lüfte, liefen mit Windeseile durch die Wolken, und ehe ſich der kleine Muck noch beſinnen konnte, wie ihm geſchah, befand er ſich ſchon auf einem großen Marktplatz, wo viele Buden aufgeſchlagen waren, und unzählige Menſchen geſchäftig hin und her liefen. Er ging unter den Leuten hin und her, hielt es aber für rathſamer, ſich in eine einſamere Straße zu begeben, denn auf dem Markt trat ihm da bald einer auf die Pantoffel, daß er beinahe umfiel, bald ſtieß er mit ſeinem weithinausſtehenden Dolch, einen oder den andern an, daß er mit Mühe den Schlägen entging.

Der kleine Muck bedachte nun ernſtlich, was er wohl anfangen könnte, um ſich ein Stück Geld zu verdienen. Er hatte zwar ein Stäblein, das ihm verborgene Schätze anzeigte, aber wo ſollte er gleich einen Platz finden, wo Gold oder Silber vergraben ware? Auch hätte er ſich zur Noth für Geld ſehen laſſen können, aber dazu war er doch zu ſtolz. Endlich fiel ihm die Schnelligkeit ſeiner Füße ein. Vielleicht dachte er, können mir meine Pantoffeln unterhalt

gewähren, und er beſchloß, ſich als Schnelläufer zu verdingen. Da er aber hoffen durfte, daß der König dieſer Stadt ſolche Dienſte am beſten bezahle, ſo erfragte er den Palaſt. Unter dem Thor des Palaſtes ſtand eine Wache, die ihn fragte, was er hier zu ſuchen habe? Auf ſeine Antwort, daß er einen Dienſt ſuche, wies man ihn zum Aufſeher der Sklaven. Dieſem trug er ſein Anliegen vor und bat ihn, ihm einen Dienſt unter den königlichen Boten zu beſorgen. Der Aufſeher maß ihn mit ſeinen Augen vom Kopf bis zu den Füßen, und ſprach: „Wie, mit Deinen Füßlein, die kaum ſo lang als eine Spanne ſind, willſt Du königlicher Schnelläufer werden? Hebe Dich weg, ich bin nicht dazu da, mit jedem Narren Kurzweil zu machen.“ Der kleine Muck verſicherte ihn aber, daß es ihm vollkommen Ernſt ſey mit ſeinem Antrag, und daß er es mit dem Schnellſten auf eine Wette ankommen laſſen wollte. Dem Aufſeher kam die Sache gar lächerlich vor. Er befahl ihm, ſich bis auf den Abend zu einem Wettlauf bereit zu halten, führte ihn in die Küche, und ſorgte dafür, daß ihm gehörig Speiſe und Trank gereicht wurde. Er ſelbſt aber begab ſich zum König, und erzählte ihm vom kleinen Menſchen und ſeinem Anerbieten. Der König war ein luſtiger Herr, daher gefiel es ihm wohl, daß der Aufſeher der Sklaven den kleinen Muck zu einem Spaß behalten habe. Er befahl ihm, auf einer großen Wieſe hinter dem Schloß Anſtalten zu treffen, daß das Wettlaufen mit Bequemlichkeit von ſeinem ganzen Hofſtaat könnte geſehen werden, und befahl ihm nochmals, große Sorgfalt für den Zwerg zu haben. Der König erzählte ſeinen Prinzen und Prinzeſſinnen, was ſie dieſen Abend für ein Schauſpiel haben würden. Dieſe erzählten es wieder ihren Dienern, und als der Abend herankam,

war man in gespannter Erwartung, und alles was Füße hatte, strömte hinaus auf die Wiese, wo Gerüste aufgeschlagen waren, um den großsprecherischen Zwerg laufen zu sehen.

Als der König und seine Söhne und Töchter auf dem Gerüst Platz genommen hatten, trat der kleine Muck heraus auf die Wiese, und machte vor den hohen Herrschaften eine überaus zierliche Verbeugung. Ein allgemeines Freudengeschrei ertönte, als man den Kleinen ansichtig wurde; eine solche Figur hatte man dort noch nie gesehen. Das Körperlein mit dem mächtigen Kopf, das Mäntelein und die weiten Beinkleider, der lange Dolch in dem breiten Gürtel, die kleinen Füßlein in den weiten Pantoffeln — nein! es war zu drollig anzusehen, als daß man nicht hätte laut lachen sollen. Der kleine Muck ließ sich aber durch das Gelächter nicht irre machen. Er stellte sich stolz, auf sein Stöcklein gestützt, hin, und erwartete seinen Gegner. Der Aufseher der Sklaven hatte nach Mucks eigenem Wunsche, den besten Läufer ausgesucht. Dieser trat nun heraus, stellte sich neben den Kleinen und Beide harrten auf das Zeichen. Da winkte Prinzessin Amarza, wie es ausgemacht war, mit ihrem Schleier, und wie zwei Pfeile, auf dasselbe Ziel abgeschossen, flogen die beiden Wettläufer über die Wiese hin.

Von Anfang hatte Mucks Gegner einen bedeutenden Vorsprung, aber dieser jagte ihm auf seinem Pantoffelfuhrwerk nach, holte ihn ein, überfing ihn, und stand längst am Ziele, als jener noch, nach Luft schnappend, daher lief. Verwunderung und Staunen fesselten einige Augenblicke die Zuschauer, als aber der König zuerst in die Hände klatschte, da jauchzte die Menge, und alle riefen: „Hoch lebe der kleine Muck, der Sieger im Wettlauf!“

Man hatte indeß den kleinen Muck herbeigebracht; er warf ſich vor dem König nieder und ſprach: „Großmächtigſter König, ich habe Dir hier nur eine kleine Probe meiner Kunſt gegeben, wolle nun geſtatten, daß man mir eine Stelle unter Deinen Läufern gebe.“ Der König aber antwortete ihm: „Nein, Du ſollſt mein Leibläufer, und immer um meine Perſon ſeyn, lieber Muck, jährlich ſollſt Du hundert Goldſtücke erhalten als Lohn, und an der Tafel meiner erſten Diener ſollſt Du ſpeiſen.“

So glaubte denn Muck, endlich das Glück gefunden zu haben, das er ſo lange ſuchte, und war fröhlich und wohlgemuth in ſeinem Herzen. Auch erfreute er ſich der beſonderen Gnade des Königs, denn dieſer gebrauchte ihn zu ſeinen ſchnellſten und geheimſten Sendungen, die er dann mit der größten Genauigkeit und mit unbegreiflicher Schnelle beſorgte.

Aber die übrigen Diener des Königes waren ihm gar nicht zugethan, weil ſie ſich ungern durch einen Zwerg, der nichts verſtand, als ſchnell zu laufen, in der Gunſt ihres Herrn zurückgeſetzt ſahen. Sie veranſtalteten daher manche Verſchwörung gegen ihn, um ihn zu ſtürzen, aber alle ſchlugen fehl an dem großen Zutrauen, das der König in ſeinen geheimen Oberleibläufer (denn zu dieſer Würde hatte er es in ſo kurzer Zeit gebracht) ſetzte.

Muck, dem dieſe Bewegungen gegen ihn nicht entgingen, ſann nicht auf Rache, dazu hatte er ein zu gutes Herz, nein, auf Mittel dachte er, ſich bei ſeinen Feinden nothwendig und beliebt zu machen. Da fiel ihm ſein Stäblein, das er in ſeinem Glück außer acht gelaſſen hatte, ein; wenn er Schätze finde, dachte er, werden ihm die Herren ſchon geneigter werden. Er hatte ſchon oft gehört, daß der Vater

des jetzigen Königs viele seiner Schätze vergraben habe, als der Feind sein Land überfallen; man sagte auch, er sey darüber gestorben, ohne daß er sein Geheimniß habe seinem Sohn mittheilen können. Von nun an nahm Muck immer sein Stöcklein mit, in der Hoffnung, einmal an einem Ort vorüber zu gehen, wo das Geld des alten Königs vergraben sey. Eines Abends führte ihn der Zufall in einen entlegenen Theil des Schloßgartens, den er wenig besuchte, und plötzlich fühlt er das Stöcklein in seiner Hand zucken, und dreimal schlug es gegen den Boden. Nun wußte er schon, was dies zu bedeuten hatte. Er zog daher seinen Dolch heraus, machte Zeichen in die umstehenden Bäume und schlich sich wieder in das Schloß: dort verschaffte er sich einen Spaten und wartete die Nacht zu seinem Unternehmen ab.

Das Schatzgraben selbst machte übrigens dem kleinen Muck mehr zu schaffen, als er geglaubt hatte. Seine Arme waren gar zu schwach, sein Spaten aber groß und schwer; und er mochte wohl schon zwei Stunden gearbeitet haben, ehe er ein Paar Fuß tief gegraben hatte. Endlich stieß er auf etwas Hartes, das wie Eisen klang. Er grub jetzt emsiger, und bald hatte er einen großen eisernen Deckel zu Tage gefördert; er stieg selbst in die Grube hinab, um nachzuspähen, was wohl der Deckel könnte bedeckt haben, und fand richtig einen großen Topf mit Goldstücken angefüllt. Aber seine schwachen Kräfte reichten nicht hin, den Topf zu heben, daher steckte er in seine Beinkleider und seinen Gürtel, so viel er zu tragen vermochte, und auch sein Mantelein füllte er damit, bedeckte das Uebrige wieder sorgfältig, und lud es auf den Rücken. Aber wahrlich, wenn er die Pantoffel nicht an den Füßen gehabt hätte, er wäre nicht vom Fleck gekommen, so zog ihn die Last des Goldes

nieder. Doch unbemerkt kam er auf ſein Zimmer und verwahrte dort ſein Gold unter den Polſtern ſeines Sophas.

Als der kleine Muck ſich im Beſitz ſo vielen Goldes ſah, glaubte er, das Blatt werde ſich jetzt wenden, und er werde ſich unter ſeinen Feinden am Hofe viele Gönner und warme Anhänger erwerben. Aber ſchon daran konnte man erkennen, daß der gute Muck keine gar zu ſorgfältige Erziehung genoſſen haben mußte, ſonſt hätte er ſich wohl nicht einbilden können, durch Gold wahre Freunde zu gewinnen. Ach! daß er damals ſeine Pantoffel geſchmiert und ſich mit ſeinem Mäntelein voll Gold aus dem Staub gemacht hätte!

Das Gold, das der kleine Muck von jetzt an mit vollen Händen austheilte, erweckte den Neid der übrigen Hofbedienten. Der Küchenmeiſter Abuli ſagte: „Er iſt ein Falſchmünzer.“ Der Sklavenaufſeher Achmet ſagte: „Er hats dem König abgeſchwatzt.“ Archaz, der Schatzmeiſter aber, ſein ärgſter Feind, der ſelbſt hie und da einen Griff in des Königs Kaſſe thun mochte, ſagte geradezu: „Er hats geſtohlen.“ Um nun ihrer Sache gewiß zu ſeyn, verabredeten ſie ſich, und der Obermundſchenk Korchuz ſtellte ſich eines Tages recht traurig und niedergeſchlagen vor den Augen des Königs. Er machte ſeine traurigen Geberden ſo auffallend, daß ihn der König fragte, was ihm fehle. „Ach!“ antwortete er, „ich bin traurig, daß ich die Gnade meines Herrn verloren habe.“ „Was fabelſt Du, Freund Korchuz?“ entgegnete ihm der König. „Seit wann hätte ich die Sonne meiner Gnade nicht über Dich leuchten laſſen?“ Der Obermundſchenk antwortete ihm, daß er ja den geheimen Oberleibläufer mit Gold belade, ſeinen armen treuen Dienern aber nichts gebe.

Der König war ſehr erſtaunt über dieſe Nachricht, ließ

ſich die Goldaustheilungen des kleinen Muck erzählen, und die Verſchworenen brachten ihm leicht den Verdacht bei, daß Muck auf irgend eine Art das Geld aus der Schatzkammer geſtohlen habe. Sehr lieb war dieſe Wendung der Sache dem Schatzmeiſter, der ohnehin nicht gerne Rechnung ablegte. Der König gab daher den Befehl, heimlich auf alle Schritte des kleinen Muck acht zu geben, um ihn wo möglich auf der That zu ertappen. Als nun in der Nacht, die auf dieſen Unglückstag folgte, der kleine Muck, da er durch ſeine Freigebigkeit ſeine Kaſſe ſehr erſchöpft ſah, den Spaten nahm und in den Schloßgarten ſchlich, um dort von ſeinem geheimen Schatze neuen Vorrath zu holen, folgten ihm von weitem die Wachen, von dem Küchenmeiſter Ahuli und Archaz, dem Schatzmeiſter, angeführt, und in dem Augenblick, da er das Gold aus dem Topf in ſein Mäntelein legen wollte, fielen ſie über ihn her, banden ihn und führten ihn ſogleich vor den König. Dieſer, den ohnehin die Unterbrechung ſeines Schlafes mürriſch gemacht hatte, empfing ſeinen armen geheimen Oberleibläufer ſehr ungnädig, und ſtellte ſogleich das Verhör über ihn an. Man hatte den Topf vollends aus der Erde gegraben, und mit dem Spaten und mit dem Mäntelein voll Gold vor die Füße des Königs geſetzt. Der Schatzmeiſter ſagte aus, daß er mit ſeinen Wachen den Muck überraſcht habe, wie er dieſen Topf mit Gold gerade in die Erde gegraben habe.

Der König befragte hierauf den Angeklagten, ob es wahr ſey, und woher er das Gold, das er vergraben, bekommen habe?

Der kleine Muck, im Gefühle ſeiner Unſchuld, ſagte aus, daß er dieſen Topf im Garten entdeckt habe, daß er ihn habe nicht ein-, ſondern habe aus graben wollen.

Alle Anwesenden lachten laut über diese Entschuldigung, der König aber, aufs höchste erzürnt über die vermeintliche Frechheit des Kleinen, rief aus: „Wie, Elender! Du willst Deinen König so dumm und schändlich belügen, nachdem Du ihn bestohlen hast? Schatzmeister Archaz! Ich fordere Dich auf, zu sagen, ob Du diese Summe Goldes für die nämliche erkennst die in meinem Schatze fehlt?“

Der Schatzmeister aber antwortete, er sey seiner Sache ganz gewiß, so viel und noch mehr fehle seit einiger Zeit in dem königlichen Schatz, und er könnte einen Eid darauf ablegen, daß dies das Gestohlene sey.

Da befahl der König, den kleinen Muck in enge Ketten zu legen und in den Thurm zu führen, dem Schatzmeister aber übergab er das Gold, um es wieder in den Schatz zu tragen. Vergnügt über den glücklichen Ausgang der Sache zog dieser ab und zählte zu Hause die blinkenden Goldstücke; aber das hat dieser schlechte Mann niemals angezeigt, daß unten in dem Topf ein Zettel lag, der sagte: „Der Feind hat mein Land überschwemmt, daher verberge ich hier einen Theil meiner Schatze; wer es auch finden mag, den treffe der Fluch seines Königs, wenn er es nicht sogleich meinem Sohne ausliefert. —

König Sadi.“

Der kleine Muck stellte in seinem Kerker traurige Betrachtungen an; er wußte, daß auf Diebstahl an königlichen Sachen der Tod gesetzt war: und doch mochte er das Geheimniß mit dem Stäbchen dem Könige nicht verrathen, weil er mit Recht fürchtete, dieses und seiner Pantoffeln beraubt zu werden. Seine Pantoffeln konnten ihm leider auch keine Hülfe bringen, denn da er in engen Ketten an

die Mauer geſchloſſen war, konnte er, ſo ſehr er ſich quälte, ſich nicht auf dem Abſatz umdrehen. Als ihm aber am andern Tage ſein Tod angekündigt wurde, da gedachte er doch, es ſey beſſer, ohne das Zauberſtäbchen zu leben, als mit ihm zu ſterben, ließ den König um geheimes Gehör bitten und entdeckte ihm das Geheimniß. Der König maß von Anfang ſeinem Geſtändniß keinen Glauben bei; aber der kleine Muck verſprach eine Probe, wenn ihm der König zugeſtünde, daß er nicht getödet werden ſolle. Der König gab ihm ſein Wort darauf und ließ, von Muck ungeſehen, einiges Gold in die Erde graben, und befahl dieſem, mit ſeinem Stäbchen zu ſuchen. In wenigen Augenblicken hatte er es gefunden, denn das Stäbchen ſchlug deutlich dreimal auf die Erde. Da merkte der König, daß ihn ſein Schatzmeiſter betrogen hatte, und ſandte ihm, wie es im Morgenland gebräuchlich iſt, eine ſeidene Schnur, damit er ſich ſelbſt erdroßle. Zum kleinen Muck aber ſprach er: „Ich habe Dir zwar Dein Leben verſprochen, aber es ſcheint mir, als ob Du nicht nur allein dieſes Geheimniß mit dem Stabchen beſitzeſt; darum bleibſt Du in ewiger Gefangenſchaft, wenn Du nicht geſtehſt, was für eine Bewandtniß es mit Deinem Schnellaufen hat. Der kleine Muck, dem die einzige Nacht im Thurm alle Luſt zu längerer Gefangenſchaft benommen hatte, bekannte, daß ſeine ganze Kunſt in den Pantoffeln liege, doch lehrte er den König nicht das Geheimniß von dem dreimaligen Umdrehen auf dem Abſatz. Der König ſchlüpfte ſelbſt in die Pantoffeln, um die Probe zu machen, und jagte wie unſinnig im Garten umher; oft wollte er anhalten, aber er wußte nicht, wie man die Pantoffeln zum Stehen brachte, und der kleine Muck, der dieſe kleine Rache ſich nicht verſagen konnte, ließ ihn laufen, bis er ohnmächtig niederfiel.

Als der König wieder zur Beſinnung zurückgekehrt war, war er ſchrecklich aufgebracht über den kleinen Muck, der ihn ſo ganz außer Athem hatte laufen laſſen. „Ich habe Dir mein Wort gegeben, Dir Freiheit und Leben zu ſchenken, aber innerhalb zwölf Stunden mußt Du mein Land verlaſſen, ſonſt laſſe ich Dich aufknüpfen.“ Die Pantoffeln und das Stäbchen aber ließ er in ſeine Schatzkammer legen.

So arm als je wanderte der kleine Muck zum Land hinaus, ſeine Thorheit verwünſchend, die ihm vorgeſpiegelt hatte, er könne eine bedeutende Rolle am Hofe ſpielen. Das Land, aus dem er gejagt wurde, war zum Glück nicht groß, daher war er ſchon nach acht Stunden auf der Grenze, obgleich ihm das Gehen, da er an ſeine lieben Pantoffeln gewöhnt war, ſehr ſauer ankam.

Als er über die Grenze war, verließ er die gewöhnliche Straße, um die dichteſte Einöde der Wälder aufzuſuchen und dort nur ſich zu leben, denn er war allen Menſchen gram. In einem dichten Walde traf er auf einen Platz, der ihm zu dem Entſchluß, den er gefaßt hatte, ganz tauglich ſchien. Ein klarer Bach, von großen ſchattigen Feigenbäumen umgeben, ein weicher Raſen luden ihn ein, hier warf er ſich nieder, mit dem Entſchluß, keine Speiſe mehr zu ſich zu nehmen, ſondern hier den Tod zu erwarten. Ueber traurigen Todesbetrachtungen ſchlief er ein; als er aber wieder aufwachte, und der Hunger ihn zu quälen anfing, bedachte er doch, daß der Hungerstod eine gefahrliche Sache ſey, und ſah ſich um, ob er nirgends etwas zu eſſen bekommen könnte.

Köſtliche reife Feigen hingen an dem Baume, unter welchem er geſchlafen hatte; er ſtieg hinauf, um ſich einige zu pflücken, ließ es ſich trefflich ſchmecken und ging dann

hinunter an den Bach, um ſeinen Durſt zu löſchen. Aber wie groß war ſein Schrecken, als ihm das Waſſer ſeinen Kopf mit zwei gewaltigen Ohren und einer dicken langen Naſe geſchmückt zeigte! Beſtürzt griff er mit den Händen nach den Ohren, und wirklich ſie waren über eine halbe Elle lang.

„Ich verdiene Eſelsohren!“ rief er aus. „Denn ich habe mein Glück wie ein Eſel mit Füßen getreten.“ — Er wanderte unter den Bäumen umher, und als er wieder Hunger fühlte, mußte er noch einmal zu den Feigen ſeine Zuflucht nehmen, denn ſonſt fand er nichts Eßbares an den Bäumen. Als ihm über der zweiten Portion Feigen einfiel, ob wohl ſeine Ohren nicht unter ſeinem großen Turban Platz hätten, damit er doch nicht gar zu lächerlich ausſehe, fühlte er, daß ſeine Ohren verſchwunden ſeyen. Er lief gleich an den Bach zurück, um ſich davon zu überzeugen, und wirklich, es war ſo, ſeine Ohren hatten ihre vorige Geſtalt, ſeine lange unförmliche Naſe hatte er nicht mehr. Jetzt merkte er aber, wie dies gekommen war; von dem erſten Feigenbaum hatte er die lange Naſe und Ohren bekommen, der zweite hatte ihn geheilt; freudig erkannte er, daß ſein gütiges Geſchick ihm noch einmal die Mittel in die Hand gebe, glücklich zu ſeyn. Er pflückte daher von jedem Baum ſo viel er tragen konnte, und ging in das Land zurück, das er vor kurzem verlaſſen hatte. Dort machte er ſich in dem erſten Städtchen durch andere Kleider ganz unkenntlich und ging dann weiter auf die Stadt zu, die jener König bewohnte, und kam auch bald dort an.

Es war gerade zu einer Jahreszeit, wo reife Früchte noch ziemlich ſelten waren; der kleine Muck ſetzte ſich daher unter das Thor des Palaſtes, denn ihm war von früherer

Zeit her wohl bekannt, daß hier solche Seltenheiten von dem Küchenmeister für die königliche Tafel eingekauft wurden. Muck hatte noch nicht lange gesessen, als er den Küchenmeister über den Hof herüberschreiten sah. Er musterte die Waaren der Verkäufer, die sich am Thor des Palastes eingefunden hatten, endlich fiel sein Blick auch auf Mucks Körbchen. „Ah! Ein seltener Bissen," sagte er, „der Ihro Majestät gewiß behagen wird: was willst Du für den ganzen Korb?" Der kleine Muck bestimmte einen mäßigen Preis, und sie waren bald des Handels einig. Der Küchenmeister übergab den Korb einem Sklaven und ging weiter; der kleine Muck machte sich einstweilen aus dem Staub, weil er befürchtete, wenn sich das Unglück an den Köpfen des Hofes zeige, möchte man ihn als Verkäufer aufsuchen und bestrafen.

Der König war über Tisch sehr heiter gestimmt und sagte seinem Küchenmeister einmal über das andere Lobsprüche wegen seiner guten Küche und der Sorgfalt, mit der er immer das Seltenste für ihn aussuche; der Küchenmeister aber, welcher wohl wußte, welchen Leckerbissen er noch im Hintergrund habe, schmunzelte gar freundlich und ließ nur einzelne Worte fallen: „Es ist erst noch nicht aller Tage Abend," oder: „Ende gut, alles gut" so, daß die Prinzessinnen sehr neugierig wurden, was er wohl noch bringen werde. Als er aber die schönen einladenden Feigen aufsetzen ließ, da entfloh ein allgemeines Ah! dem Munde der Anwesenden. „Wie reif, wie appetitlich!" rief der König. „Küchenmeister, Du bist ein ganzer Kerl, und verdienst unsere ganz besondere Gnade!" Also sprechend theilte der König, der mit solchen Leckerbissen sehr sparsam zu seyn pflegte, mit eigner Hand die

Feigen an ſeiner Tafel aus. Jeder Prinz und jede Prinzeſſin bekam zwei, die Hofdamen und die Veziere und Aga's eine, die übrigen ſtellte er vor ſich hin und begann mit großem Behagen ſie zu verſchlingen.

„Aber lieber Gott, wie ſiehſt Du ſo wunderlich aus, Vater,“ rief auf einmal die Prinzeſſin Amarza. Alle ſehen den König erſtaunt an, ungeheure Ohren hingen ihm am Kopf, eine lange Naſe zog ſich über ſein Kinn herunter; auch ſich ſelbſt betrachteten ſie unter einander mit Staunen und Schrecken, Alle waren mehr oder minder mit dem ſonderbaren Kopfputz geſchmückt.

Man denke ſich den Schrecken des Hofes! Man ſchickte ſogleich nach allen Aerzten der Stadt, ſie kamen Haufenweiſe, verordneten Pillen und Mixturen, aber die Ohren und die Naſen blieben. Man operirte einen der Prinzen, aber die Ohren wuchſen nach.

Muck hatte die ganze Geſchichte in ſeinem Verſteck, wohin er ſich zurückgezogen hatte, gehört und erkannte, daß es jetzt Zeit ſey, zu handeln. Er hatte ſich ſchon vorher von dem aus den Feigen gelösten Geld einen Anzug verſchafft, der ihn als Gelehrten darſtellen konnte; ein langer Bart von Ziegenhaaren vollendete die Täuſchung. Mit einem Säckchen voll Feigen wanderte er in den Palaſt des Königs und bot als fremder Arzt ſeine Hülfe an. Man war von Anfang ſehr unglaubig, als aber der kleine Muck eine Feige einem der Prinzen zu eſſen gab und Ohren und Naſe dadurch in den alten Zuſtand zurückbrachte, da wollte alles von dem fremden Arzte geheilt ſeyn. Aber der König nahm ihn ſchweigend bei der Hand und führte ihn in ſein Gemach; dort ſchloß er eine Thüre auf, die in die Schatzkammer führte, und winkte Muck, ihm zu folgen. „Hier

ſind meine Schätze," ſprach der König, „wähle Dir, was es auch ſey, es ſoll Dir gewährt werden, wenn Du mich von dieſem ſchmachvollen Uebel befreiſt." Das war ſüße Muſik in des kleinen Mucks Ohren; er hatte gleich beim Eintritt ſeine Pantoffeln auf dem Boden ſtehen ſehen, gleich daneben lag auch ſein Stäbchen. Er ging nun umher in dem Saal, wie wenn er die Schätze des Königs bewundern wollte; kaum aber war er an ſeine Pantoffeln gekommen, ſo ſchlüpfte er eilends hinein, ergriff ſein Stäbchen, riß ſeinen falſchen Bart herab, und zeigte dem erſtaunten König das wohlbekannte Geſicht ſeines verſtoßenen Mucks. „Treuloſer König," ſprach er, „der Du treue Dienſte mit Undank lohnſt, nimm als wohlverdiente Strafe die Mißgeſtalt, die Du trägſt. Die Ohren laß ich Dir zurück, damit ſie Dich täglich erinnern an den kleinen Muck." Als er ſo geſprochen hatte, drehte er ſich ſchnell auf dem Abſatz herum, wünſchte ſich weit hinweg, und ehe noch der König um Hülfe rufen konnte, war der kleine Muck entflohen. Seitdem lebt der kleine Muck hier in großem Wohlſtand, aber einſam, denn er verachtete die Menſchen. Er iſt durch Erfahrung ein weiſer Mann geworden, welcher, wenn auch ſein Aeußeres etwas Auffallendes haben mag, Deine Bewunderung mehr als Deinen Spott verdient. —

So erzählte mir mein Vater. Ich bezeugte ihm meine Reue über mein rohes Betragen gegen den guten kleinen Mann, und mein Vater ſchenkte mir die andere Hälfte der Strafe, die er mir zugedacht hatte. Ich erzählte meinen Kameraden die wunderbaren Schickſale des Kleinen, und wir gewannen ihn ſo lieb, daß ihn keiner mehr ſchimpfte. Im Gegentheil, wir ehrten ihn, ſo lange er lebte, und

haben uns vor ihm immer ſo tief als vor Kadi und Mufti gebückt.

Die Reiſenden beſchloſſen, einen Raſttag in dieſer Karavanſerei zu machen, um ſich und die Thiere zur weiteren Reiſe zu ſtarken. Die geſtrige Fröhlichkeit ging auch auf dieſen Tag über, und ſie ergötzten ſich mit allerlei Spielen. Nach dem Eſſen aber riefen ſie dem fünften Kaufmann, Ali Sizah, zu, auch ſeine Schuldigkeit gleich den Uebrigen zu thun, und eine Geſchichte zu erzählen. Er antwortete, ſein Leben ſey zu arm an auffallenden Begebenheiten, als daß er ihnen etwas davon mittheilen möchte, daher wolle er ihnen etwas anderes erzählen, nämlich: Das Märchen vom falſchen Prinzen.

Das Märchen vom falſchen Prinzen.

Es war einmal ein ehrſamer Schneidergeſelle, Namens Labakan, der bei einem geſchickten Meiſter in Aleſſandria ſein Handwwerk lernte Man konnte nicht ſagen, daß Labakan ungeſchickt mit der Nadel war, im Gegentheil, er konnte recht feine Arbeit machen. Auch that man ihm Unrecht, wenn man ihn geradezu faul ſchalt. Aber ganz richtig war es doch nicht mit dem Geſellen, denn er konnte oft ſtundenlang in einem fort nahen, daß ihm die Nadel in der Hand glühend ward und der Faden rauchte, da gab es ihm dann ein Stück, wie keinem andern. Ein andermal aber, und dies geſchah leider öfters, ſaß er in tiefen Gedanken, ſah mit ſtarren Augen vor ſich hin und hatte dabei in Geſicht und Weſen etwas ſo Eigenes, daß ſein Meiſter und

die übrigen Gesellen von diesem Zustande nie anders sprachen als: „Labakan hat wieder sein vornehmes Gesicht.“

Am Freitag aber, wenn andere Leute vom Gebet ruhig nach Haus an ihre Arbeit gingen, trat Labakan in einem schönen Kleid, das er sich mit vieler Mühe zusammengespart hatte, aus der Moschee, ging langsam und stolzen Schrittes durch die Plätze und Straßen der Stadt, und wenn ihm einer seiner Kamaraden ein „Friede sey mit Dir,“ oder „Wie geht es Freund Labakan?“ bot, so winkte er gnädig mit der Hand oder nickte, wenn es hoch kam, vornehm mit dem Kopf. Wenn dann sein Meister im Spaß zu ihm sagte: „An Dir ist ein Prinz verloren gegangen, Labakan,“ so freute er sich darüber und antworte: „Habt Ihr das auch bemerkt?“ oder: „Ich habe es schon lang gedacht!“

So trieb es der ehrsame Schneidergeselle Labakan schon eine geraume Zeit, sein Meister aber duldete seine Narrheit, weil er sonst ein guter Mensch und geschickter Arbeiter war. Aber eines Tages schickte Selim, der Bruder des Sultans, der gerade durch Alessandria reiste, ein Festkleid zu dem Meister, um Einiges daran verändern zu lassen, und der Meister gab es Labakan, weil dieser die feinste Arbeit machte. Als Abends der Meister und die Gesellen sich hinwegbegeben hatten, um nach des Tages Last sich zu erholen, trieb eine unwiderstehliche Sehnsucht Labakan wieder in die Werkstätte zurück, wo das Kleid des kaiserlichen Bruders hing. Er stand lange sinnend davor, bald den Glanz der Stickerei, bald die schillernden Farben des Sammets und der Seide an dem Kleide bewundernd. Er konnte nicht anders, er mußte es anziehen, und siehe da, es paßte ihm so trefflich, wie wenn es für ihn wäre gemacht worden.

„Bin ich nicht ſo gut ein Prinz als einer?“ fragte er ſich indem er im Zimmer auf- und abſchritt. „Hat nicht der Meiſter ſelbſt ſchon geſagt, daß ich zum Prinzen geboren ſey?“ Mit den Kleidern ſchien der Geſelle eine ganz königliche Geſinnung angezogen zu haben; er konnte ſich nicht anders denken, als er ſey ein unbekannter Königsſohn, und als ſolcher beſchloß er, in die Welt zu reiſen und einen Ort zu verlaſſen, wo die Leute bisher ſo thöricht geweſen waren, unter der Hülle ſeines niedern Standes nicht ſeine angeborne Würde zu erkennen. Das prachtvolle Kleid ſchien ihm von einer gütigen Fee geſchickt; er hütete ſich daher wohl, ein ſo theures Geſchenk zu verſchmähen, ſteckte ſeine geringe Baarſchaft zu ſich und wanderte, begünſtigt von dem Dunkel der Nacht, aus Aleſſandria's Thoren.

Der neue Prinz erregte überall auf ſeiner Wanderſchaft Verwunderung, denn das prachtvolle Kleid und ſein ernſtes, majeſtätiſches Weſen wollte gar nicht paſſen für einen Fußgänger. Wenn man ihn darüber befragte, pflegte er mit geheimnißvoller Miene zu antworten, daß das ſeine eigenen Urſachen habe. Als er aber merkte, daß er ſich durch ſeine Fußwanderungen lächerlich mache, kaufte er um geringen Preis ein altes Roß, welches ſehr für ihn paßte, da es ihn mit ſeiner geſetzten Ruhe und Sanftmuth nie in Verlegenheit brachte, ſich als geſchickten Reiter zeigen zu müſſen, was gar nicht ſeine Sache war.

Eines Tages, als er Schritt vor Schritt auf ſeinem Murva, ſo hatte er ſein Roß genannt, ſeine Straße zog, ſchloß ſich ein Reiter an ihn an und bat ihn, in ſeiner Geſellſchaft reiten zu dürfen, weil ihm der Weg viel kürzer werde im Geſpräch mit einem andern. Der Reiter war ein fröhlicher, junger Mann, ſchön und angenehm im Umgang. Er hatte

mit Labakan bald ein Gespräch angeknüpft über woher und wohin, und es traf sich, daß auch er, wie der Schneidergeselle, ohne Plan in die Welt hinauszog. Er sagte, er heiße Omar, sey der Neffe Elfi Beys, des unglücklichen Bassas von Kairo, und reise nun umher, um einen Auftrag, den ihm sein Oheim auf dem Sterbebette ertheilt habe, auszurichten. Labakan ließ sich nicht so offenherzig über seine Verhältnisse aus, er gab ihm zu verstehen, daß er von hoher Abkunft sey und zu seinem Vergnügen reise.

Die beiden jungen Herren fanden Gefallen an einander und zogen fürder. Am zweiten Tage ihrer gemeinschaftlichen Reise fragte Labakan seinen Gefährten Omar nach den Aufträgen, die er zu besorgen habe, und erfuhr zu seinem Erstaunen Folgendes: „Elfi Bey, der Bassa von Kairo, hatte den Omar seit seiner frühesten Kindheit erzogen, und dieser hatte seine Eltern nie gekannt. Als nun Elfi Bey von seinen Feinden überfallen worden war und nach drei unglücklichen Schlachten, tödtlich verwundet, fliehen mußte, entdeckte er seinem Zögling, daß er nicht sein Neffe sey, sondern der Sohn eines mächtigen Herrschers, welcher aus Furcht vor den Prophezeihungen seiner Sterndeuter, den jungen Prinzen von seinem Hofe entfernt habe, mit dem Schwur, ihn erst an seinem zweiundzwanzigsten Geburtstage wieder sehen zu wollen. Elfi Bey habe ihm den Namen seines Vaters nicht genannt, sondern ihm aufs Bestimmteste aufgetragen, am vierten Tage des kommenden Monats Ramadan, an welchem Tage er zweiundzwanzig Jahre alt werde, sich an der berühmten Säule El-Serujah, vier Tagreisen östlich von Alessandria, einzufinden; dort solle er den Männern, die an der Säule stehen werden, einen Dolch, den er ihm gab, überreichen mit den Worten:

„„Hier bin ich, den Ihr suchet;““ wenn sie antworten: „„Gelobt sey der Prophet, der Dich erhielt,““ so solle er ihnen folgen, sie werden ihn zu seinem Vater führen.“

Der Schneidergeselle Labakan war sehr erstaunt über diese Mittheilung, er betrachtete von jetzt an den Prinzen Omar mit neidischen Augen, erzürnt darüber, daß das Schicksal jenem, obgleich er schon für den Neffen eines mächtigen Bassa galt, noch die Würde eines Fürstensohns verliehen, ihm aber, den es mit allem, was einem Prinzen noththut, ausgerüstet; gleichsam zum Hohn eine dunkle Geburt und einen gewöhnlichen Lebensweg verliehen habe. Er stellte Vergleichungen zwischen sich und dem Prinzen an. Er mußte sich gestehen, es sey jener ein Mann von sehr lebhafter Gesichtsbildung; schöne lebhafte Augen, eine kühngebogene Nase, ein sanftes, zuvorkommendes Benehmen, kurz alle Vorzüge des Aeußeren, die jemand empfehlen können, waren jenem eigen. Aber so viele Vorzüge er auch an seinem Begleiter fand, so gestand er sich doch, daß ein Labakan dem fürstlichen Vater wohl noch willkommener seyn dürfte, als der wirkliche Prinz.

Diese Betrachtungen verfolgten Labakan den ganzen Tag, mit ihnen schlief er im nächsten Nachtlager ein; aber als er Morgens aufwachte und sein Blick auf den neben ihm schlafenden Omar fiel, der so ruhig schlafen und von seinem gewissen Glücke träumen konnte, da erwachte in ihm der Gedanke, sich durch List oder Gewalt zu erstreben, was ihm das ungünstige Schicksal versagt hatte; der Dolch, das Erkennungszeichen des heimkehrenden Prinzen, stak in dem Gürtel des Schlafenden, leise zog er ihn hervor, um ihn in die Brust des Eigenthümers zu stoßen. Doch vor dem Gedanken des Mordes entsetzte sich die friedfertige Seele des

Gesellen, er begnügte sich, den Dolch zu sich zu stecken, das schnellere Pferd des Prinzen für sich aufzäumen zu lassen, und ehe Omar aufwachte und sich aller seiner Hoffnungen beraubt sah, hatte sein treuloser Gefahrte schon einen Vorsprung von mehreren Meilen.

Es war gerade der erste Tag des heiligen Monats Ramadan, an welchem Labakan den Raub an dem Prinzen begangen hatte, und er hatte also noch vier Tage, um zu der Säule El-Serujah, welche ihm wohl bekannt war, zu gelangen. Obgleich die Gegend, worin sich diese Säule befand, höchstens noch zwei Tagreisen entfernt seyn konnte, so beeilte er sich doch, hinzukommen, weil er immer fürchtete, von dem wahren Prinzen eingeholt zu werden.

Am Ende des zweiten Tages erblickte Labakan die Säule El-Serujah. Sie stand auf einer kleinen Anhöhe in einer weiten Ebene und konnte auf zwei bis drei Stunden gesehen werden. Labakans Herz pochte lauter bei diesem Anblick; obgleich er die letzten zwei Tage hindurch Zeit genug gehabt, über die Rolle, die er zu spielen hatte, nachzudenken, so machte ihn doch das böse Gewissen etwas ängstlich, aber der Gedanke, daß er zum Prinzen geboren sey, stärkte ihn wieder, so daß er getrösteter seinem Ziele entgegen ging.

Die Gegend um die Säule El-Serujah war unbewohnt und öde, und der neue Prinz wäre wegen seines Unterhalts etwas in Verlegenheit gekommen, wenn er sich nicht auf mehrere Tage versehen hätte. Er lagerte sich also neben seinem Pferd unter einigen Palmen und erwartete dort sein ferneres Schicksal.

Gegen die Mitte des anderen Tages sah er einen grossen Zug von Pferden und Kameelen über die Ebene her auf die Säule El-Serujah zukommen. Der Zug hielt am

Fuße des Hügels, auf welchem die Säule ſtand, man ſchlug prachtvolle Zelte auf, und das ganze ſah aus wie der Reiſezug eines reichen Baſſa oder Scheik. Labakan ahnete, daß die vielen Leute, welche er ſah ſich ſeinetwegen hieher bemüht hatten, und hätte ihnen gerne ſchon heute ihren künftigen Gebieter gezeigt, aber er mäßigte ſeine Begierde, als Prinz aufzutreten, da ja doch der nächſte Morgen ſeine kühnſten Wünſche vollkommen befriedigen mußte.

Die Morgenſonne weckte den überglücklichen Schneider zu dem wichtigſten Augenblick ſeines Lebens, welcher ihn aus einem niedrigen Looſe an die Seite eines fürſtlichen Vaters erheben ſollte; zwar fiel ihm, als er ſein Pferd aufzäumte, um zu der Säule hinzureiten, wohl auch das Unrechtmäßige ſeines Schrittes ein, zwar führten ihm ſeine Gedanken den Schmerz des in ſeinen ſchönen Hoffnungen betrogenen Fürſtenſohnes vor, aber der Würfel war geworfen, er konnte nicht mehr ungeſchehen machen, was geſchehen war, und ſeine Eigenliebe flüſterte ihm zu, daß er ſtattlich genug ausſehe, um dem mächtigſten König ſich als Sohn vorzuſtellen; ermuthigt durch dieſen Gedanken ſchwang er ſich auf ſein Roß, nahm alle ſeine Tapferkeit zuſammen, um es in einen ordentlichen Galopp zu bringen, und in weniger als einer Viertelſtunde war er am Fuße des Hügels angelangt. Er ſtieg ab von ſeinem Pferd und band es an eine Staude, deren mehrere an dem Hügel wuchſen; hierauf zog er den Dolch des Prinzen Omar hervor und ſtieg den Hügel hinan. Am Fuß der Säule ſtanden ſechs Männer um einen Greiſen von hohem, königlichem Anſehen; ein prachtvoller Kaftan von Goldſtoff, mit einem weißen Cachemirſhawl umgürtet, der weiße, mit blitzenden Edelſteinen

geſchmückte Turban bezeichneten ihn als einen Mann von Reichthum und Würde.

Auf ihn ging Labakan zu, neigte ſich tief vor ihm und ſprach, indem er ihm den Dolch darreichte: „Hier bin ich, den Ihr ſuchet.“

„Gelobt ſey der Prophet, der Dich erhielt,“ antwortete der Greis mit Freudenthränen; „umarme Deinen alten Vater, mein geliebter Sohn Omar!“ Der gute Schneider war ſehr gerührt durch dieſe feierlichen Worte und ſank mit einem Gemiſch von Freude und Scham in die Arme des alten Fürſten.

Aber nur einen Augenblick ſollte er ungetrübt die Wonne ſeines neuen Standes genießen; als er ſich aus den Armen des fürſtlichen Greiſes aufrichtete, ſah er einen Reiter über die Ebene her auf den Hügel zueilen. Der Reiter und ſein Roß gewährten einen ſonderbaren Anblick; das Roß ſchien aus Eigenſinn oder Müdigkeit nicht vorwärts zu wollen: in einem ſtolpernden Gang, der weder Schritt noch Trab war, zog es daher; der Reiter aber trieb es mit Händen und Füßen zu ſchnellerem Laufe an. Nur zu bald erkannte Labakan ſein Roß Marva und den echten Prinzen Omar; aber der böſe Geiſt der Lüge war einmal in ihn gefahren, und er beſchloß, wie es auch kommen möge, mit eiſerner Stirne ſeine angemaßten Rechte zu behaupten.

Schon aus der Ferne hatte man den Reiter winken geſehen, jetzt war er trotz dem ſchlechten Trab des Roſſes Marva am Fuße des Hügels angekommen, warf ſich vom Pferd und ſtürzte den Hügel hinan. „Haltet ein,“ rief er, „wer Ihr auch ſeyn möget, haltet ein, und laſſet Euch nicht von dem ſchändlichſten Betrüger täuſchen; ich heiße Omar, und kein Sterblicher wage es, meinen Namen zu mißbrauchen!“

Auf den Geſichtern der Umſtehenden malte ſich tiefes Erſtaunen über dieſe Wendung der Dinge; beſonders ſchien der Greis ſehr betroffen, indem er bald den Einen, bald den Andern fragend anſah. Labakan aber ſprach mit mühſam errungener Ruhe: „Gnädigſter Herr und Vater, laßt Euch nicht irre machen durch dieſen Menſchen da. Es iſt, ſoviel ich weiß, ein wahnſinniger Schneidergeſelle aus Aleſſandria, Labakan geheißen, der mehr unſer Mitleid als unſern Zorn verdient.“

Bis zur Raſerei aber brachten dieſe Worte den Prinzen. Schäumend vor Wuth, wollte er auf Labakan eindringen, aber die Umſtehenden warfen ſich dazwiſchen und hielten ihn feſt, und der Fürſt ſprach: „Wahrhaftig, mein lieber Sohn, der arme Menſch iſt verrückt; man binde ihn und ſetze ihn auf einen unſerer Dromedare; vielleicht, daß wir dem Unglücklichen Hülfe ſchaffen können.“

Die Wuth des Prinzen hatte ſich gelegt, weinend rief er dem Fürſten zu: „Mein Herz ſagt mir, daß Ihr mein Vater ſeyd, bei dem Andenken meiner Mutter beſchwöre ich Euch, hört mich an!“

„Ei, Gott bewahre uns,“ antwortete dieſer. „Er fängt ſchon wieder an, irre zu reden; wie doch der Menſch auf ſo tolle Gedanken kommen kann!“ Damit ergriff er Labakans Arm und ließ ſich von ihm den Hügel hinunter geleiten. Sie ſetzten ſich beide auf ſchöne, mit reichen Decken behängte Pferde und ritten an der Spitze des Zuges über die Ebene hin. Dem unglücklichen Prinzen aber feſſelte man die Hände und band ihn auf einen Dromedar feſt, und zwei Reiter waren ihm immer zur Seite, die ein wachſames Auge auf jede ſeiner Bewegungen hatten.

Der fürſtliche Greis war Saaud, der Sultan der

Wechabiten. Er hatte lange ohne Kinder gelebt, endlich wurde ihm ein Prinz geboren, nach dem er ſich ſo lange geſehnt hatte. Aber die Sterndeuter, welche er um das Schickſal des Knabens befragte, thaten den Ausſpruch: „Daß er bis ins zweiundzwanzigſte Jahr in Gefahr ſtehe, von einem Feinde verdrängt zu werden.“ Deßwegen um recht ſicher zu gehen, hatte der Sultan den Prinzen ſeinem alten erprobten Freunde Elfi-Bey zum Erziehen gegeben und zweiundzwanzig ſchmerzliche Jahre auf ſeinen Anblick geharrt.

Dieſes hatte der Sultan ſeinem vermeintlichen Sohne erzählt, und ſich ihm außerordentlich zufrieden mit ſeiner Geſtalt und ſeinem würdevollen Benehmen gezeigt.

Als ſie in das Land des Sultans kamen, wurden ſie überall von den Einwohnern mit Freudengeſchrei empfangen; denn das Gerücht von der Ankunft des Prinzen hatte ſich wie ein Lauffeuer durch alle Städte und Dörfer verbreitet. Auf den Straßen, durch welche ſie zogen, waren Bogen von Blumen und Zweigen errichtet, glanzende Teppiche von allen Farben ſchmückten die Häuſer, und das Volk pries laut Gott und ſeinen Propheten, der ihnen einen ſo ſchönen Prinzen geſandt habe. Alles dies erfüllte das ſtolze Herz des Schneiders mit Wonne; deſto unglücklicher mußte ſich aber der echte Omar fühlen, der, noch immer gefeſſelt, in ſtiller Verzweiflung dem Zuge folgte. Niemand kümmerte ſich um ihn bei dem allgemeinen Jubel, der doch ihm galt. Den Namen Omar riefen tauſend und wieder tauſend Stimmen, aber ihn, der dieſen Namen mit Recht trug, ihn beachtete keiner; höchſtens fragte einer oder der andere, wen man denn ſo feſt gebunden mit fortführe, und ſchrecklich tönte in das Ohr des Prinzen die Antwort ſeiner Begleiter: es ſey ein wahnſinniger Schneider.

Der Zug war endlich in die Hauptstadt des Sultans gekommen, wo alles noch glänzender zu ihrem Empfang bereitet war, als in den übrigen Städten. Die Sultanin, eine ältliche, ehrwürdige Frau, erwartete sie mit ihrem ganzen Hofstaat in dem prachtvollsten Saale des Schlosses. Der Boden dieses Saales war mit einem ungeheuren Teppich bedeckt, die Wände waren mit hellblauem Tuch geschmückt, das in goldenen Quasten und Schnüren in großen silbernen Haken hing.

Es war schon dunkel, als der Zug anlangte, daher waren im Saale viele kugelrunde, farbige Lampen angezündet, welche die Nacht zum Tag erhellten. Am klarsten und vielfarbigsten strahlten sie aber im Hintergrund des Saales, wo die Sultanin auf einem Throne saß. Der Thron stand auf vier Stufen und war von lauterem Golde und mit großen Amethysten ausgelegt. Die vier vornehmsten Emire hielten einen Baldachin von rother Seide über dem Haupte der Sultanin, und der Scheid von Medina fächelte ihr mit einer Windfuchtel von Pfaufedern Kühlung zu.

So erwartete die Sultanin ihren Gemahl und ihren Sohn; auch sie hatte ihn seit seiner Geburt nicht mehr gesehen, aber bedeutsame Träume hatten ihr den Ersehnten gezeigt, daß sie ihn aus Tausenden erkennen wollte. Jetzt hörte man das Geräusch des nahenden Zuges, Trompeten und Trommeln mischten sich in das Zujauchzen der Menge, der Hufschlag der Rosse tönte im Hof des Palastes, näher und näher rauschten die Tritte der Kommenden, die Thüren des Saales flogen auf, und durch die Reihen der niederfallenden Diener eilte der Sultan, an der Hand seines Sohnes, vor den Thron der Mutter.

„Hier," ſprach er, „bringe ich Dir den, nach welchem Du Dich ſo lange geſehnt."

Die Sultanin aber fiel ihm in die Rede. „Das iſt mein Sohn nicht!" rief ſie aus. „Das ſind nicht die Züge, „die mir der Prophet im Traume gezeigt hat!"

Gerade, als ihr der Sultan ihren Aberglauben verweiſen wollte, ſprang die Thüre des Saales auf, Prinz Omar ſtürzte herein, verfolgt von ſeinen Wächtern, denen er ſich mit Anſtrengung aller ſeiner Kraft entriſſen hatte; er warf ſich athemlos vor dem Throne nieder: „Hier will ich ſterben, laß mich tödten, grauſamer Vater; denn dieſe Schmach dulde ich nicht länger!" Alles war beſtürzt über dieſe Reden, man drängte ſich um den Unglücklichen her, und ſchon wollten ihn die herbeieilenden Wachen ergreifen und ihm wieder ſeine Bande anlegen, als die Sultanin, die in ſprachloſem Erſtaunen dieſes alles mit angeſehen hatte, von dem Throne aufſprang. „Haltet ein!" rief ſie. „Dieſer und kein anderer iſt der rechte, dieſer iſts, den meine Augen nie geſehen und den mein Herz doch gekannt hat!"

Die Wächter hatten unwillkürlich von Omar abgelaſſen, aber der Sultan, entflammt von wüthendem Zorn, rief ihnen zu, den Wahnſinnigen zu binden. „Ich habe hier zu entſcheiden," ſprach er mit gebietender Stimme; „und hier richtet man nicht nach den Träumen der Weiber, ſondern nach gewiſſen, untrüglichen Zeichen; dieſer hier (indem er auf Labakan zeigte) iſt mein Sohn, denn er hat mir das Wahrzeichen meines Freundes Elſi, den Dolch, gebracht."

„Geſtohlen hat er ihn," ſchrie Omar, „mein argloſes Vertrauen hat er zum Verrath mißbraucht!" Der Sultan aber hörte nicht auf die Stimme ſeines Sohnes, denn er war in allen Dingen gewohnt, eigenſinnig nur ſeinem

Urtheil zu folgen; daher ließ er den unglücklichen Omar mit Gewalt aus dem Saale ſchleppen: Er ſelbſt aber begab ſich mit Labakan in ſein Gemach, voll Wuth über die Sultanin, ſeine Gemahlin, mit der er doch ſeit fünfundzwanzig Jahren im Frieden gelebt hatte.

Die Sultanin aber war voll Kummer über dieſe Begebenheiten; ſie war vollkommen überzeugt, daß ein Betrüger ſich des Herzens des Sultans bemächtigt hatte, denn jenen Unglücklichen hatten ihr ſo viele bedeutſame Träume als ihren Sohn gezeigt.

Als ſich ihr Schmerz ein wenig gelegt hatte, ſann ſie auf Mittel, um ihren Gemahl von ſeinem Unrecht zu überzeugen. Es war dies allerdings ſchwierig, denn jener, der ſich für ihren Sohn ausgab, hatte das Erkennungszeichen, den Dolch, überreicht und hatte auch, wie ſie erfuhr, ſo viel von Omars früherem Leben von dieſem ſelbſt ſich erzählen laſſen, daß er ſeine Rolle, ohne ſich zu verrathen, ſpielte.

Sie berief die Männer zu ſich, die den Sultan zu der Säule El-Serujah begleitet hatten, um ſich alles genau erzählen zu laſſen, und hielt dann mit ihren vertrauteſten Sklavinnen Rath. Sie wählten und verwarfen dies und jenes Mittel; endlich ſprach Melechſalah, eine alte, kluge Tſcherkaſſin: „Wenn ich recht gehört habe, verehrte Gebieterin, ſo nannte der Ueberbringer des Dolches, den, welchen Du für Deinen Sohn hältſt, Labakan, einen verwirrten Schneider?“ „Ja, ſo iſt es,“ antwortete die Sultanin; „aber was willſt Du damit?“

„Was meint Ihr,“ fuhr jene fort, „wenn dieſer Betrüger Eurem Sohn ſeinen eigenen Namen aufgeheftet hätte? — und wenn dies iſt, ſo gibt es ein herrliches Mittel,

den Betrüger zu fangen, das ich Euch ganz im Geheim ſagen will.“ Die Sultanin bot ihrer Sklavin das Ohr, und dieſe flüſterte ihr einen Rath zu, der ihr zu behagen ſchien, denn ſie ſchickte ſich an, ſogleich zum Sultan zu gehen.

Die Sultanin war eine kluge Frau, welche wohl die ſchwachen Seiten des Sultans kannte und ſie zu benützen verſtand. Sie ſchien daher ihm nachgeben und den Sohn anerkennen zu wollen und bat ſich nur eine Bedingung aus; der Sultan, dem ſein Aufbrauſen gegen ſeine Frau leid that, geſtand die Bedingung zu, und ſie ſprach: „Ich möchte gerne den Beiden eine Probe ihrer Geſchicklichkeit auferlegen; eine andere würde ſie vielleicht reiten, fechten, oder Speere werfen laſſen, aber das ſind Sachen, die ein Jeder kann; nein ich will ihnen etwas geben, wozu Scharfſinn gehört. Es ſoll nämlich jeder von ihnen einen Kaftan und ein Paar Beinkleider verfertigen, und da wollen wir einmal ſehen, wer die ſchönſten macht.“

Der Sultan lachte und ſprach: „Ei, da haſt Du ja etwas recht Kluges ausgeſonnen. Mein Sohn ſollte mit Deinem wahnſinnigen Schneider wetteifern, wer den beſten Kaftan macht? Nein, das iſt nichts.“

Die Sultanin aber berief ſich darauf, daß er ihr die Bedingung zum voraus zugeſagt habe, und der Sultan, welcher ein Mann von Wort war, gab endlich nach, obgleich er ſchwur, wenn der wahnſinnige Schneider ſeinen Kaftan auch noch ſo ſchön mache, könne er ihn doch nicht für ſeinen Sohn erkennen.

Der Sultan ging ſelbſt zu ſeinem Sohn und bat ihn, ſich in die Grillen ſeiner Mutter zu ſchicken, die nun einmal durchaus einen Kaftan von ſeiner Hand zu ſehen wünſche. Dem guten Labakan lachte das Herz vor Freude; wenn

es nur an dem fehlt, dachte er bei ſich, da ſoll die Frau Sultanin bald Freude an mir erleben.

Man hatte zwei Zimmer eingerichtet, eines für den Prinzen, das andere für den Schneider; dort ſollten ſie ihre Kunſt erproben, und man hatte jedem nur ein hinlängliches Stück Seidenzeug, Scheere, Nadel und Faden gegeben.

Der Sultan war ſehr begierig, was für ein Ding von Kaftan wohl ſein Sohn zu Tage fördern werde; aber auch der Sultanin pochte unruhig das Herz, ob ihre Liſt wohl gelingen werde, oder nicht. Man hatte den Beiden zwei Tage zu ihrem Geſchäft ausgeſetzt; am dritten Tag ließ der Sultan ſeine Gemahlin rufen, und als ſie erſchienen war, ſchickte er in jene zwei Zimmer, um die beiden Kaftane und ihre Verfertiger holen zu laſſen. Triumphirend trat Labakan ein und breitete ſeinen Kaftan vor den erſtaunten Blicken des Sultans aus. „Sieh' her, Vater," ſprach er; „ſieh' her, verehrte Mutter, ob dies nicht ein Meiſterſtück von einem Kaftan iſt? Da laß ich es mit dem geſchickteſten Hofſchneider auf eine Wette ankommen, ob er einen ſolchen herausbringt."

Die Sultanin lächelte und wandte ſich zu Omar: „Und was haſt Du herausgebracht, mein Sohn?" Unwillig warf dieſer den Seidenſtoff und die Scheere auf den Boden. „Man hat mich gelehrt, ein Roß zu bändigen und einen Säbel zu ſchwingen, und meine Lanze trifft auf ſechzig Gänge ihr Ziel — aber die Künſte der Nadel ſind mir fremd, ſie wären auch unwürdig für einen Zögling Elfi Beys, des Beherrſchers von Kairo."

„O Du echter Sohn meines Herrn," rief die Sultanin. „Ach! daß ich Dich umarmen, Dich Sohn nennen dürfte! Verzeihet mein Gemahl und Gebieter," ſprach ſie dann,

indem ſie ſich zum Sultan wandte, „daß ich dieſe Liſt gegen Euch gebraucht habe. Sehet Ihr jetzt noch nicht ein, wer Prinz und wer Schneider iſt? Fürwahr, der Kaftan iſt köſtlich, den Euer Herr Sohn gemacht hat, und ich möchte ihn gern fragen, bei welchem Meiſter er gelernt habe?“

Der Sultan ſaß in tiefen Gedanken, mißtrauiſch, bald ſeine Frau, bald Labakan anſchauend, der umſonſt ſein Erröthen und ſeine Beſtürzung, daß er ſich ſo dumm verrathen habe, zu bekämpfen ſuchte. „Auch dieſer Beweis genügt nicht,“ ſprach er. „Aber ich weiß, Allah ſey es gedankt, ein Mittel, zu erfahren, ob ich betrogen bin, oder nicht.“

Er befahl, ſein ſchnellſtes Pferd vorzuführen, ſchwang ſich auf und ritt in einen Wald, der nicht weit von der Stadt begann. Dort wohnte, nach einer alten Sage, eine gütige Fee, Adolzaide geheißen, welche oft ſchon den Königen ſeines Stammes in der Stunde der Noth mit ihrem Rath beigeſtanden war; dorthin eilte der Sultan.

In der Mitte des Waldes war ein freier Platz, von hohen Cedern umgeben. Dort wohnte nach der Sage die Fee, und ſelten betrat ein Sterblicher dieſen Platz; denn eine gewiſſe Scheue davor hatte ſich aus alten Zeiten vom Vater auf den Sohn vererbt.

Als der Sultan dort angekommen war, ſtieg er ab, band ſein Pferd an einen Baum, ſtellte ſich in die Mitte des Platzes und ſprach mit lauter Stimme: „Wenn es wahr iſt, daß Du meinen Vätern gütigen Rath ertheilteſt in der Stunde der Noth, ſo verſchmähe nicht die Bitte ihres Enkels und rathe mir, wo menſchlicher Verſtand zu kurzſichtig iſt.“

Er hatte kaum die letzten Worte geſprochen, als ſich eine der Cedern öffnete, und eine verſchleierte Frau in langen

weißen Gewändern hervortrat. „Ich weiß, warum Du zu mir kommſt, Sultan Saaud, Dein Wille iſt redlich, darum ſoll Dir auch meine Hülfe werden. Nimm dieſe zwei Kiſtchen. Laß jene Beiden, welche Deine Söhne ſeyn wollen, wählen. Ich weiß, daß der, welcher der Echte iſt, das rechte nicht verfehlen wird.“ So ſprach die Verſchleierte und reichte ihm zwei kleine Kiſtchen von Elfenbein, reich mit Gold und Perlen verziert; auf dem Deckel, welchen der Sultan vergebens zu öffnen verſuchte, ſtanden Inſchriften von eingeſetzten Diamanten.

Der Sultan beſann ſich, als er nach Hauſe ritt, hin und her, was wohl in den Kiſtchen ſeyn könnte, welche er mit aller Mühe nicht zu eröffnen vermochte. Auch die Aufſchrift gab ihm kein Licht in der Sache, denn auf dem einen ſtand: Ehre und Ruhm, auf dem andern: Glück und Reichthum. Der Sultan dachte bei ſich, da würde auch ihm die Wahl ſchwer werden unter dieſen beiden Dingen, die gleich anziehend, gleich lockend ſeyen.

Als er in ſeinen Palaſt zurückgekommen war, ließ er die Sultanin rufen und ſagte ihr den Ausſpruch der Fee, und eine wunderbare Hoffnung erfüllte ſie, daß jener, zu dem ihr Herz ſie hinzog, das Kiſtchen wählen würde, welches ſeine königliche Abkunft beweiſen ſollte.

Vor dem Throne des Sultans wurden zwei Tiſche aufgeſtellt; auf ſie ſetzte der Sultan mit eigener Hand die beiden Kiſtchen, beſtieg dann den Thron und winkte einem ſeiner Sklaven, die Pforte des Saales zu öffnen. Eine glänzende Verſammlung von Baſſas und Emiren des Reiches, die der Sultan berufen hatte, ſtrömte durch die geöffnete Pforte. Sie ließen ſich auf prachtvollen Polſtern nieder, welche die Wände entlang aufgeſtellt waren.

Als sie sich alle niedergelassen hatten, winkte der König zum zweitenmal, und Labakan wurde herbeigeführt. Mit stolzem Schritte ging er durch den Saal, warf sich vor dem Throne nieder, und sprach: „Was befiehlt mein Herr und Vater?“

Der Sultan erhob sich auf seinem Thron und sprach: „Mein Sohn! es sind Zweifel an der Echtheit Deiner Ansprüche auf diesen Namen erhoben worden; eines jener Kistchen enthält die Bestätigung Deiner echten Geburt; wähle! ich zweifle nicht, Du wirst das rechte wählen!“

Labakan erhob sich und trat vor die Kistchen; er erwog lange, was er wählen sollte, endlich sprach er: „Verehrter Vater! was kann es Höheres geben, als das Glück, Dein Sohn zu seyn, was edleres, als den Reichthum Deiner Gnade? Ich wähle das Kistchen, das die Aufschrift: Glück und Reichthum zeigt.“

„Wir werden nachher erfahren, ob Du recht gewählt hast, einstweilen setze Dich dort auf das Polster zum Bassa von Medina,“ sagte der Sultan und winkte seinen Sklaven.

Omar wurde herbeigeführt; sein Blick war düster, seine Miene traurig, und sein Anblick erregte allgemeine Theilnahme unter den Anwesenden. Er warf sich vor dem Throne nieder und fragte nach dem Willen des Sultans.

Der Sultan deutete ihm an, daß er eines der Kistchen zu wählen habe; er stand auf und trat vor den Tisch.

Er las aufmerksam beide Inschriften und sprach: „Die letzten Tage haben mich gelehrt, wie unsicher das Glück, wie vergänglich der Reichthum ist; sie haben mich aber auch gelehrt, daß ein unzerstörbares Gut in der Brust des Tapfern wohnt, die Ehre, und daß der leuchtende Stern des Ruhmes nicht mit dem Glück zugleich vergeht. Und sollte ich einer

Krone entſagen, der Würfel liegt, Ehre und Ruhm, ich wähle euch!“ —

Er ſetzte ſeine Hand auf das Kiſtchen, das er erwählt hatte; aber der Sultan befahl ihm innezuhalten, er winkte Labakan, gleichfalls vor ſeinen Tiſch zu treten, und auch dieſer legte ſeine Hand auf ſein Kiſtchen.

Der Sultan aber ließ ſich ein Becken mit Waſſer von dem heiligen Brunnen Zemzem in Mecca bringen, wuſch ſeine Hände zum Gebet, wandte ſein Geſicht nach Oſten, warf ſich nieder und betete: „Gott meiner Väter! Der Du ſeit Jahrhunderten unſern Stamm rein und unverfälſcht bewahrteſt, gib nicht zu, daß ein Unwürdiger den Namen der Abaſſiden ſchände, ſey mit Deinem Schutze meinem echten Sohne nahe in dieſer Stunde der Prüfung.“

Der Sultan erhob ſich und beſtieg ſeinen Thron wieder; allgemeine Erwartung feſſelte die Anweſenden, man wagte kaum zu athmen, man hätte ein Mäuschen über den Saal gehen hören, ſo ſtill und geſpannt waren alle; die Hinterſten machten lange Hälſe, um über die Vordern nach den Kiſtchen ſehen zu können. Jetzt ſprach der Sultan: „Oeffnet die Kiſtchen,“ und dieſe, die vorher keine Gewalt zu öffnen vermochte, ſprangen von ſelbſt auf.

In dem Kiſtchen, das Omar gewählt hatte, lag auf einem ſammtnen Kiſſen eine kleine goldene Krone und ein Scepter; in Labakans Kiſtchen — eine große Nadel und ein wenig Zwirn. Der Sultan befahl den beiden, ihre Kiſtchen vor ihn zu bringen. Er nahm das Krönchen von dem Kiſſen in ſeine Hand, und wunderbar war es anzuſehen, wie er es nahm, wurde es größer und größer, bis es die Größe einer rechten Krone erreicht hatte. Er ſetzte die Krone ſeinem Sohn Omar, der vor ihm kniete, auf das

Haupt, küßte ihn auf die Stirn und hieß ihn zu ſeiner Rechten ſich niederſetzen. Zu Labakan aber wandte er ſich und ſprach: „Es iſt ein altes Sprüchwort: Der Schuſter bleibe bei ſeinem Leiſten! Es ſcheint, als ſollteſt Du bei der Nadel bleiben. Zwar haſt Du meine Gnade nicht verdient, aber es hat jemand für Dich gebeten, dem ich heute nichts abſchlagen kann; drum ſchenke ich Dir Dein armſeliges Leben, aber wenn ich Dir guten Rathes bin, ſo beeile Dich, daß Du aus meinem Land kommſt.“

Beſchamt, vernichtet, wie er war, vermochte der arme Schneidergeſelle nichts zu erwidern; er warf ſich vor dem Prinzen nieder, und Thränen drangen ihm aus den Augen. „Könnt Ihr mir vergeben, Prinz?“ ſagte er.

„Treue gegen den Freund, Großmuth gegen den Feind, iſt des Abaſſiden Stolz,“ antwortete der Prinz, indem er ihn aufhob; „gehe hin in Frieden.“ „O Du mein echter Sohn!“ rief gerührt der alte Sultan, und ſank an die Bruſt des Sohnes; die Emire und Baſſa und alle Großen des Reiches ſtanden auf von ihren Sitzen und riefen Heil dem neuen Königsſohn, und unter dem allgemeinen Jubel ſchlich ſich Labakan, ſein Kiſtchen unter dem Arm, aus dem Saal.

Er ging hinunter in die Ställe des Sultans, zäumte ſein Roß Murva auf und ritt zum Thore hinaus, Aleſſandria zu. Sein ganzes Prinzenleben kam ihm wie ein Traum vor, und nur das prachtvolle Kiſtchen, reich mit Perlen und Diamanten geſchmückt, erinnerte ihn, daß er doch nicht geträumt habe.

Als er endlich wieder nach Aleſſandria kam, ritt er vor das Haus ſeines alten Meiſters, ſtieg ab, band ſein Rößlein an die Thüre und trat in die Werkſtatt. Der

Meiſter, der ihn nicht gleich kannte, machte ein großes Weſen und fragte, was ihm zu Dienſt ſtehe; als er aber den Gaſt näher anſah und ſeinen alten Labakan erkannte, rief er ſeine Geſellen und Lehrlinge herbei, und alle ſtürzten ſich wie wüthend auf den armen Labakan, der keines ſolchen Empfangs gewärtig war, ſtießen und ſchlugen ihn mit Bügeleiſen und Ellenmaß, ſtachen ihn mit Nadeln und zwickten ihn mit ſcharfen Scheeren, bis er erſchöpft auf einen Haufen alter Kleider niederſank.

Als er nun ſo da lag, hielt ihm der Meiſter eine Strafrede über das geſtohlene Kleid; vergebens verſicherte Labakan, daß er nur deßwegen wiedergekommen ſey, um ihm alles zu erſetzen, vergebens bot er ihm den dreifachen Schadenerſatz; der Meiſter und ſeine Geſellen fielen wieder über ihn her, ſchlugen ihn weidlich und warfen ihn zur Thüre hinaus; zerſchlagen und zerfetzt ſtieg er auf das Roß Murva und ritt in eine Karavanſerei. Dort legte er ſein müdes, zerſchlagenes Haupt nieder, und ſtellte Betrachtungen an über die Leiden der Erde, über das ſo oft verkannte Verdienſt und über die Nichtigkeit und Flüchtigkeit aller Güter. Er ſchlief mit dem Entſchluß ein, aller Größe zu entſagen und ein ehrſamer Bürger zu werden.

Und den andern Tag gereute ihn ſein Entſchluß nicht; denn die ſchweren Hände des Meiſters und ſeiner Geſellen ſchienen alle Hoheit aus ihm herausgeprügelt zu haben.

Er verkaufte um einen hohen Preis ſein Kiſtchen an einen Juwelenhändler, kaufte ſich ein Haus und richtete ſich eine Werkſtatt zu ſeinem Gewerbe ein. Als er alles gut eingerichtet und auch einen Schild mit der Aufſchrift: „Labakan, Kleidermacher“ vor ſein Fenſter gehängt hatte, ſetzte er ſich und begann mit jener Nadel und dem Zwirn,

die er in dem Kiſtchen gefunden, den Rock zu flicken, welchen ihm ſein Meiſter ſo grauſam zerfetzt hatte. Er wurde von ſeinem Geſchäft abgerufen, und als er ſich wieder an die Arbeit ſetzen wollte, welch ſonderbarer Anblick bot ſich ihm dar! Die Nadel nähte emſig fort, ohne von jemand geführt zu werden, ſie machte feine, zierliche Stiche, wie ſie ſelbſt Labakan in ſeinen kunſtreichſten Augenblicken nicht gemacht hatte!

Wahrlich, auch das geringſte Geſchenk einer gütigen Fee iſt nützlich und von großem Werth! Noch einen andern Werth hatte aber dies Geſchenk; nämlich, das Stückchen Zwirn ging nie aus, die Nadel mochte ſo fleißig ſeyn, als ſie wollte.

Labakan bekam viele Kunden und war bald der berühmteſte Schneider weit und breit; er ſchnitt die Gewänder und machte den erſten Stich mit der Nadel daran, und flugs arbeitete dieſe weiter, ohne Unterlaß, bis das Gewand fertig war. Meiſter Labakan hatte bald die ganze Stadt zu Kunden, denn er arbeitete ſchön und außerordentlich billig, und nur über eines ſchüttelten die Leute von Aleſſandria den Kopf, nämlich: daß er ganz ohne Geſellen und bei verſchloſſenen Thüren arbeite.

So war der Spruch des Kiſtchens, Glück und Reichthum verheißend, in Erfüllung gegangen; Glück und Reichthum begleiteten, wenn auch in beſcheidenem Maße, die Schritte des guten Schneiders, und wenn er von dem Ruhm des jungen Sultans Omar, der in aller Munde lebte, hörte, wenn er hörte, daß dieſer Tapfere der Stolz und die Liebe ſeines Volkes und der Schrecken ſeiner Feinde ſey, da dachte der ehemalige Prinz bei ſich: „Es iſt doch beſſer, daß ich ein Schneider geblieben bin, denn um die

Ehre und Ruhm iſt es eine gar gefährliche Sache.“ So lebte Labakan, zufrieden mit ſich, geachtet von ſeinen Mitbürgern, und wenn die Nadel indeß nicht ihre Kraft verloren, ſo näht ſie noch jetzt mit dem ewigen Zwirn der gütigen Fee Adolzaide.

Mit Sonnenuntergang brach die Karavane auf und gelangte bald nach Birket el Had, oder den Pilgrimsbrunnen, von wo es nur noch drei Stunden Weges nach Kairo war. Man hatte um dieſe Zeit die Karavane erwartet, und bald hatten die Kaufleute die Freude, ihre Freunde aus Kairo ihnen entgegenkommen zu ſehen. Sie zogen in die Stadt durch das Thor Bebel Falch, denn es wird für eine glückliche Vorbedeutung gehalten, wenn man von Mecca kommt, durch dieſes Thor einzuziehen, weil der Prophet hindurch gegangen iſt.

Auf dem Markt verabſchiedeten ſich die vier türkiſchen Kaufleute von dem Fremden und dem griechiſchen Kaufmann Zaleukos, und gingen mit ihren Freunden nach Haus. Zaleukos aber zeigte dem Fremden eine gute Karavanſerei und lud ihn ein, mit ihm das Mittagsmahl zu nehmen. Der Fremde ſagte zu und verſprach, wenn er nur vorher ſich umgekleidet habe, zu erſcheinen.

Der Grieche hatte alle Anſtalten getroffen, den Fremden, welchen er auf der Reiſe liebgewonnen hatte, gut zu bewirthen, und als die Speiſen und Getränke in gehöriger Ordnung aufgeſtellt waren, ſetzte er ſich, ſeinen Gaſt zu erwarten.

Langſam und ſchweren Schrittes hörte er ihn den Gang, der zu ſeinem Gemach führte, heraufkommen. Er erhob ſich,

um ihm freundlich entgegenzugehen und ihn an der Schwelle zu bewillkommen; aber voll Entsetzen fuhr er zurück, als er die Thüre öffnete, denn jener schreckliche Rothmantel trat ihm entgegen; er warf noch einen Blick auf ihn, es war keine Täuschung; dieselbe hohe, gebietende Gestalt, die Larve, aus welcher ihn die dunkeln Augen anblitzten, der rothe Mantel mit der goldenen Stickerei war ihm nur allzu wohl bekannt aus den schrecklichsten Stunden seines Lebens.

Widerstreitende Gefühle wogten in Zaleukos Brust; er hatte sich mit diesem Bild seiner Erinnerung längst ausgesöhnt und ihm vergeben, und doch riß sein Anblick alle seine Wunden wieder auf; alle jene qualvollen Stunden der Todesangst; jener Gram, der die Blüthe seines Lebens vergiftete, zogen im Flug eines Augenblicks an seiner Seele vorüber.

„Was willst Du, Schrecklicher?“ rief der Grieche aus, als die Erscheinung noch immer regungslos auf der Schwelle stand. „Weiche schnell von hinnen, daß ich Dir nicht fluche!“

„Zaleukos!“ sprach eine bekannte Stimme unter der Larve hervor. „Zaleukos! So empfängst Du Deinen Gastfreund?“ Der Sprechende nahm die Larve ab, schlug den Mantel zurück; es war Selim Baruch, der Fremde.

Aber Zaleukos schien noch nicht beruhigt; ihm graute vor dem Fremden; denn nur zu deutlich hatte er in ihm den Unbekannten von Ponte vecchio erkannt; aber die alte Gewohnheit der Gastfreundschaft siegte; er winkte schweigend dem Fremden, sich zu ihm ans Mahl zu setzen.

„Ich errathe Deine Gedanken,“ nahm dieser das Wort, als sie sich gesetzt hatten; „Deine Augen sehen fragend auf mich; — ich hätte schweigen und mich Deinen Blicken nie mehr zeigen können, aber ich bin Dir Rechenschaft schuldig, und darum wagte ich es auch, auf die Gefahr hin, daß Du

mir fluchteſt, vor Dir in meiner alten Geſtalt zu erſcheinen. Du ſagteſt einſt zu mir: Der Glaube meiner Väter befiehlt mir, ihn zu lieben, auch iſt er wohl unglücklicher als ich; glaube dieſes mein Freund, und höre meine Rechtfertigung."

„Ich muß weit ausholen um mich Dir ganz verſtändlich zu machen. Ich bin in Alexandrien von chriſtlichen Eltern geboren. Mein Vater, der jüngere Sohn eines alten berühmten franzöſiſchen Hauſes, war Conſul ſeines Landes in Alexandrien. Ich wurde von meinem zehnten Jahr an in Frankreich bei einem Bruder meiner Mutter erzogen und verließ erſt einige Jahre nach dem Ausbruch der Revolution mein Vaterland, um mit meinem Oheim, der in dem Lande ſeiner Ahnen nicht mehr ſicher war, über dem Meere bei meinen Eltern eine Zuflucht zu ſuchen. Voll Hoffnung, die Ruhe und den Frieden, den uns das empörte Volk der Franzoſen entriſſen, im elterlichen Hauſe wieder zu finden, landeten wir. Aber, ach! ich fand nicht alles in meines Vaters Hauſe, wie es ſeyn ſollte; die äußeren Stürme der bewegten Zeit waren zwar noch nicht bis hieher gelangt, deſto unerwarteter hatte das Unglück mein Haus im innerſten Herzen heimgeſucht. Mein Bruder, ein junger hoffnungsvoller Mann, erſter Sekretär meines Vaters, hatte ſich erſt ſeit Kurzem mit einem jungen Mädchen, der Tochter eines florentiniſchen Edelmanns, der in unſerer Nachbarſchaft wohnt, verheirathet; zwei Tage vor unſerer Ankunft war dieſe auf einmal verſchwunden, ohne daß weder unſere Familie, noch ihr Vater die geringſte Spur von ihr auffinden konnten. Man glaubte endlich, ſie habe ſich auf einem Spaziergang zu weit gewagt und ſey in Räuberhände gefallen. Beinahe tröſtlicher wäre dieſer Gedanke für meinen

armen Bruder geweſen, als die Wahrheit, die uns nur zu bald kund wurde. Die Treuloſe hatte ſich mit einem jungen Neapolitaner, den ſie im Hauſe ihres Vaters kennen gelernt hatte, eingeſchifft. Mein Bruder, aufs Aeußerſte empört über dieſen Schritt, bot alles auf, die Schuldige zur Strafe zu ziehen; doch vergebens; ſeine Verſuche, die in Neapel und Florenz Aufſehen erregt hatten, dienten nur dazu, ſein und unſer aller Unglück zu vollenden. Der florentiniſche Edelmann reiste in ſein Vaterland zurück, zwar mit dem Vorgeben, meinem Bruder Recht zu verſchaffen, der That nach aber, um uns zu verderben. Er ſchlug in Florenz alle jene Unterſuchungen, welche mein Bruder angeknüpft hatte, nieder und wußte ſeinen Einfluß, den er auf alle Art ſich verſchafft hatte, ſo gut zu benützen, daß mein Vater und mein Bruder ihrer Regierung verdächtig gemacht, durch die ſchändlichſten Mittel gefangen, nach Frankreich geführt und dort vom Beil des Henkers getödtet wurden. Meine arme Mutter verfiel in Wahnſinn, und erſt nach zehn langen Monaten erlöste ſie der Tod von ihrem ſchrecklichen Zuſtand, der aber in den letzten Tagen zu vollem klaren Bewußtſeyn geworden war. So ſtand ich jetzt ganz allein in der Welt, aber nur ein Gedanke beſchäftigte meine Seele, nur ein Gedanke ließ mich meine Trauer vergeſſen, es war jene mächtige Flamme, die meine Mutter in ihrer letzten Stunde in mir angefacht hatte.“

„In den letzten Stunden war, wie ich Dir ſagte, ihr Bewußtſeyn zurückgekehrt; ſie ließ mich rufen und ſprach mit Ruhe von unſerem Schickſal und ihrem Ende. Dann aber ließ ſie alle aus dem Zimmer gehen, richtete ſich mit feierlicher Miene von ihrem ärmlichen Lager auf und ſagte, ich könne mir ihren Segen erwerben, wenn ich ihr ſchwöre,

etwas auszuführen, das ſie mir auftragen würde. Ergriffen von den Worten der ſterbenden Mutter gelobte ich mit einem Eide, zu thun, was ſie mir ſagen werde. Sie brach nun in Verwünſchungen gegen den Florentiner und ſeine Tochter aus, und legte mir mit den fürchterlichſten Drohungen ihres Fluches auf, mein unglückliches Haus an ihm zu rächen. Sie ſtarb in meinen Armen. Jener Gedanke der Rache hatte ſchon lange in meiner Seele geſchlummert; jetzt erwachte er mit aller Macht. Ich ſammelte den Reſt meines väterlichen Vermögens und ſchwur mir, alles an meine Rache zu ſetzen, oder ſelbſt mit unter zu gehen.

Bald war ich in Florenz, wo ich mich ſo geheim als möglich aufhielt; mein Plan war um viel erſchwert worden durch die Lage, in welcher ſich meine Feinde befanden. Der alte Florentiner war Gouverneur geworden und hatte ſo alle Mittel in der Hand, ſobald er das Geringſte ahnete, mich zu verderben. Ein Zufall kam mir zu Hülfe. Eines Abends ſah ich einen Menſchen in bekannter Livree durch die Straßen gehen; ſein unſicherer Gang, ſein finſterer Blick und das halblaut herausgeſtoßene Santo ſacramento und Maledetto diavolo ließ mich den alten Pietro, einen Diener des Florentiners, den ich ſchon in Alexandria gekannt hatte, erkennen. Ich war nicht in Zweifel, daß er über ſeinen Herrn in Zorn gerathen ſey, und beſchloß ſeine Stimmung zu benützen. Er ſchien ſehr überraſcht, mich hier zu ſehen, klagte mir ſein Leiden, daß er ſeinem Herrn, ſeit er Gouverneur geworden, nichts mehr recht machen könne, und mein Gold, unterſtützt von ſeinem Zorn, brachte ihn bald auf meine Seite. Das Schwierigſte war jetzt beſeitigt; ich hatte einen Mann in meinem Solde, der mir zu jeder Stunde die Thüre meines Feindes öffnete, und nun reifte mein

Racheplan immer ſchneller heran. Das Leben des alten Florentiners ſchien mir ein zu geringes Gewicht, dem Untergang meines Hauſes gegenüber zu haben. Sein Liebſtes mußte er gemordet ſehen, und dies war Bianka, ſeine Tochter. Hatte ja ſie ſo ſchändlich an meinem Bruder gefrevelt, war ja ſie doch die Haupturſache unſeres Unglücks. Gar erwünſcht kam ſogar meinem rachedürſtenden Herzen die Nachricht, daß gerade in dieſer Zeit Bianka zum zweitenmal ſich vermählen wollte; es war beſchloſſen, ſie mußte ſterben. Aber mir ſelbſt graute vor der That, und auch Pietro traute ich zu wenig Kraft zu; darum ſpähten wir umher nach einem Mann, der das Geſchäft vollbringen könnte. Unter den Florentinern wagte ich keinen zu dingen, denn gegen den Gouverneur würde keiner etwas ſolches unternommen haben. Da fiel Pietro der Plan ein, den ich nachher ausgeführt habe, zugleich ſchlug er Dich als Fremden und Arzt als den Tauglichſten vor. Den Verlauf der Sache weißt Du. Nur an Deiner übergroßen Vorſicht und Ehrlichkeit ſchien mein Unternehmen zu ſcheitern. Daher der Zufall mit dem Mantel.“

„Pietro öffnete uns das Pförtchen an dem Palaſt des Gouverneurs, er hätte uns auch ebenſo heimlich wieder hinausgeleitet, wenn wir nicht durch den ſchrecklichen Anblick, der ſich uns durch die Thürſpalte darbot, erſchreckt, entflohen wären. Von Schrecken und Reue gejagt, war ich über zweihundert Schritte fortgerannt, bis ich auf den Stufen einer Kirche niederſank. Dort erſt ſammelte ich mich wieder, und mein erſter Gedanke warſt Du und Dein ſchreckliches Schickſal, wenn man Dich in dem Hauſe fände.“

„Ich ſchlich an den Palaſt, aber weder von Pietro noch von Dir konnte ich eine Spur entdecken; das Pförtchen aber

war offen, ſo konnte ich wenigſtens hoffen, daß Du die Gelegenheit zur Flucht benützt haben könnteſt."

„Als aber der Tag anbrach, ließ mich die Angſt vor der Entdeckung und ein unabweisbares Gefühl von Reue nicht mehr in den Mauern von Florenz. Ich eilte nach Rom. Aber denke Dir meine Beſtürzung, als man dort nach einigen Tagen überall dieſe Geſchichte erzählte, mit dem Beiſatz, man habe den Mörder, einen griechiſchen Arzt, gefangen. Ich kehrte in banger Beſorgniß nach Florenz zurück; denn ſchien mir meine Rache ſchon vorher zu ſtark, ſo verfluchte ich ſie jetzt, denn ſie war mir durch Dein Leben allzu theuer erkauft. Ich kam an demſelben Tage an, der Dich der Hand beraubte. Ich ſchweige von dem, was ich fühlte, als ich Dich das Schaffot beſteigen und ſo heldenmüthig leiden ſah. Aber damals, als Dein Blut in Strömen aufſpritzte, war der Entſchluß feſt in mir, Dir Deine übrigen Lebenstage zu verſüßen. Was weiter geſchehen iſt, weißt Du, nur das bleibt mir noch zu ſagen übrig, warum ich dieſe Reiſe mit Dir machte."

„Als eine ſchwere Laſt drückte mich der Gedanke, daß Du mir noch immer nicht vergeben habeſt; darum entſchloß ich mich, viele Tage mit Dir zu leben, und Dir endlich Rechenſchaft abzulegen von dem, was ich mit Dir gethan."

Schweigend hatte der Grieche ſeinen Gaſt angehört; mit ſanftem Blick bot er ihm, als er geendet hatte, ſeine Rechte. „Ich wußte wohl, daß Du unglücklicher ſeyn müßteſt als ich, denn jene grauſame That wird, wie eine dunkle Wolke, ewig Deine Tage verfinſtern; ich vergebe Dir von Herzen. Aber erlaube mir noch eine Frage: wie kommſt Du unter dieſer Geſtalt in die Wüſte? Was fingſt Du an,

nachdem Du in Konſtantinopel mir das Haus gekauft hatteſt?“

„Ich ging nach Alexandria zurück,“ antworte der Gefragte; Haß gegen alle Menſchen tobte in meiner Bruſt; brennender Haß beſonders gegen jene Nationen, die man die gebildeten nennt. Glaube mir, unter meinen Moslemiten war mir wohler! Kaum war ich einige Monate in Alexandria, als jene Landung meiner Landsleute erfolgte.“

„Ich ſah in ihnen nur die Henker meines Vaters und meines Bruders; darum ſammelte ich einige gleichgeſinnte junge Leute meiner Bekanntſchaft, und ſchloß mich jenen tapfern Mamelucken an, die ſo oft der Schrecken des franzöſiſchen Heeres wurden. Als der Feldzug beendigt war, konnte ich mich nicht entſchließen, zu den Künſten des Friedens zurückzukehren. Ich lebte mit meiner kleinen Anzahl gleichdenkender Freunde ein unſtetes, flüchtiges, dem Kampf und der Jagd geweihtes Leben; ich lebe zufrieden unter dieſen Leuten, die mich wie ihren Fürſten ehren, denn wenn meine Aſiaten auch nicht ſo gebildet ſind, wie Eure Europäer, ſo ſind ſie doch weit entfernt von Neid und Verleumdung, von Selbſtſucht und Ehrgeiz.“

Zaleukos dankte dem Fremden für ſeine Mittheilung, aber er barg ihm nicht, daß er es für ſeinen Stand, für ſeine Bildung angemeſſener fände, wenn er in chriſtlichen, in europäiſchen Ländern leben und wirken würde. Er faßte ſeine Hand und bat ihn, mit ihm zu ziehen, bei ihm zu leben und zu ſterben.

Gerührt ſah ihn der Gaſtfreund an. „Daraus erkenne ich,“ ſagte er, „daß Du mir ganz vergeben haſt, daß Du mich liebſt. Nimm meinen innigſten Dank dafür.“ Er ſprang auf und ſtand in ſeiner ganzen Größe vor dem Griechen, dem vor dem kriegeriſchen Anſtand, den dunkeln blitzenden Augen,

der tiefen geheimnißvollen Stimme ſeines Gaſtes beinahe graute. „Dein Vorſchlag iſt ſchön,“ ſprach jener weiter, „er möchte für jeden andern lockend ſeyn, ich — kann ihn nicht benützen. Schon ſteht mein Roß geſattelt, ſchon erwarten mich meine Diener; lebe wohl, Zaleukos!“

Die Freunde, die das Schickſal ſo wunderbar zuſammengeführt, umarmten ſich zum Abſchied. „Und wie nenne ich Dich? Wie heißt mein Gaſtfreund, der auf ewig in meinem Gedächtniß leben wird?“ fragte der Grieche.

Der Fremde ſah ihn lange an, drückte ihm noch einmal die Hand und ſprach: „Man nennt mich den Herrn der Wüſte; ich bin der Räuber Orbaſan.“

Der Scheik von Aleſſandria und ſeine Sklaven.

Der Scheik von Aleſſandria, Ali Banu, war ein ſonderbarer Mann. Wenn er morgens durch die Straßen der Stadt ging, angethan mit einem Turban aus den köſtlichſten Cachemirs gewunden, mit dem Feſtkleide und dem reichen Gürtel, der fünfzig Kameele werth war, wenn er einherging langſamen gravitätiſchen Schrittes, ſeine Stirne in finſtere Falten gelegt, ſeine Augenbraunen zuſammengezogen, die Augen niedergeſchlagen und alle fünf Schritte gedankenvoll ſeinen langen, ſchwarzen Bart ſtreichelnd. Wenn er ſo hinging nach der Moſchee, um, wie es ſeine Würde forderte, den Gläubigen Vorleſungen über den Koran zu halten, da blieben die Leute auf der Straße ſtehen, ſchauten ihm nach und ſprachen zu einander: Es iſt doch ein ſchöner ſtattlicher Mann, — und reich, ein reicher Herr, ſetzte wohl ein anderer hinzu; ſehr reich; hat er nicht ein Schloß am Hafen von Stambul? Hat er nicht Güter und Felder und viele tauſend Stück Vieh und viele Sklaven? Ja, ſprach ein dritter, und der Tartar, der letzthin von Stambul her, vom Großherrn ſelbſt, den der Prophet ſegnen möge, an ihn geſchickt kam, der ſagte mir, daß unſer Scheik ſehr in Anſehen ſtehe beim Reis-Effendi, beim

Kapidschi-Baschi, bei allen, ja beim Sultan selbst. Ja, rief ein vierter, seine Schritte sind gesegnet. Er ist ein reicher, vornehmer Herr, aber — aber — Ihr wißt, was ich meine! — Ja, ja! murmelten dann die andern dazwischen, es ist wahr, er hat auch sein Theil zu tragen, möchten nicht mit ihm tauschen; ist ein reicher, vornehmer Herr; aber, aber! —

Ali Banu hatte ein herrliches Haus auf dem schönsten Platz von Alessandria. Vor dem Hause war eine weite Terrasse mit Marmor ummauert, beschattet von Palmbäumen. Dort saß er oft Abends und rauchte seine Wasserpfeife. In ehrerbietiger Entfernung harrten dann zwölf reichgekleidete Sklaven seines Winkes, der eine trug seinen Betel, der andere hielt seinen Sonnenschirm, ein dritter hatte Gefäße von gediegenem Golde mit köstlichem Sorbet angefüllt, ein vierter trug einen Wedel von Pfauenfedern, um die Fliegen aus der Nähe des Herrn zu verscheuchen, andere waren Sänger und trugen Lauten und Blasinstrumente, um ihn zu ergötzen mit Musik, wenn er es verlangte, und der Gelehrteste von allen trug mehrere Rollen, um ihm vorzulesen.

Aber sie harreten vergeblich auf seinen Wink, er verlangte nicht Musik noch Gesang, er wollte keine Sprüche oder Gedichte weiser Dichter der Vorzeit hören, er wollte keinen Sorbet zu sich nehmen, noch Betel kauen, ja selbst der mit dem Fächer aus Pfauenfedern hatte vergebliche Arbeit; denn der Herr bemerkte es nicht, wenn ihn eine Fliege summend umschärmte.

Da blieben oft die Vorübergehenden stehen, staunten über die Pracht des Hauses, über die reich gekleideten Sklaven und über die Bequemlichkeiten, womit alles versehen war; aber wenn sie dann den Scheik ansahen, wie er so

ernſt und düſter unter den Palmen ſaß, ſein Auge nirgends hinwandte, als auf die bläulichen Wölkchen ſeiner Waſſerpfeife, da ſchüttelten ſie die Köpfe und ſprachen: „Wahrlich, der reiche Mann iſt ein armer Mann. Er, der viel hat, iſt ärmer, als der nichts hat. Denn der Prophet hat ihm den Verſtand nicht gegeben, es zu genießen.“ So ſprachen die Leute, lachten über ihn und gingen weiter.

Eines Abends, als der Scheik wiederum vor der Thüre ſeines Hauſes unter den Palmen ſaß, umgeben von allem Glanz der Erde, und traurig und einſam ſeine Waſſerpfeife rauchte, ſtanden nicht ferne davon einige junge Leute, betrachteten ihn und lachten.

„Wahrlich,“ ſprach der eine, „das iſt ein thörichter Mann, der Scheik Ali Banu. Hätte ich ſeine Schätze, ich wollte ſie anders anwenden. Alle Tage wollte ich leben herrlich und in Freuden. Meine Freunde müßten bei mir ſpeiſen in den großen Gemächern des Hauſes, und Jubel und Lachen müßten dieſe traurigen Hallen füllen.“

„Ja,“ erwiderte ein anderer. „Das wäre nicht ſo übel, aber viele Freunde zehren ein Gut auf, und wäre es ſo groß als das des Sultans, den der Prophet ſegne. Aber ſäße ich Abends ſo unter den Palmen auf dem ſchönen Platze hier, da müßten mir die Sklaven dort ſingen und muſiciren, meine Tänzer müßten kommen und tanzen und ſpringen und allerlei wunderliche Stücke aufführen. Dazu rauchte ich recht vornehm die Waſſerpfeife, ließe mir den köſtlichen Sorbet reichen und ergötzte mich an all dieſem wie ein König von Bagdad.“

„Der Scheik,“ ſprach ein dritter dieſer jungen Leute, der ein Schreiber war, „der Scheick ſoll ein gelehrter und weiſer Mann ſeyn, und wirklich, ſeine Vorleſungen

über den Koran zeugen von Beleſenheit in allen Dichtern und Schriften der Weisheit. Aber iſt auch ſein Leben ſo eingerichtet, wie es einem vernünftigen Mann geziemt? Dort ſteht ein Sklave mit einem ganzen Arm voll Rollen, ich gäbe mein Feſtkleid dafür, nur eine davon leſen zu dürfen, denn es ſind gewiß ſeltene Sachen. Aber er! Er ſitzt und raucht, und läßt Bücher — Bücher ſeyn. Wäre ich der Scheik Ali Banu, der Kerl müßte mir vorleſen, bis er keinen Athem mehr hätte, oder bis die Nacht heraufkäme. Und auch dann noch müßte er mir leſen, bis ich entſchlummert wäre."

„Ha! Ihr wißt mir recht, wie man ſich ein köſtliches Leben einrichtet," lachte der vierte. „Eſſen und trinken ſingen und tanzen. Sprüche leſen und Gedichte hören von armſeligen Dichtern! Nein, ich würde es ganz anders machen. Er hat die herrlichſten Pferde und Kameele und Geld die Menge. Da würde ich an ſeiner Stelle reiſen, reiſen bis an der Welt Ende, und ſelbſt zu den Moskowitern, ſelbſt zu den Franken. Kein Weg wäre mir zu weit, um die Herrlichkeiten der Welt zu ſehen. So würde ich thun, wäre ich jener Mann dort."

„Die Jugend iſt eine ſchöne Zeit und das Alter, wo man fröhlich iſt," ſprach ein alter Mann von unſcheinbarem Ausſehen, der neben ihnen ſtand und ihre Reden gehört hatte. „Aber erlaubet mir, daß ich es ſage, die Jugend iſt auch thöricht und ſchwatzt hie und da in den Tag hinein, ohne zu wiſſen, was ſie thut."

„Was wollt Ihr damit ſagen, Alter?" fragten verwundert die jungen Leute. „Meinet Ihr uns damit? Was geht es Euch an, daß wir die Lebensart des Scheik tadeln?"

Wenn einer etwas beſſer weiß, als der andere, ſo berichte er ſeinen Irrthum, ſo will es der Prophet," erwiderte der alte Mann. „Der Scheik, es iſt wahr, iſt geſegnet mit Schätzen und hat alles: wornach das Herz verlangt, aber er hat Urſache, ernſt und traurig zu ſein. Meinet Ihr, er ſey immer ſo geweſen? Nein, ich habe ihn noch vor fünfzehn Jahren geſehen, da war er munter und rüſtig, wie die Gazelle, und lebte fröhlich und genoß ſein Leben. Damals hatte er einen Sohn, die Freude ſeiner Tage, ſchön und gebildet, und wer ihn ſah und ſprechen hörte, mußte den Scheik beneiden um dieſen Schatz, denn er war erſt zehn Jahre alt, und doch war er ſchon ſo gelehrt, wie ein anderer kaum im achtzehnten."

„Und er iſt ihm geſtorben? Der arme Scheik!" rief der junge Schreiber.

„Es wäre tröſtlich für ihn, zu wiſſen, daß er heimgegangen in die Wohnungen des Propheten, wo er beſſer lebte als hier in Aleſſandria. Aber das, was er erfahren mußte, iſt viel ſchlimmer. Es war damals die Zeit, wo die Franken wie hungrige Wölfe herüber kamen in unſer Land und Krieg mit uns führten. Sie hatten Aleſſandria überwältigt und zogen von da aus weiter und immer weiter und bekriegten die Mamelucken. Der Scheik war ein kluger Mann und wußte ſich gut mit ihnen zu vertragen. Aber, ſey es, weil ſie lüſtern waren nach ſeinen Schätzen, ſey es, weil er ſich ſeiner gläubigen Brüder annahm, ich weiß es nicht genau; kurz, ſie kamen eines Tages in ſein Haus und beſchuldigten ihn, die Mamelucken heimlich mit Waffen, Pferden und Lebensmitteln unterſtützt zu haben. Er mochte ſeine Unſchuld beweiſen, wie er wollte, es half nichts, denn die Franken ſind ein rohes, hartherziges Volk, wenn es

darauf ankommt, Geld zu erpreſſen. Sie nahmen alſo ſeinen jungen Sohn, Kairam geheißen, als Geiſel in ihr Lager. Er bot ihnen viel Geld für ihn, aber ſie gaben ihn nicht los und wollten ihn zu noch höherem Gebot ſteigern. Da kam ihnen auf einmal von ihrem Baſſa, oder was er war, der Befehl, ſich einzuſchiffen. Niemand in Aleſſandria wußte ein Wort davon, und — plötzlich waren ſie auf der hohen See, und den kleinen Kairam, Ali Banu's Sohn, ſchleppten ſie wohl mit ſich, denn man hat nie wieder etwas von ihm gehört.

„O der arme Mann, wie hat ihn doch Allah geſchlagen!“ riefen einmüthig die jungen Leute und ſchauten mitleidig hin nach dem Scheik, der, umgeben von Herrlichkeit, trauernd und einſam unter den Palmen ſaß.

„Sein Weib, das er ſehr geliebt hat, ſtarb ihm aus Kummer um ihren Sohn. Er ſelbſt aber kaufte ſich ein Schiff, rüſtete es aus und bewog den fränkiſchen Arzt, der dort unten am Brunnen wohnt, mit ihm nach Frankiſtan zu reiſen, um den verlorenen Sohn aufzuſuchen. Sie ſchifften ſich ein und waren lange Zeit auf dem Meere und kamen endlich in das Land jener Giaurs, jener Ungläubigen, die in Aleſſandria geweſen waren. Aber dort ſoll es gerade ſchrecklich zugegangen ſeyn. Sie hatten ihren Sultan umgebracht und die Paſcha, und die Reichen und Armen ſchlugen einander die Köpfe ab, und es war keine Ordnung im Lande. Vergeblich ſuchten ſie in jeder Stadt nach dem kleinen Kairam, Niemand wollte von ihm wiſſen, und der fränkiſche Doktor rieth endlich dem Scheik, ſich einzuſchiffen, weil ſie ſonſt wohl ſelbſt um ihre Köpfe kommen könnten.

„So kamen ſie wieder zurück, und ſeit ſeiner Ankunft

hat der Scheik gelebt wie an dieſem Tage, denn er trauert um ſeinen Sohn, und er hat Recht. Muß er nicht, wenn er ißt und trinkt, denken: jetzt muß vielleicht mein armer Kairam hungern und dürſten? Und wenn er ſich bekleidet mit reichen Shawls und Feſtkleidern, wie es ſein Amt und ſeine Würde will, muß er nicht denken: jetzt hat er wohl nicht, womit er ſeine Blöße deckt? Und wenn er umgeben iſt von Sängern und Tänzern und Vorleſern, ſeinen Sklaven, denkt er da nicht, jetzt muß wohl mein armer Sohn ſeinem fränkiſchen Gebieter Sprünge vormachen und muſiciren, wie er es haben will? Und was ihm den größten Kummer macht, er glaubt, der kleine Kairam werde, ſo weit vom Lande ſeiner Väter und mitten unter Ungläubigen die ſeiner ſpotten, abtrünnig werden vom Glauben ſeiner Väter, und er werde ihn einſt nicht umarmen können in den Gärten des Paradieſes!

„Darum iſt er auch ſo mild gegen ſeine Sklaven und gibt große Summen an die Armen; denn er denkt, Allah werde es vergelten und das Herz ſeiner fränkiſchen Herren rühren, daß ſie ſeinen Sohn mild behandeln. Auch gibt er jedesmal, wenn der Tag kömmt, an welchem ihm ſein Sohn entriſſen wurde, zwölf Sklaven frei.“

„Davon habe ich auch ſchon gehört,“ entgegnete der Schreiber. „Aber man trägt ſich mit wunderlichen Reden. Von ſeinem Sohn wurde dabei nichts erwähnt, wohl aber ſagt man, er ſey ein ſonderbarer Mann und ganz beſonders erpicht auf Erzählungen. Da ſoll er jedes Jahr unter ſeinen Sklaven einen Wettſtreit anſtellen, und wer am beſten erzählt, den gibt er frei.“

„Verlaſſet Euch nicht auf das Gerede der Leute,“ ſagte der alte Mann; „es iſt ſo, wie ich es ſage, und ich weiß

es genau; möglich iſt, daß er ſich an dieſem ſchweren Tage aufheitern will und ſich Geſchichten erzählen läßt; doch gibt er ſie frei um ſeines Sohnes willen. Doch der Abend wird kühl, und ich muß weiter gehen. Schalem aleikum, Friede ſey mit Euch, ihr jungen Herren, und denket in Zukunft beſſer von dem guten Scheik."

Die jungen Leute dankten dem Alten für ſeine Nachrichten, ſchauten noch einmal nach dem trauernden Vater und gingen die Straße hinab, indem ſie zu einander ſprachen: „Ich möchte doch nicht der Scheik Ali Banu ſeyn."

Nicht lange Zeit, nachdem dieſe jungen Leute mit dem alten Mann über den Scheik Ali Banu geſprochen hatten, traf es ſich, daß ſie um die Zeit des Morgengebets wieder dieſe Straße gingen. Da fiel ihnen der alte Mann und ſeine Erzählung ein, und ſie beklagten zuſammen den Scheik und blickten nach ſeinem Hauſe. Aber wie ſtaunten ſie, als ſie dort alles aufs Herrlichſte ausgeſchmückt fanden! Von dem Dache, wo geputzte Sklavinnen ſpazieren gingen, wehten Wimpeln und Fahnen, die Halle des Hauſes war mit köſtlichen Teppichen belegt, Seidenſtoff ſchloß ſich an dieſe an, der über die beiden Stufen der Treppe gelegt war, und ſelbſt auf der Straße war noch ſchönes feines Tuch ausgebreitet, wovon ſich mancher wünſchen mochte zu einem Feſtkleid oder zu einer Decke für die Füße.

„Ei, wie hat ſich doch der Scheik geändert in den wenigen Tagen!" ſprach der junge Schreiber; „will er ein Feſt geben? Will er ſeine Sänger und Tänzer anſtrengen? Seht mir dieſe Teppiche! hat ſie einer ſo ſchön in ganz Aleſſandria! Und dieſes Tuch auf dem gemeinen Boden, wahrlich, es iſt Schade dafür!"

„Weißt Du, was ich denke?“ ſprach ein anderer. „Er empfängt ſicherlich einen hohen Gaſt; denn das ſind Zubereitungen, wie man ſie macht, wenn ein Herrſcher von großen Ländern oder ein Effendi des Großherrn ein Haus mit ſeinem Beſuche ſegnet. Wer mag wohl heute hierher kommen?

„Siehe da, geht dort unten nicht unſer Alter von letzthin? Ei, der weiß ja alles und muß auch darüber Aufſchluß geben können. Heda! Alter Herr! Wollet Ihr nicht ein wenig zu uns treten?“ So riefen ſie, der alte Mann aber bemerkte ihre Winke und kam zu ihnen; denn er erkannte ſie als die jungen Leute, mit welchen er vor einigen Tagen geſprochen. Sie machten ihn aufmerkſam auf die Zurüſtungen im Hauſe des Scheik, und fragten ihn, ob er nicht wiſſe, welch hoher Gaſt wohl erwartet werde?

„Ihr glaubt wohl,“ erwiderte er, „Ali Banu feire ein großes Freudenfeſt, oder der Beſuch eines großen Mannes beehre ſein Haus? Dem iſt nicht alſo; aber heute iſt der zwölfte Tag des Monats Ramadan, wie Ihr wiſſet, und an dieſem Tag wurde ſein Sohn ins Lager geführt.“

„Aber beim Bart des Propheten!“ rief einer der jungen Leute. „Das ſieht ja alles aus, wie Hochzeit und Feſtlichkeiten, und doch iſt es ſein berühmter Trauertag, wie reimt Ihr das zuſammen? Geſteht, der Scheik iſt denn doch etwas zerrüttet im Verſtand.“

„Urtheilet Ihr noch immer ſo ſchnell, mein junger Freund?“ fragte der Alte lächelnd. „Auch diesmal war Euer Pfeil wohl ſpitzig und ſcharf, die Sehne Eures Bogens ſtraff angezogen, und doch habt Ihr weit ab vom Ziele geſchoſſen. Wiſſet, daß heute der Scheik ſeinen Sohn erwartet.“

„So iſt er gefunden?“ riefen die Jünglinge und freuten ſich.

„Nein, und er wird ſich wohl lange nicht finden; aber wiſſet: Vor acht oder zehn Jahren, als der Scheik auch einmal mit Trauern und Klagen dieſen Tag beging, auch Sklaven frei gab, und viele Arme ſpeiſete und tränkte, da traf es ſich, daß er auch einem Derwiſch, der müde und matt im Schatten jenes Hauſes lag, Speiſe und Trank reichen ließ. Der Derwiſch aber war ein heiliger Mann und erfahren in Prophezeihungen und im Sterndeuten. Der trat, als er geſtärkt war durch die milde Hand des Scheiks, zu ihm und ſprach: „Ich kenne die Urſache Deines Kummers; iſt nicht heute der zwölfte Ramadan, und haſt Du nicht an dieſem Tage Deinen Sohn verloren? Aber ſey getroſt, dieſer Tag der Trauer wird Dir zum Feſttag werden, denn wiſſe, an dieſem Tage wird einſt Dein Sohn zurückkehren.“ So ſprach der Derwiſch. Es wäre Sünde für jeden Muſelmann, an der Rede eines ſolchen Mannes zu zweifeln; der Gram Ali's wurde zwar darum nicht gemildert, aber doch harrt er an dieſem Tage über auf die Rückkehr ſeines Sohnes und ſchmückt ſein Haus und ſeine Halle und die Treppen, als könne jener zu jeder Stunde anlangen.“

„Wunderbar!“ erwiderte der Schreiber. „Aber zuſehen möchte ich doch, wie alles ſo herrlich bereitet iſt, wie er ſelbſt in dieſer Herrlichkeit trauert, und hauptſächlich möchte ich zuhören, wie er ſich von ſeinen Sklaven erzählen läßt.“

„Nichts leichter als dies,“ antwortete der Alte. „Der Aufſeher der Sklaven jenes Hauſes iſt mein Freund ſeit langen Jahren und gönnt mir an dieſem Tage immer ein Plätzchen in dem Saal, wo man unter der Menge der Diener und Freunde des Scheiks den Einzelnen nicht bemerkt. Ich will mit ihm reden, daß er Euch einläßt; Ihr

seyd ja nur zu Vier, und da kann es schon gehen; kommet um die neunte Stunde auf diesen Platz, und ich will Euch Antwort geben."

So sprach der Alte; die jungen Leute aber dankten ihm und entfernten sich, voll Begierde, zu sehen, wie sich dies alles begeben würde.

Sie kamen zur bestimmten Stunde auf den Platz vor dem Hause des Scheik und trafen da den Alten, der ihnen sagte, daß der Aufseher der Sklaven erlaubt habe, sie einzuführen. Er ging voran, doch nicht durch die reichgeschmückten Treppen und Thore, sondern durch ein Seitenpförtchen, das er sorgfältig wieder verschloß. Dann führte er sie durch mehrere Gänge, bis sie in den großen Saal kamen. Hier war ein großes Gedränge von allen Seiten; da waren reichgekleidete Männer, angesehene Herren der Stadt und Freunde des Scheik, die gekommen waren, ihn in seinem Schmerz zu trösten. Da waren Sklaven aller Art und aller Nationen. Aber alle sahen kummervoll aus, denn sie liebten ihren Herrn und trauerten mit ihm. Am Ende des Saales, auf einem reichen Divan, saßen die vornehmsten Freunde Ali's und wurden von den Sklaven bedient. Neben ihnen auf dem Boden saß der Scheik; denn die Trauer um seinen Sohn erlaubte ihm nicht, auf den Teppich der Freude zu sitzen. Er hatte sein Haupt in die Hand gestützt und schien wenig auf die Tröstungen zu hören, die ihm seine Freunde zuflüsterten. Ihm gegenüber saßen einige alte und junge Männer in Sklaventracht. Der Alte belehrte seine jungen Freunde, daß dies die Sklaven seyen, die Ali Banu an diesem Tage frei gebe. Es waren unter ihnen auch einige Franken, und der Alte machte besonders auf einen von ihnen aufmerksam, der von ausgezeichneter Schönheit und noch

ſehr jung war. Der Scheik hatte ihn erſt einige Tage zuvor einem Sklavenhändler von Tunis um eine große Summe abgekauft und gab ihn dennoch jetzt ſchon frei, weil er glaubte, je mehr Franken er in ihr Vaterland zurückſchicke, deſto früher werde der Prophet ſeinen Sohn erlöſen.

Nachdem man überall Erfriſchungen umhergereicht hatte, gab der Scheik dem Aufſeher der Sklaven ein Zeichen. Dieſer ſtand auf, und es ward tiefe Stille im Saal. Er trat vor die Sklaven, welche freigelaſſen werden ſollten und ſprach mit vernehmlicher Stimme: „Ihr Männer, die Ihr heute frei ſeyn werdet durch die Gnade meines Herrn Ali Banu, des Scheik von Aleſſandria, thuet nun, wie es Sitte iſt an dieſem Tag in ſeinem Hauſe und hebet an zu erzählen.“ Sie flüſterten unter einander. Dann aber nahm ein alter Sklave das Wort und fing an zu erzählen:

Der Zwerg Naſe.

Herr! Diejenigen thun ſehr Unrecht, welche glauben, es habe nur zu Zeiten Harums Al-Raſchid, des Beherrſchers von Bagdad, Feen und Zauberer gegeben, oder die gar behaupten, jene Berichte von dem Treiben der Genien und ihrer Fürſten, welche man von den Erzahlern auf den Märkten der Stadt hört, ſeyen unwahr. Noch heute gibt es Feen, und es iſt nicht ſo lange her, daß ich ſelbſt Zeuge einer Begebenheit war, wo offenbar die Genien im Spiel waren, wie ich Euch berichten werde.

In einer bedeutenden Stadt meines lieben Vaterlandes, Deutſchland, lebte vor vielen Jahren ein Schuſter mit ſeiner Frau ſchlicht und recht. Er ſaß bei Tag an der Ecke der Straße und flickte Schuhe und Pantoffeln und machte

wohl auch neue, wenn ihm einer welche anvertrauen mochte; doch mußte er dann das Leder erſt einkaufen, denn er war arm und hatte keine Vorräthe. Seine Frau verkaufte Gemüſe und Früchte, die ſie in einem kleinen Gartchen vor dem Thore pflanzte, und viele Leute kauften gerne bei ihr, weil ſie reinlich und ſauber gekleidet war und ihr Gemüſe auf gefällige Art auszubreiten und zu legen wußte.

Die beiden Leutchen hatten einen ſchönen Knaben, angenehm von Geſicht, wohlgeſtaltet, und für das Alter von acht Jahren ſchon ziemlich groß. Er pflegte gewöhnlich bei der Mutter auf dem Gemüſemarkt zu ſitzen und den Weibern oder Köchen, die viel bei der Schuſtersfrau eingekauft hatten, trug er wohl auch einen Theil der Früchte nach Hauſe, und ſelten kam er von einem ſolchen Gang zurück ohne eine ſchöne Blume, oder ein Stückchen Geld, oder Kuchen; denn die Herrſchaften dieſer Köche ſahen es gerne, wenn man den ſchönen Knaben mit nach Hauſe brachte, und beſchenkten ihn immer reichlich.

Eines Tages ſaß die Frau des Schuſters wieder wie gewöhnlich auf dem Markte; ſie hatte vor ſich einige Körbe mit Kohl und anderm Gemüſe, allerlei Kräuter und Sämereien, auch in einem kleineren Körbchen frühe Birnen, Aepfel und Aprikoſen. Der kleine Jakob, ſo hieß der Knabe, ſaß neben ihr und rief mit heller Stimme die Waaren aus: „Hierher, ihr Herren, ſeht, welch ſchöner Kohl, wie wohlriechend dieſe Kräuter; frühe Birnen, ihr Frauen, frühe Aepfel und Aprikoſen, wer kauft? Meine Mutter gibt es wohlfeil.“ So rief der Knabe. Da kam ein altes Weib über den Markt her; ſie ſah etwas zerriſſen und zerlumpt aus, hatte ein kleines, ſpitziges Geſicht, vom Alter ganz eingefurcht, rothe Augen und eine ſpitzige, gebogene Naſe,

die gegen das Kinn hinabſtrebte; ſie ging an einem langen Stock, und doch konnte man nicht ſagen, wie ſie ging; denn ſie hinkte und rutſchte und wankte, es war, als habe ſie Räder in den Beinen und könne alle Augenblicke umſtülpen und mit der ſpitzigen Naſe aufs Pflaſter fallen.

Die Frau des Schuſters betrachtete dieſes Weib aufmerkſam. Es waren jetzt doch ſchon ſechzehn Jahre, daß ſie täglich auf dem Markte ſaß, und nie hatte ſie dieſe ſonderbare Geſtalt bemerkt. Aber ſie erſchrack unwillkürlich, als die Alte auf ſie zuhinkte und an ihren Körben ſtille ſtand.

„Seyd Ihr Hanne, die Gemüſehändlerin?“ fragte das alte Weib mit unangenehmer, krächzender Stimme, indem ſie beſtändig den Kopf hin- und herſchüttelte.

„Ja, die bin ich,“ antwortete die Schuſtersfrau; „iſt Euch etwas gefällig?“

„Wollen ſehen, wollen ſehen! Kräutlein ſchauen, Kräutlein ſchauen; ob Du haſt, was ich brauche?“ antwortete die Alte, beugte ſich nieder vor den Körben und fuhr mit ein Paar dunkelbraunen, haßlichen Händen in den Kräuterkorb hinein, packte die Kräutlein, die ſo ſchön und zierlich ausgebreitet waren, mit ihren langen Spinnenfingern, brachte ſie dann eines um das andere hinauf an die lange Naſe und beroch ſie hin und her. Der Frau des Schuſters wollte es faſt das Herz abdrücken, wie ſie das alte Weib alſo mit ihren ſeltenen Kräutern hantiren ſah; aber ſie wagte nichts zu ſagen; denn es war das Recht des Käufers, die Waare zu prüfen, und überdies empfand ſie ein ſonderbares Grauen vor dem Weibe. Als jene den ganzen Korb durchgemuſtert hatte, murmelte ſie: „Schlechtes Zeug, ſchlechtes Kraut, nichts von allem,

was ich will, war viel beſſer vor fünfzig Jahren; ſchlechtes Zeug, ſchlechtes Zeug!“

Solche Reden verdroſſen nun den kleinen Jakob. „Höre, Du biſt ein unverſchämtes, altes Weib,“ rief er muthig; „erſt fährſt Du mit Deinen garſtigen braunen Fingern in die ſchönen Kräuter hinein und drückſt ſie zuſammen, dann hältſt Du ſie an Deine lange Naſe, daß ſie niemand mehr kaufen mag, wer zugeſehen, und jetzt ſchimpfſt Du noch unſere Waare ſchlechtes Zeug, und doch kauft ſelbſt der Koch des Herzogs alles bei uns!“

Das alte Weib ſchielte den muthigen Knaben an, lachte widerlich und ſprach mit heiſerer Stimme: „Söhnchen, Söhnchen! Alſo gefällt Dir meine Naſe, meine ſchöne lange Naſe? Sollſt auch eine haben mitten im Geſicht bis übers Kinn herab.“ Während ſie ſo ſprach, rutſchte ſie an den andern Korb, in welchem Kohl ausgelegt war. Sie nahm die herrlichſten weißen Kohlhäupter in die Hand, drückte ſie zuſammen, daß ſie ächzten, warf ſie dann wieder unordentlich in den Korb und ſprach auch hier: „Schlechte Waare, ſchlechter Kohl!“

„Wackle nur nicht ſo garſtig mit dem Kopf hin und her,“ rief der Kleine ängſtlich, „Dein Hals iſt ja ſo dünne wie ein Kohlſtengel, der könnte leicht abbrechen, und dann fiele Dein Kopf hinein in den Korb; wer wollte dann noch kaufen?“

„Gefallen ſie Dir nicht, die dünnen Hälſe?“ murmelte die Alte lachend. „Sollſt gar keinen haben, Kopf muß in den Schultern ſtecken, daß er nicht herabfällt vom kleinen Körperlein?“

„Schwatzt doch nicht ſo unnützes Zeug mit dem Kleinen da,“ ſagte endlich die Frau des Schuſters im Unmuth über

das lange Prüfen, Muſtern und Beriechen, „wenn Ihr etwas kaufen wollt, ſo ſputet Euch, Ihr verſcheucht mir ja die andern Kunden.“

„Gut, es ſey, wie Du ſagſt,“ rief die Alte mit grimmigem Blick, „ich will Dir dieſe ſechs Kohlhäupter abkaufen; aber ſiehe, ich muß mich auf den Stab ſtützen und kann nichts tragen; erlaube Deinem Söhnlein, daß es mir die Waare nach Hauſe bringt, ich will es dafür belohnen.“

Der Kleine wollte nicht mit gehen und weinte, denn ihm graute vor der häßlichen Frau, aber die Mutter befahl es ihm ernſtlich, weil ſie es doch für eine Sünde hielt, der alten ſchwächlichen Frau dieſe Laſt allein aufzubürden; halb weinend that er, wie ſie befohlen, raffte die Kohlhäupter in ein Tuch zuſammen und folgte dem alten Weib über den Markt hin.

Es ging nicht ſehr ſchnell bei ihr, und ſie brauchte beinahe drei Viertelſtunden, bis ſie in einen ganz entlegenen Theil der Stadt kam und endlich vor einem kleinen baufälligen Hauſe ſtillhielt. Dort zog ſie einen alten, roſtigen Haken aus der Taſche, fuhr damit geſchickt in ein kleines Loch in der Thüre, und plötzlich ſprang dieſe krachend auf. Aber wie war der kleine Jakob überraſcht, als er eintrat! Das Innere des Hauſes war prachtvoll ausgeſchmückt, von Marmor war die Decke und die Wände, die Geräthſchaften vom ſchönſten Ebenholz, mit Gold und geſchliffenen Steinen eingelegt, der Boden aber war von Glas und ſo glatt, daß der Kleine einigemal ausgleitete und umfiel. Die Alte aber zog ein ſilbernes Pfeifchen aus der Taſche und pfiff eine Weiſe darauf, die gellend durch das Haus tönte. Da kamen ſogleich einige Meerſchweinchen die Treppe herab; dem Jakob wollte es aber ganz ſonderbar dünken, daß ſie

aufrecht auf zwei Beinen gingen, Nußschaalen statt Schuhen an den Pfoten trugen, menschliche Kleider angelegt und sogar Hüte nach der neuesten Mode auf die Köpfe gesetzt hatten. „Wo habt Ihr meine Pantoffeln, schlechts Gesindel?“ rief die Alte und schlug mit dem Stock nach ihnen, daß sie jammernd in die Höhe sprangen; „wie lange soll ich noch so dastehen?“

Sie sprangen schnell die Treppe hinauf und kamen wieder mit ein Paar Schaalen von Cocusnuß mit Leder gefüttert, welche sie der Alten geschickt an die Füße steckten.

Jetzt war alles Hinken nnd Rutschen vorbei. Sie warf den Stab von sich und gleitete mit großer Schnelligkeit über den Glasboden hin, indem sie den kleinen Jakob an der Hand mit fortzog. Endlich hielt sie in einem Zimmer stille, das mit allerlei Geräthschaften ausgeputzt, beinahe einer Küche glich, obgleich die Tische von Mahagoniholz und die Sophas, mit reichen Teppichen behängt, mehr zu einem Prunkgemach paßten. „Setze Dich,“ sagte die Alte recht freundlich, indem sie ihn in die Ecke eines Sopha drückte und einen Tisch also vor ihn hinstellte, daß er nicht mehr hervorkommen konnte. „Setze Dich, Du hast gar schwer zu tragen gehabt, die Menschenköpfe sind nicht so leicht, nicht so leicht.“

„Aber Frau, was sprechet ihr so wunderlich?“ rief der Kleine, „müde bin ich zwar, aber es waren ja Kohlköpfe, die ich getragen, Ihr habt sie meiner Mutter abgekauft.“

„Ei, das weißt Du falsch,“ lachte das Weib, deckte den Deckel des Korbes auf und brachte einen Menschenkopf hervor, den sie am Schopf gefaßt hatte. Der Kleine war vor Schrecken außer sich; er konnte nicht fassen, wie dies alles zuging, aber er dachte an seine Mutter; wenn Jemand von

dieſen Menſchenköpfen etwas erfahren würde, dachte er bei ſich, da würde man gewiß meine Mutter dafür anklagen.

„Muß Dir nun auch etwas geben zum Lohn, daß Du ſo artig biſt,“ murmelte die Alte, „gedulde Dich nur ein Weilchen, will Dir ein Süppchen einbrocken, an das Du Dein Leben lang denken wirſt.“ So ſprach ſie und pfiff wieder. Da kamen zuerſt viele Meerſchweinchen in menſchlichen Kleidern; ſie hatten Küchenſchürzen umgebunden und im Gürtel Rührlöffel und Tranchirmeſſer; nach dieſen kam eine Menge Eichhörnchen hereingehüpft; ſie hatten weite türkiſche Beinkleider an, gingen aufrecht und auf dem Kopf trugen ſie grüne Mützchen von Sammt. Dieſe ſchienen die Küchenjungen zu ſeyn; denn ſie kletterten mit großer Geſchwindigkeit an den Wänden hinauf und brachten Pfannen und Schüſſeln, Eier und Butter, Kräuter und Mehl herab und trugen es auf den Herd; dort aber fuhr die alte Frau auf ihren Pantoffeln von Cocosſchalen beſtändig hin und her, und der Kleine ſah, daß ſie es ſich recht angelegen ſeyn laſſe, ihm etwas Gutes zu kochen. Jetzt kniſterte das Feuer höher empor, jetzt rauchte und ſott es in der Pfanne, ein angenehmer Geruch verbreitete ſich im Zimmer, die Alte aber rannte auf und ab, die Eichhörnchen und Meerſchweine ihr nach, und ſo oft ſie am Herde vorbei kam, guckte ſie mit ihrer langen Naſe in den Topf. Endlich fing es an zu ſprudeln und zu ziſchen, Dampf ſtieg aus dem Topf hervor, und der Schaum floß herab ins Feuer. Da nahm ſie ihn weg, goß davon in eine ſilberne Schale und ſetzte ſie dem kleinen Jakob vor.

„So, Söhnchen, ſo,“ ſprach ſie, „iß nur dieſes Süppchen, dann haſt Du alles, was Dir an mir ſo gefallen. Sollſt auch ein geſchickter Koch werden, daß Du doch etwas

biſt, aber Kräutlein, nein, das Kräutlein ſollſt Du nimmer finden, warum hat es Deine Mutter nicht in ihrem Korb gehabt?“ Der Kleine verſtand nicht recht, was ſie ſprach, deſto aufmerkſamer behandelte er die Suppe, die ihm ganz trefflich ſchmeckte. Seine Mutter hatte ihm manche ſchmackhafte Speiſe bereitet, aber ſo gut war ihm noch nichts geworden. Der Duft von feinen Kräutern und Gewürzen ſtieg aus der Suppe auf, dabei war ſie ſüß und ſäuerlich zugleich und ſehr ſtark. Während er noch die letzten Tropfen der köſtlichen Speiſe austrank, zündeten die Meerſchweinchen arabiſchen Weihrauch an, der in bläulichen Wolken durch das Zimmer ſchwebte, dichter und immer dichter wurden dieſe Wolken und ſanken herab, der Geruch des Weihrauches wirkte betäubend auf den Kleinen, er mochte ſich zurufen, ſo oft er wollte, daß er zu ſeiner Mutter zurückkehren müſſe; wenn er ſich ermannte, ſank er immer wieder von neuem in den Schlummer zurück und ſchlief endlich wirklich auf dem Sopha des alten Weibes ein.

Sonderbare Träume kamen über ihn. Es war ihm, als ziehe ihm die Alte ſeine Kleider aus und umhülle ihn dafür mit einem Eichhörnchenbalg. Jetzt konnte er Sprünge machen und klettern wie ein Eichhörnchen; er ging mit den übrigen Eichhörnchen und Meerſchweinchen, die ſehr artige, geſittete Leute waren, um, und hatte mit ihnen den Dienſt bei der alten Frau. Zuerſt wurde er nur zu den Dienſten eines Schuhputzers gebraucht, d. h. er mußt die Cocosnüſſe, welche die Frau ſtatt der Pantoffeln trug, mit Oel ſalben und durch Reiben glänzend machen. Da er nun in ſeines Vaters Hauſe zu ähnlichen Geſchäften oft angehalten worden war, ſo ging es im flink von der Hand; etwa nach einem Jahre, träumte er weiter, wurde er zu feineren Geſchäften

gebraucht; er mußte nämlich mit noch einigen Eichhörnchen Sonnenſtäubchen fangen und, wenn ſie genug hatten, ſolche durch das feinſte Haarſieb ſieben. Die Frau hielt nämlich die Sonnenſtäubchen für das Allerfeinſte, und weil ſie nicht gut beißen konnte, denn ſie hatte keinen Zahn mehr, ſo ließ ſie ihr Brod aus Sonnenſtäubchen zubereiten.

Wiederum nach einem Jahre wurde er zu den Dienern verſetzt, die das Trinkwaſſer für die Alte ſammelten. Man denke nicht, daß ſie ſich hiezu etwa eine Ziſterne hatte graben laſſen oder ein Faß in den Hof ſtellte, um das Regenwaſſer darin aufzufangen; da ging es viel feiner zu; die Eichhörnchen, und Jakob mit ihnen, mußten mit Haſelnußſchalen den Thau aus den Roſen ſchöpfen, und das war das Trinkwaſſer der Alten. Da ſie nun bedeutend viel trank, ſo hatten die Waſſerträger ſchwere Arbeit. Nach einem Jahr wurde er zum innern Dienſt des Hauſes beſtellt; er hatte nämlich das Amt, die Böden rein zu machen; da nun dieſe von Glas waren, worin man jeden Hauch ſah, war es keine geringe Arbeit. Sie mußten ſie bürſten und altes Tuch an die Füße ſchnallen, und auf dieſem künſtlich im Zimmer umher fahren. Im vierten Jahr ward er endlich zur Küche verſetzt. Es war dies ein Ehrenamt, zu welchem man nur nach langer Prüfung gelangen konnte. Jakob diente dort vom Küchenjüngen aufwärts bis zum erſten Paſtetenmacher und erreichte eine ſo ungemeine Geſchicklichkeit und Erfahrung in allem, was die Küche betrifft, daß er ſich oft über ſich ſelbſt wundern mußte; die ſchwierigſten Sachen, Paſteten von zweihunderterlei Eſſenzen, Kräuterſuppen von allen Kräutlein der Erde zuſammengeſetzt, alles lernte er, alles verſtand er ſchnell und kraftig zu machen.

So waren etwa ſieben Jahre im Dienſte des alten

Weibes vergangen, da befahl ſie ihm eines Tages, indem ſie die Cocosſchuhe auszog, Korb und Krückenſtock zur Hand nahm, um auszugehen, er ſolle ein Hühnlein rupfen, mit Kräutern füllen und ſolches ſchön bräunlich und gelb röſten, bis ſie wiederkäme. Er that dies nach den Regeln der Kunſt. Er drehte dem Hühnlein den Kragen um, brühte es in heißem Waſſer, zog ihm geſchickt die Federn aus, ſchabte ihm nachher die Haut, daß ſie glatt und fein wurde, und nahm ihm die Eingeweide heraus. Sodann fing er an, die Kräuter zu ſammeln, womit er das Hühnlein füllen ſollte. In der Kräuterkammer gewahrte er aber diesmal ein Wandſchränkchen, deſſen Thüre halb geöffnet war, und das er ſonſt nie bemerkt hatte. Er ging neugierig näher, um zu ſehen, was es enthalte, und ſiehe da, es ſtanden viele Körbchen darinnen, von welchen ein ſtarker, angenehmer Geruch ausging. Er öffnete eines dieſer Körbchen und fand darin Kräutlein von ganz beſonderer Geſtalt und Farbe. Die Stengeln und Blätter waren blaugrün und trugen oben eine kleine Blume von brennendem Roth mit Gelb verbrämt; er betrachtete ſinnend dieſe Blume, beroch ſie, und ſie ſtrömte denſelben ſtarken Geruch aus, von dem einſt jene Suppe, die ihm die Alte gekocht, geduftet hatte. Aber ſo ſtark war der Geruch, daß er zu nießen anfing, immer heftiger nießen mußte und — am Ende nießend erwachte.

Da lag er auf dem Sopha des alten Weibes und blickte verwundert umher. „Nein, wie man aber ſo lebhaft träumen kann?“ ſprach er zu ſich. „Hätte ich jetzt doch ſchwören wollen, daß ich ein ſchnödes Eichhörnchen, ein Kamerade von Meerſchweinen und anderem Ungeziefer, dabei aber ein großer Koch geworden ſey. Wie wird die Mutter lachen, wenn ich ihr alles erzähle! Aber wird ſie nicht auch ſchmälen, daß

ich in einem fremden Hauſe einſchlafe, ſtatt ihr zu helfen auf dem Markte?“ Mit dieſen Gedanken raffte er ſich auf, um hinweg zu gehen; noch waren ſeine Glieder vom Schlafe ganz ſteif, beſonders ſein Nacken, denn er konnte den Kopf nicht recht hin und her bewegen; er mußte auch ſelbſt über ſich lächeln, daß er ſo ſchlaftrunken war, denn alle Augenblicke, ehe er es ſich verſah, ſtieß er mit der Naſe an einen Schrank oder an die Wand oder ſchlug ſie, wenn er ſich ſchnell umwandte, an einen Thürpfoſten. Die Eichhörnchen und Meerſchweinchen liefen winſelnd um ihn her, als wollten ſie ihn begleiten, er lud ſie auch wirklich ein, als er auf der Schwelle war, denn es waren niedliche Thierchen, aber ſie fuhren auf ihren Nußſchalen ſchnell ins Haus zurück, und er hörte ſie nur noch in der Ferne heulen.

Es war ein ziemlich entlegener Theil der Stadt, wohin ihn die Alte geführt hatte, und er konnte ſich kaum aus den engen Gaſſen heraus finden, auch war dort ein großes Gedränge; denn es mußte ſich, wie ihm dünkte, gerade in der Nähe ein Zwerg ſehen laſſen; überall hörte er rufen: „Ei, ſehet den häßlichen Zwerg! Wo kommt der Zwerg her? Ei, was hat er doch für eine lange Naſe, und wie ihm der Kopf in den Schultern ſteckt, und die braunen, häßlichen Hände!“ Zu einer andern Zeit wäre er wohl auch nachgelaufen, denn er ſah für ſein Leben gern Rieſen oder Zwerge oder ſeltſame, fremde Trachten, aber ſo mußte er ſich ſputen, um zur Mutter zu kommen.

Es war ihm ganz ängſtlich zu Muth, als er auf den Markt kam. Die Mutter ſaß noch da und hatte noch ziemlich viele Früchte im Korb, lange konnte er alſo nicht geſchlafen haben, aber doch kam es ihm von weitem ſchon vor, als ſey ſie ſehr traurig; denn ſie rief die Vorübergehenden

nicht an, einzukaufen, ſondern hatte den Kopf in die Hand geſtützt, und als er näher kam, glaubte er auch, ſie ſey bleicher als ſonſt. Er zauderte, was er thun ſollte; endlich faßte er ſich ein Herz, ſchlich ſich hinter ſie hin, legte traulich ſeine Hand auf ihren Arm und ſprach: „Mütterchen, was fehlt Dir? Biſt Du böſe auf mich?“

Die Frau wandte ſich um nach ihm, fuhr aber mit einem Schrei des Entſetzens zurück:

„Was willſt Du von mir, häßlicher Zwerg!“ rief ſie. „Fort, fort! Ich kann dergleichen Poſſenſpiele nicht leiden.“

„Aber Mutter, was haſt Du denn?“ fragte Jakob ganz erſchrocken; „Dir iſt gewiß nicht wohl; warum willſt Du denn Deinen Sohn von Dir jagen?“

„Ich habe Dir ſchon geſagt, gehe Deines Weges!“ entgegnete Frau Hanne zürnend. „Bei mir verdienſt Du kein Geld durch Deine Gaukeleien, häßliche Mißgeburt.“

„Wahrhaftig, Gott hat ihr das Licht des Verſtandes geraubt!“ Sprach der Kleine bekümmert zu ſich; „was fange ich nur an, um ſie nach Haus zu bringen? Lieb' Mütterchen, ſo ſey doch nur vernünftig; ſieh mich doch nur recht an; ich bin ja Dein Sohn, Dein Jakob.“

„Nein, jetzt wird mir der Spaß zu unverſchämt,“ rief Hanne ihrer Nachbarin zu; „ſeht nur den häßlichen Zwerg da, da ſteht er und vertreibt mir gewiß alle Käufer, und mit meinem Unglück wagt er zu ſpotten. Spricht zu mir: ich bin ja Dein Sohn, Dein Jakob, der Unverſchämte!“

Da erhoben ſich die Nachbarinnen und fingen an zu ſchimpfen, ſo arg ſie konnten, und Marktweiber, wiſſet Ihr wohl, verſtehen es, und ſchalten ihn, daß er des Unglückes der armen Hanne ſpotte, der vor ſieben Jahren

ihr bildschöner Knabe gestohlen worden sey, und drohten insgesammt über ihn herzufallen und ihn zu zerkratzen, wenn er nicht alsobald ginge.

Der arme Jakob wußte nicht, was er von diesem allem denken sollte. War er doch, wie er glaubte, heute frühe, wie gewöhnlich, mit der Mutter auf den Markt gegangen, hatte ihr die Früchte aufstellen helfen, war nachher mit dem alten Weib in ihr Haus gekommen, hatte ein Süppchen verzehrt, ein kleines Schläfchen gemacht und war jetzt wieder da; und doch sprachen die Mutter und die Nachbarinnen von sieben Jahren! Und sie nannten ihn einen garstigen Zwerg! Was war denn nun mit ihm vorgegangen? — Als er sah, daß die Mutter gar nichts mehr von ihm hören wollte, traten ihm die Thränen in die Augen, und er ging trauernd die Straße hinab nach der Bude, wo sein Vater den Tag über Schuhe flickte. „Ich will doch sehen," dachte er bei sich, „ob er mich auch nicht kennen will; unter die Thüre will ich mich stellen und mit ihm sprechen." Als er an der Bude des Schusters angekommen war, stellte er sich unter die Thüre und schaute hinein. Der Meister war so emsig mit seiner Arbeit beschäftigt, daß er ihn gar nicht sah; als er aber einmal zufällig einen Blick nach der Thüre warf, ließ er Schuhe, Draht und Pfriem auf die Erde fallen und rief mit Entsetzen: „Um Gottes willen, was ist das, was ist das!"

„Guten Abend, Meister!" sprach der Kleine, indem er vollends in den Laden trat. „Wie geht es Euch?"

„Schlecht, schlecht, kleiner Herr!" antwortete der Vater, zu Jakobs großer Verwunderung; denn er schien ihn auch nicht zu kennen. „Das Geschäft will mir nicht recht

von der Hand. Bin ſo allein und werde jetzt alt, und doch iſt mir ein Geſelle zu theuer.“

„Aber habt Ihr denn kein Söhnlein, das Euch nach und nach an die Hand gehen könnte bei der Arbeit?“ forſchte der Kleine weiter.

„Ich hatte einen, er hieß Jakob, und müßte jetzt ein ſchlanker, gewandter Burſche von zwanzig Jahren ſeyn, der mir tüchtig unter die Arme greifen könnte. Ha! da müßte ein Leben ſeyn; ſchon als er zwölf Jahre alt war, zeigte er ſich ſo anſtellig und geſchickt und verſtand ſchon manches vom Handwerk, und hübſch und angenehm war er auch; der hätte mir eine Kundſchaft hergelockt, daß ich bald nicht mehr geflickt, ſondern nichts als Neues geliefert hätte! Aber ſo gehts in der Welt!“

„Wo iſt denn aber Euer Sohn?“ fragte Jakob mit zitternder Stimme ſeinen Vater.

„Das weiß Gott,“ antwortete er; „vor ſieben Jahren, ja, ſo lange iſts jetzt her, wurde er uns vom Markt weggeſtohlen.“

„Vor ſieben Jahren!“ rief Jakob mit Entſetzen.

„Ja, kleiner Herr, vor ſieben Jahren; ich weiß noch, wie heute, wie mein Weib nach Hauſe kam, heulend und ſchreiend, das Kind ſey den ganzen Tag nicht zurückgekommen, ſie habe überall geforſcht und geſucht und es nicht gefunden. Ich habe es immer gedacht und geſagt, daß es ſo kommen würde; der Jakob war ein ſchönes Kind, das muß man ſagen, da war nun meine Frau ſtolz auf ihn und ſah es gerne, wenn ihn die Leute lobten, und ſchickte ihn oft mit Gemüſe und dergleichen in vornehme Häuſer. Das war ſchon recht; er wurde allemal reichlich beſchenkt; aber, ſagte ich, gib Acht! die Stadt iſt groß; viele ſchlechte Leute

wohnen da, gib mir auf den Jakob Acht! Und so war es, wie ich sagte. Kommt einmal ein altes, häßliches Weib auf den Markt, feilscht um Früchte und Gemüse und kauft am Ende so viel, daß sie es nicht selbst tragen kann. Mein Weib, die mitleidige Seele, gibt ihr den Jungen mit und — hat ihn von Stund an nicht mehr gesehen."

„Und das ist jetzt sieben Jahre, sagt Ihr?"

„Sieben Jahre wird es im Frühling. Wir ließen ihn ausrufen, wir gingen von Haus zu Haus und fragten; Manche hatten den hübschen Jungen gekannt und liebgewonnen und suchten jetzt mit uns, alles vergeblich. Auch die Frau, welche das Gemüse gekauft hatte, wollte niemand kennen; aber ein steinaltes Weib, die schon neunzig Jahre gelebt hatte, sagte, es könne wohl die böse Fee Kräuterweis gewesen seyn, die alle fünfzig Jahre einmal in die Stadt komme, um sich allerlei einzukaufen."

So sprach Jakobs Vater und klopfte dabei seine Schuhe weidlich und zog den Draht mit beiden Fäusten weit hinaus. Dem Kleinen aber wurde es nach und nach klar, was mit ihm vorgegangen, daß er nämlich nicht geträumt, sondern daß er sieben Jahre bei der bösen Fee als Eichhörnchen gedient habe. Zorn und Gram erfüllte sein Herz so sehr, daß es beinahe zerspringen wollte. Sieben Jahre seiner Jugend hatte ihm die Alte gestohlen, und was hatte er für Ersatz dafür? Daß er Pantoffel von Cocosnüssen blank putzen, daß er ein Zimmer mit gläsernem Fußboden rein machen konnte? Daß er von den Meerschweinchen alle Geheimnisse der Küche gelernt hatte? Er stand eine gute Weile so da und dachte über sein Schicksal nach, da fragte ihn endlich sein Vater: „Ist Euch vielleicht etwas von meiner Arbeit gefällig, junger Herr? Etwa ein Paar neue Pantoffeln

oder," ſetzte er lächelnd hinzu, „vielleicht ein Futeral für Eure Naſe?"

„Was wollt Ihr nur mit meiner Naſe?" fragte Jakob, „warum ſollte ich denn ein Futteral dazu brauchen?"

„Nun," entgegnete der Schuſter, „Jeder nach ſeinem Geſchmack; aber das muß ich Euch ſagen, hätte ich dieſe ſchreckliche Naſe, ein Futteral ließ ich mir darüber machen von roſenfarbigem Glanzleder. Schaut, da habe ich ein ſchönes Stückchen zur Hand; freilich würde man eine Elle wenigſtens dazu brauchen. Aber wie gut wäret Ihr verwahrt, kleiner Herr; ſo, weiß ich gewiß, ſtoßt Ihr Euch an jeden Thürpfoſten, an jeden Wagen, dem Ihr ausweichen wollet."

Der Kleine ſtand ſtumm vor Schrecken; er betaſtete ſeine Naſe, ſie war dick und wohl zwei Hände lang! So hatte alſo die Alte auch ſeine Geſtalt verwandelt; darum kannte ihn alſo die Mutter nicht, darum ſchalt man ihn einen häßlichen Zwerg! „Meiſter!" ſprach er halb weinend zu dem Schuſter, „habt Ihr keinen Spiegel bei der Hand, worin ich mich beſchauen könnte?"

„Junger Herr," erwiderte der Vater mit Ernſt, „Ihr habt nicht gerade eine Geſtalt empfangen, die Euch eitel machen könnte, und Ihr habt nicht Urſache alle Stunden in den Spiegel zu gucken. Gewöhnt es Euch ab, es iſt beſonders bei Euch eine lacherliche Gewohnheit.

„Ach, ſo laßt mich doch in den Spiegel ſchauen," rief der Kleine, „gewiß es iſt nicht aus Eitelkeit!"

„Laſſet mich in Ruhe, ich hab' keinen im Vermögen; meine Frau hat ein Spiegelchen, ich weiß aber nicht, wo ſie es verborgen. Müßt Ihr aber durchaus in den Spiegel gucken, nun, über der Straße hin wohnt Urban, der

Barbier, der hat einen Spiegel, zweimal so groß als Euer Kopf; gucket dort hinein, und indessen guten Morgen!“

Mit diesen Worten schob ihn der Vater ganz gelinde zur Bude hinaus, schloß die Thüre hinter ihm zu und setzte sich wieder zur Arbeit. Der Kleine aber ging sehr niedergeschlagen über die Straße zu Urban, dem Barbier, den er noch aus früheren Zeiten wohl kannte. „Guten Morgen, Urban,“ sprach er zu ihm, „ich komme, Euch um eine Gefälligkeit zu bitten, seyd so gut und lasset mich ein wenig in Euren Spiegel schauen.“

„Mit Vergnügen, dort steht er,“ rief der Barbier lachend, und seine Kunden, denen er den Bart scheeren sollte, lachten weidlich mit. „Ihr seyd ein hübsches Bürschchen, schlank und fein, ein Hälschen wie ein Schwan, Händchen wie eine Königin, und ein Stumpfnäschen, man kann es nicht schöner sehen. Ein wenig eitel seyd Ihr darauf, das ist wahr; aber beschauet Euch immer, man soll nicht von mir sagen, ich habe Euch aus Neid nicht in meinen Spiegel schauen lassen.“

So sprach der Barbier, und wieherndes Gelächter füllte die Baderstube. Der Kleine aber war indeß vor den Spiegel getreten und hatte sich beschaut. Thränen traten ihm in die Augen. „Ja, so konntest Du freilich Deinen Jakob nicht wieder erkennen, liebe Mutter,“ sprach er zu sich, „so war er nicht anzuschauen in den Tagen der Freude, wo Du gerne mit ihm prangtest vor den Leuten!“ Seine Augen waren klein geworden, wie die der Schweine, seine Nase war ungeheuer und hing über Mund und Kinn herunter, der Hals schien gänzlich weggenommen worden zu seyn, denn sein Kopf stack tief in den Schultern, und nur mit den größten Schmerzen konnte er ihn rechts und links bewegen;

ſein Körper war noch ſo groß, als vor ſieben Jahren, da er zwölf Jahre alt war, aber wenn andere vom zwölften bis ins zwanzigſte in die Höhe wachſen, ſo wuchs er in die Breite, der Rücken und die Bruſt waren weit ausgebogen und waren anzuſehen wie ein kleiner, aber ſehr dick gefüllter Sack; dieſer dicke Oberleib ſaß auf kleinen, ſchwachen Beinchen, die dieſer Laſt nicht gewachſen ſchienen, aber um ſo größer waren die Arme, die ihm am Leib herab hingen, ſie hatten die Größe, wie die eines wohlgewachſenen Mannes, ſeine Hände waren grob und braungelb, ſeine Finger lang und ſpinnenartig, und wenn er ſie recht ausſtreckte, konnte er damit auf den Boden reichen, ohne daß er ſich bückte. So ſah er aus, der kleine Jakob, zum mißgeſtalteten Zwerg war er geworden.

Jetzt gedachte er auch jenes Morgens, an welchem das alte Weib an die Körbe ſeiner Mutter getreten war. Alles, was er damals an ihr getadelt hatte, die lange Naſe, die haßlichen Finger, alles hatte ſie ihm angethan und nur den langen, zitternden Hals hatte ſie gänzlich weggelaſſen.

„Nun, habt Ihr Euch jetzt genug beſchaut, mein Prinz?“ ſagte der Barbier, indem er zu ihm trat und ihn lachend betrachtete. „Wahrlich, wenn man ſich dergleichen träumen laſſen wollte, ſo komiſch könnte es einem im Traume nicht vorkommen. Doch ich will Euch einen Vorſchlag machen, kleiner Mann. Mein Barbierzimmer iſt zwar ſehr beſucht, aber doch ſeit neuerer Zeit nicht ſo, wie ich wünſche. Das kommt daher, weil mein Nachbar, der Barbier Schaum, irgendwo einen Rieſen aufgefunden hat, der ihm die Kunden ins Haus lockt. Nun, ein Rieſe zu werden iſt gerade keine Kunſt, aber ſo ein Männchen wie Ihr, ja, das iſt ſchon ein ander Ding. Tretet bei mir in Dienſte, kleiner

Mann, Ihr ſollt Wohnung, Eſſen, Trinken, Kleider, alles ſollt Ihr haben; dafür ſtellt Ihr Euch Morgens unter meine Thüre und ladet die Leute ein, hereinzukommen; Ihr ſchlaget den Seifenſchaum, reichet den Kunden das Handtuch und ſeyd verſichert, wir ſtehen uns beide gut dabei; ich bekomme mehr Kunden, als jener mit dem Rieſen, und jeder gibt Euch gerne noch ein Trinkgeld."

Der Kleine war in ſeinem Innern empört über den Vorſchlag, als Lockvogel für einen Barbier zu dienen. Aber mußte er ſich nicht dieſen Schimpf geduldig gefallen laſſen? Er ſagte dem Barbier daher ganz ruhig, daß er nicht Zeit habe zu dergleichen Dienſten, und ging weiter.

Hatte das böſe alte Weib ſeine Geſtalt unterdrückt, ſo hatte ſie doch ſeinem Geiſt nichts anhaben können, das fühlte er wohl; denn er dachte und fühlte nicht mehr, wie er vor ſieben Jahren gethan, nein, er glaubte in dieſem Zeitraum weiſer, verſtändiger geworden zu ſeyn; er trauerte nicht um ſeine verlorne Schönheit, nicht über dieſe häßliche Geſtalt, ſondern nur darüber, daß er wie ein Hund von der Thüre ſeines Vaters gejagt werde. Darum beſchloß er, noch einen Verſuch bei ſeiner Mutter zu machen.

Er trat zu ihr auf den Markt und bat ſie, ihm ruhig zuzuhören. Er erinnerte ſie an jenen Tag, an welchem er mit dem alten Weib gegangen, er erinnerte ſie an alle einzelne Vorfalle ſeiner Kindheit, erzählte ihr dann, wie er ſieben Jahre als Eichhörnchen gedient habe bei der Fee, und wie ſie ihn verwandelte, weil er ſie damals getadelt. Die Frau des Schuſters wußte nicht, was ſie denken ſollte. Alles traf zu, was er ihr von ſeiner Kindheit erzählte, aber wenn er davon ſprach, daß er ſieben Jahre lang ein Eichhörnchen geweſen ſey, da ſprach ſie: „Es iſt unmöglich,

und es gibt keine Feen, und wenn ſie ihn anſah, ſo verabſcheute ſie den häßlichen Zwerg und glaubte nicht, daß dies ihr Sohn ſeyn könne. Endlich hielt ſie es fürs Beſte, mit ihrem Manne darüber zu ſprechen. Sie raffte alſo ihre Körbe zuſammen und hieß ihn mitgehen. So kamen ſie zu der Bude des Schuſters.

„Sieh einmal,“ ſprach ſie zu dieſem, „der Menſch da will unſer verlorner Jakob ſeyn. Er hat mir alles erzählt, wie er uns vor ſieben Jahren geſtohlen wurde, und wie er von einer Fee bezaubert worden ſey.“

„So?“ unterbrach ſie der Schuſter mit Zorn. „Hat er Dir dies erzählt? Warte, Du Range! Ich habe ihm alles erzählt noch vor einer Stunde, und jetzt geht er hin, Dich ſo zu foppen! Bezaubert biſt Du worden, mein Söhnchen? Warte doch, ich will Dich wieder entzaubern.“ Dabei nahm er einen Bündel Riemen, die er eben zugeſchnitten hatte, ſprang auf den Kleinen zu und ſchlug ihn auf den hohen Rücken und auf die langen Arme, daß der Kleine vor Schmerz aufſchrie und weinend davon lief.

In jener Stadt gibt es, wie überall, wenige mitleidige Seelen, die einen Unglücklichen, der zugleich etwas Lächerliches an ſich trägt, unterſtützten. Daher kam es, daß der unglückliche Zwerg den ganzen Tag ohne Speiſe und Trank blieb und Abends die Treppen einer Kirche, ſo hart und kalt ſie waren, zum Nachtlager wählen mußte.

Als ihn aber am nächſten Morgen die erſten Strahlen der Sonne erweckten, da dachte er ernſtlich darüber nach, wie er ſein Leben friſten könne, da ihn Vater und Mutter verſtoßen. Er fühlte ſich zu ſtolz, um als Aushängeſchild eines Barbiers zu dienen, er wollte nicht zu einem Poſſenreißer ſich verdingen und ſich um Geld ſehen laſſen; was

ſollte er anfangen? Da fiel ihm bei, daß er als Eichhörnchen große Fortſchritte in der Kochkunſt gemacht habe; er glaubte nicht mit Unrecht, hoffen zu dürfen, daß er es mit manchem Koch aufnehmen könne; er beſchloß, ſeine Kunſt zu benützen.

Sobald es daher lebhafter wurde auf den Straßen und der Morgen ganz heraufgekommen war, trat er zuerſt in die Kirche und verrichtete ſein Gebet. Dann trat er ſeinen Weg an. Der Herzog, der Herr des Landes, war ein bekannter Schlemmer und Lecker, der eine gute Tafel liebte und ſeine Köche in allen Welttheilen aufſuchte. Zu ſeinem Palaſt begab ſich der Kleine. Als er an die äußerſte Pforte kam, fragten die Thürhüter nach ſeinem Begehr und hatten ihren Spott mit ihm; er aber verlangte nach dem Oberküchenmeiſter. Sie lachten und führten ihn durch die Vorhöfe, und wo er hinkam, blieben die Diener ſtehen, ſchauten nach ihm, lachten weidlich und ſchloſſen ſich an, ſo daß nach und nach ein ungeheurer Zug von Dienern aller Art ſich die Treppe des Palaſtes hinauf bewegte; die Stallknechte warfen ihre Striegel weg, die Läufer liefen, was ſie konnten, die Teppichbreiter vergaßen die Teppiche auszuklopfen, alles drängte und trieb ſich, es war ein Gewühl, als ſey der Feind vor den Thoren, und das Geſchrei: „Ein Zwerg, ein Zwerg! Habt Ihr den Zwerg geſehen?“ füllte die Lüfte.

Da erſchien der Aufſeher des Hauſes mit grimmigem Geſicht, eine ungeheure Peitſche in der Hand, in der Thüre. „Um des Himmels willen, ihr Hunde, was macht ihr ſolchen Lärm! Wiſſet ihr nicht, daß der Herr noch ſchläft?“ und dabei ſchwang er die Geißel und ließ ſie unſanft auf den Rücken einiger Stallknechte und Thürhüter niederfallen.

„Ach Herr!“ riefen ſie, „ſeht Ihr denn nicht? Da bringen wir einen Zwerg, einen Zwerg, wie Ihr noch keinen geſehen.“ Der Aufſeher des Palaſtes zwang ſich mit Mühe, nicht laut aufzulachen, als er des Kleinen anſichtig wurde; denn er fürchtete, durch Lachen ſeiner Würde zu ſchaden. Er trieb daher mit der Peitſche die übrigen hinweg, führte den Kleinen ins Haus und fragte nach ſeinem Begehr. Als er hörte, jener wolle zum Küchenmeiſter, erwiderte er: „Du irrſt Dich, mein Söhnchen, zu mir, dem Aufſeher des Hauſes, willſt Du; Du willſt Leibzwerg werden beim Herzog; iſt es nicht alſo?“

„Nein, Herr!“ antwortete der Zwerg. „Ich bin ein geſchickter Koch und erfahren in allerlei ſeltenen Speiſen; wollet mich zum Oberküchenmeiſter bringen; vielleicht kann er meine Kunſt brauchen.“

„Jeder nach ſeinem Willen, kleiner Mann; übrigens biſt Du noch ein unbeſonnener Junge. In die Küche! Als Leibzwerg hätteſt Du keine Arbeit gehabt und Eſſen und Trinken nach Herzensluſt und ſchöne Kleider. Doch, wir wollen ſehen, Deine Kochkunſt wird ſchwerlich ſo weit reichen, als ein Mundkoch des Herrn nöthig hat, und zum Küchenjungen biſt Du zu gut.“ Bei dieſen Worten nahm ihn der Aufſeher des Palaſtes bei der Hand und führte ihn in die Gemächer des Oberküchenmeiſters.

„Gnädiger Herr!“ ſprach dort der Zwerg und verbeugte ſich ſo tief, daß er mit der Naſe den Fußteppich berührte. „Brauchet Ihr keinen geſchickten Koch?“

Der Oberküchenmeiſter betrachtete ihn von Kopf bis zu den Füßen, brach dann in lautes Lachen aus und ſprach: „Wie?“ rief er. „Du ein Koch? Meinſt Du, unſere Herde ſeyen ſo niedrig, daß Du nur auf einen hinauf-

ſchauen kannſt, wenn Du Dich auf die Zehen ſtellſt und den Kopf recht aus den Schultern herausarbeiteſt? O, lieber Kleiner! Wer Dich zu mir geſchickt hat, um Dich als Koch zu verdingen, der hat Dich zum Narren gehabt.“ So ſprach der Oberküchenmeiſter und lachte weidlich, und mit ihm lachte der Aufſeher des Palaſtes und alle Diener, die im Zimmer waren.

Der Zwerg aber ließ ſich nicht aus der Faſſung bringen. „Was liegt an einem Ei oder zweien, an ein wenig Syrup und Wein, an Mehl und Gewürze, in einem Hauſe, wo man deſſen genug hat?“ ſprach er. „Gebet mir irgend eine leckerhafte Speiſe zu bereiten auf, ſchaffet mir, was ich dazu brauche, und ſie ſoll vor Euren Augen ſchnell bereitet ſeyn, und Ihr ſollet ſagen müſſen: er iſt ein Koch nach Regel und Recht.“ Solche und ähnliche Reden führte der Kleine, und es war wunderlich anzuſchauen, wie es dabei aus ſeinen kleinen Aeuglein hervorblitzte, wie ſeine lange Naſe ſich hin und her ſchlängelte und ſeine dünnen Spinnenfinger ſeine Rede begleiteten. „Wohlan!“ rief der Küchenmeiſter und nahm den Aufſeher des Palaſtes unter dem Arme. „Wohlan, es ſey um des Spaſſes willen; laſſet uns zur Küche gehen.“ Sie gingen durch mehrere Säle und Gänge und kamen endlich in die Küche. Es war dies ein großes, weitläufiges Gebäude, herrlich eingerichtet; auf zwanzig Herden brannten beſtandig Feuer, ein klares Waſſer, das zugleich zum Fiſchbehälter diente, floß mitten durch ſie, in Schranken von Marmor und köſtlichem Holz waren die Vorräthe aufgeſtellt, die man immer zur Hand haben mußte, und zur Rechten und Linken waren zehn Säle, in welchen alles aufgeſpeichert war, was man in allen Ländern von Frankiſtan und ſelbſt im Morgenlande Köſtliches und Leckeres

für den Gaumen erfunden. Küchenbedienten aller Art liefen umher und raſſelten und hantirten mit Keſſeln und Pfannen, mit Gabeln und Schaumlöffeln; als aber der Oberküchenmeiſter in die Küche eintrat, blieben ſie alle regungslos ſtehen, und nur das Feuer hörte man noch kniſtern und das Bächlein rieſeln.

„Was hat der Herr heute zum Frühſtück befohlen?“ fragte der Meiſter den erſten Frühſtückmacher, einen alten Koch.

„Herr! Die däniſche Suppe hat er geruht zu befehlen und rothe hamburger Klöschen.“

„Gut,“ ſprach der Küchenmeiſter weiter; „haſt Du gehört, was der Herr ſpeiſen will? Getrauſt Du Dich, dieſe ſchwierigen Speiſen zu bereiten? Die Klöschen bringſt Du auf keinen Fall heraus, das iſt ein Geheimniß.“

„Nichts leichter als dies,“ erwiderte zu allgemeinem Erſtaunen der Zwerg; denn er hatte dieſe Speiſen als Eichhörnchen oft gemacht, „nichts leichter, man gebe mir zu der Suppe die und die Kräuter, dies und jenes Gewürz, Fett von einem wilden Schwein, Wurzeln und Eier; zu den Klöschen aber,“ ſprach er leiſer, daß es nur der Küchenmeiſter und der Frühſtückmacher hören konnten, „zu den Klöschen brauche ich viererlei Fleiſch, etwas Wein, Entenſchmalz, Ingwer und ein gewiſſes Kraut, das man Magentroſt heißt.“

„Ha! Bei St. Benedikt! Bei welchem Zauberer haſt Du gelernt?“ rief der Koch mit Staunen. „Alles bis auf ein Haar hat er geſagt, und das Kräutlein Magentroſt haben wir ſelbſt nicht gewußt; ja, das muß es noch angenehmer machen. O Du Wunder von einem Koch!“

„Das hätte ich nicht gedacht,“ ſagte der Oberküchenmeiſter, „doch laſſen wir ihn die Probe machen; gebt ihm

die Sachen, die er verlangt, Geschirr und alles, und lasset ihn das Frühstück bereiten."

Man that, wie er befohlen, und rüstete alles auf dem Herde zu; aber da fand es sich, daß der Zwerg kaum mit der Nase bis an den Herd reichen konnte. Man setzte daher ein Paar Stühle zusammen, legte eine Marmorplatte darüber und lud den kleinen Wundermann ein, sein Kunststück zu beginnen. In einem großen Kreise standen die Köche, Küchenjungen, Diener und allerlei Volk umher und sahen zu und staunten, wie ihm alles so flink und fertig von der Hand ging, wie er alles so reinlich und niedlich bereitete. Als er mit der Zubereitung fertig war, befahl er beide Schüsseln ans Feuer zu setzen und genau so lange kochen zu lassen, bis er rufen werde; dann fing er an zu zählen eins, zwei, drei und so fort, und gerade, als er fünfhundert gezählt hatte, rief er: „Halt!" die Töpfe wurden weggesetzt, und der Kleine lud den Küchenmeister ein, zu kosten.

Der Mundkoch ließ sich von einem Küchenjungen einen goldenen Löffel reichen, spülte ihn im Bach und überreichte ihn dem Oberküchenmeister; dieser trat mit feierlicher Miene an den Herd, nahm von den Speisen, kostete, drückte die Augen zu, schnalzte vor Vergnügen mit der Zunge und sprach dann: „Köstlich, bei des Herzogs Leben, köstlich! Wollet Ihr nicht auch ein Löfflein zu Euch nehmen, Aufseher des Palastes?" Dieser verbeugte sich, nahm den Löffel, kostete und war vor Vergnügen und Lust außer sich. „Eure Kunst in Ehren, lieber Frühstückmacher, Ihr seyd ein erfahrener Koch, aber so herrlich habt Ihr weder die Suppe noch die hamburger Klöse machen können!" Auch der Koch kostete jetzt, schüttelte dann dem Zwerg ehrfurchtsvoll die

Hand und sagte: „Kleiner! Du bist Meister in der Kunst, ja das Kräutlein Magentrost, das gibt allem einen ganz eigenen Reiz.“

In diesem Augenblick kam der Kammerdiener des Herzogs in die Küche und berichtete, daß der Herr das Frühstück verlange. Die Speisen wurden nun auf silberne Platten gelegt und dem Herzog zugeschickt; der Oberküchenmeister aber nahm den Kleinen in sein Zimmer und unterhielt sich mit ihm. Kaum waren sie aber halb so lange da, als man ein Paternoster spricht (es ist dies das Gebet der Franken, o Herr, und dauert nicht halb so lange, als das Gebet der Gläubigen), so kam schon ein Bote und rief den Oberküchenmeister zum Herrn. Er kleidete sich schnell in sein Festkleid und folgte dem Boten.

Der Herzog sah sehr vergnügt aus. Er hatte alles aufgezehrt, was auf den silbernen Schüsseln gewesen war, und wischte sich eben den Bart ab, als der Oberküchenmeister zu ihm eintrat. „Höre, Küchenmeister,“ sprach er, „ich bin mit Deinen Köchen bisher immer sehr zufrieden gewesen; aber sage mir, wer hat heute mein Frühstück bereitet? So köstlich war es nie, seit ich auf dem Thron meiner Väter sitze; sage an, wie er heißt, der Koch, daß wir ihm einige Dukaten zum Geschenk schicken.“

„Herr! Das ist eine wunderbare Geschichte,“ antwortete der Oberküchenmeister und erzählte, wie man ihm heute frühe einen Zwerg gebracht, der durchaus Koch werden wollte, und wie sich dies alles begeben. Der Herzog verwunderte sich höchlich, ließ den Zwerg vor sich rufen und fragte ihn aus, wer er sey, und woher er komme. Da konnte nun der arme Jakob freilich nicht sagen, daß er verzaubert worden sey und früher als Eichhörnchen gedient

habe. Doch blieb er bei der Wahrheit, indem er erzählte, er ſey jetzt ohne Vater und Mutter und habe bei einer alten Frau kochen gelernt. Der Herzog fragte nicht weiter, ſondern ergötzte ſich an der ſonderbaren Geſtalt ſeines neuen Koches.

„Willſt Du bei mir bleiben," ſprach er, „ſo will ich Dir jährlich fünfzig Dukaten, ein Feſtkleid und noch überdies zwei Paar Beinkleider reichen laſſen. Dafür mußt Du aber täglich mein Frühſtück ſelbſt bereiten, mußt angeben, wie das Mittageſſen gemacht werden ſoll, und überhaupt Dich meiner Küche annehmen. Da jeder in meinem Palaſt ſeinen eigenen Namen von mir empfängt, ſo ſollſt Du Naſe heißen und die Würde eines Unterküchenmeiſters bekleiden."

Der Zwerg Naſe fiel nieder vor dem mächtigen Herzog in Frankenland, küßte ihm die Füße und verſprach ihm treu zu dienen.

So war nun der Kleine fürs erſte verſorgt, und er machte ſeinem Amt Ehre. Denn man kann ſagen, daß der Herzog ein ganz anderer Mann war, während der Zwerg Naſe ſich in ſeinem Hauſe aufhielt. Sonſt hatte es ihm oft beliebt, die Schüſſeln oder Platten, die man ihm auftrug, den Köchen an den Kopf zu werfen; ja dem Oberküchenmeiſter ſelbſt warf er im Zorn einmal einen gebackenen Kalbsfuß, der nicht weich genug geworden war, ſo heftig an die Stirne, daß er umfiel und drei Tage zu Bette liegen mußte. Der Herzog machte zwar, was er im Zorn gethan, durch einige Hände voll Dukaten wieder gut, aber dennoch war nie ein Koch ohne Zittern und Zagen mit den Speiſen zu ihm gekommen. Seit der Zwerg im Hauſe war, ſchien alles wie durch Zauber umgewandelt. Der Herr aß jetzt

ſtatt dreimal des Tages fünfmal, um ſich an der Kunſt ſeines kleinſten Dieners recht zu laben, und dennoch verzog er nie eine Miene zum Unmuth. Nein, er fand alles neu, trefflich, war leutſelig und angenehm und wurde von Tag zu Tag fetter.

Oft ließ er mitten unter der Tafel den Küchenmeiſter und den Zwerg Naſe rufen, ſetzte den einen rechts, den andern links zu ſich und ſchob ihnen mit ſeinen eigenen Fingern einige Biſſen der köſtlichſten Speiſen in den Mund eine Gnade, welche ſie beide wohl zu ſchätzen wußten.

Der Zwerg war das Wunder der Stadt. Man erbat ſich flehentlich Erlaubniß vom Oberküchenmeiſter, den Zwerg kochen zu ſehen, und einige der vornehmſten Männer hatten es ſo weit gebracht beim Herzog, daß ihre Diener in der Küche beim Zwerg Unterrichtsſtunden genießen durften, was nicht wenig Geld eintrug; denn jeder zahlte täglich einen halben Dukaten. Und um die übrigen Köche bei guter Laune zu erhalten und ſie nicht neidiſch auf ihn zu machen, überließ ihnen Naſe dieſes Geld, das die Herren für den Unterricht ihrer Köche zahlen mußten.

So lebte Naſe beinahe zwei Jahre in äußerlichem Wohlleben und Ehre, und nur der Gedanke an ſeine Eltern betrübte ihn. So lebte er, ohne etwas Merkwürdiges zu erfahren, bis ſich folgender Vorfall ereignete. Der Zwerg Naſe war beſonders geſchickt und glücklich in ſeinen Einkäufen. Daher ging er, ſo oft es ihm die Zeit erlaubte, immer ſelbſt auf den Markt, um Geflügel und Früchte einzuhandeln. Eines Morgens ging er auch auf den Gänſemarkt und forſchte nach ſchweren fetten Gänſen, wie ſie der Herr liebte. Er war muſternd ſchon einigemal auf- und abgegangen. Seine Geſtalt, weit entfernt, hier Lachen und

Spott zu erregen, gebot Ehrfurcht. Denn man erkannte ihn als den berühmten Mundkoch des Herzogs, und jede Gänsefrau fühlte sich glücklich, wenn er ihr die Nase zuwandte.

Da sah er ganz am Ende einer Reihe in einer Ecke eine Frau sitzen, die auch Gänse feil hatte, aber nicht wie die übrigen ihre Waare anpries und nach Käufern schrie. Zu dieser trat er und maß und wog ihre Gänse. Sie waren, wie er sie wünschte, und er kaufte drei sammt dem Käficht, lud sie auf seine breiten Schultern und trat den Rückweg an. Da kam es ihm sonderbar vor, daß nur zwei von diesen Gänsen schnatterten und schrien, wie rechte Gänse zu thun pflegen, die dritte aber ganz still und in sich gekehrt da saß und Seufzer ausstieß und ächzte wie ein Mensch. „Die ist halb krank," sprach er vor sich hin, „ich muß eilen, daß ich sie umbringe und zurichte." Aber die Gans antwortete ganz deutlich und laut:

„Stichst du mich,
so beiß ich dich.
Drückst du mir die Kehle ab,
bring ich dich ins frühe Grab."

Ganz erschrocken setzte der Zwerg Nase seinen Käficht nieder, und die Gans sah ihn mit schönen, klugen Augen an und seufzte. „Ei der Tausend!" rief Nase. „Sie kann sprechen, Jungfer Gans? Das hätte ich nicht gedacht. Na, sey Sie nur nicht ängstlich! Man weiß zu leben und wird einem so seltenen Vogel nicht zu Leibe gehen. Aber ich wollte wetten, sie ist nicht von jeher in diesen Federn gewesen. War ich ja selbst einmal ein schnödes Eichhörnchen."

„Du hast Recht," erwiderte die Gans, „wenn Du sagst, ich sey nicht in dieser schmachvollen Hülle geboren

worden. Ach, an meiner Wiege wurde es mir nicht geſungen, daß Mimi, des großen Wetterbocks Tochter, in der Küche eines Herzogs getödtet werden ſoll!“

„Sey Sie doch ruhig, liebe Jungfer Mimi,“ tröſtete der Zwerg. „So wahr ich ein ehrlicher Kerl und Unterküchenmeiſter ſeiner Durchlaucht bin, es ſoll ihr keiner an die Kehle. Ich will ihr in meinen eigenen Gemächern einen Stall anweiſen, Futter ſoll ſie genug haben, und meine freie Zeit werde ich ihrer Unterhaltung widmen, den übrigen Küchenmenſchen werde ich ſagen, daß ich eine Gans mit allerlei beſondern Kräutern für den Herzog mäſte, und ſobald ſich Gelegenheit findet, ſetze ich ſie in Freiheit.“

Die Gans dankte ihm mit Thränen, der Zwerg aber that, wie er verſprochen, ſchlachtete die zwei andern Gänſe, für Mimi aber baute er einen eigenen Stall unter dem Vorwande, ſie für den Herzog ganz beſonders zuzurichten. Er gab ihr auch kein gewöhnliches Gänſefutter, ſondern verſah ſie mit Backwerk und ſüßen Speiſen. So oft er freie Zeit hatte, ging er hin, ſich mit ihr zu unterhalten und ſie zu tröſten. Sie erzählten ſich auch gegenſeitig ihre Geſchichten, und Naſe erfuhr auf dieſem Wege, daß die Gans eine Tochter des Zauberers Wetterbock ſey, der auf der Inſel Gothland lebe. Er ſey in Streit gerathen mit einer alten Fee, die ihn durch Ränke und Liſt überwunden und ſie zur Rache in eine Gans verwandelt und weit hinweg bis hieher gebracht habe. Als der Zwerg Naſe ihr ſeine Geſchichte ebenfalls erzählt hatte, ſprach ſie: „Ich bin nicht unerfahren in dieſen Sachen. Mein Vater hat mir und meinen Schweſtern einige Anleitung gegeben, ſo viel er nämlich davon mittheilen durfte. Die Geſchichte mit dem Streit am Kräuterkorb, Deine plötzliche Verwandlung, als

Du an jenem Kräutlein rochſt, auch wenige Worte der Alten, die Du mir ſagteſt, beweiſen mir, daß Du auf Kräuter bezaubert biſt, das heißt: wenn Du das Kraut auffindeſt, das ſich die Fee bei Deiner Verzauberung gedacht hat, ſo kannſt Du erlöſt werden.“ Es war dies ein geringer Troſt für den Kleinen; denn wo ſollte er das Kraut auffinden? Doch dankte er ihr und ſchöpfte einige Hoffnung.

Um dieſe Zeit bekam der Herzog einen Beſuch von einem benachbarten Fürſten, ſeinem Freunde. Er ließ daher ſeinen Zwerg Naſe vor ſich kommen und ſprach zu ihm: „Jetzt iſt die Zeit gekommen, wo Du zeigen mußt, ob Du mir treu dienſt und Meiſter Deiner Kunſt biſt. Dieſer Fürſt, der bei mir zu Beſuch iſt, ſpeist bekanntlich, außer mir, am beſten und iſt ein großer Kenner einer feinen Küche und ein weiſer Mann. Sorge nun dafür, daß meine Tafel täglich alſo beſorgt werde, daß er immer mehr in Erſtaunen geräth. Dabei darfſt Du, bei meiner Ungnade, ſo lange er da iſt, keine Speiſe zweimal bringen. Dafür kannſt Du Dir von meinem Schatzmeiſter alles reichen laſſen, was Du nur brauchſt. Und wenn Du Gold und Diamanten in Schmalz backen mußt, ſo thu' es. Ich will lieber ein armer Mann werden, als erröthen vor ihm.“

So ſprach der Herzog. Der Zwerg aber ſagte, indem er ſich anſtändig verbeugte: „Es ſey, wie Du ſagſt, o Herr! ſo es Gott gefällt, werde ich alles ſo machen, daß es dieſem Fürſten der Gutſchmecker wohlgefällt.“

Der kleine Koch ſuchte nun ſeine ganze Kunſt hervor. Er ſchonte die Schätze ſeines Herrn nicht, noch weniger aber ſich ſelbſt. Denn man ſah ihn den ganzen Tag in eine Wolke von Rauch und Feuer eingehüllt, und ſeine Stimme hallte beſtändig durch das Gewölbe der Küche. Denn er

befahl als Herrscher den Küchenjungen und niederen Köchen. Herr! Ich könnte es machen, wie die Kameeltreiber von Aleppo, wenn sie in ihren Geschichten, die sie den Reisenden erzählen, die Menschen herrlich speisen lassen. Sie führen eine ganze Stunde lang all die Gerichte an, die aufgetragen worden sind, und erwecken dadurch große Sehnsucht und noch größeren Hunger in ihren Zuhörern, so daß diese unwillkürlich die Vorräthe öffnen und eine Mahlzeit halten und den Kameeltreibern reichlich mittheilen; doch ich nicht also.

Der fremde Fürst war schon vierzehn Tage beim Herzog und lebte herrlich und in Freuden. Sie speisten des Tages nicht weniger als fünfmal, und der Herzog war zufrieden mit der Kunst des Zwerges. Denn er sah Zufriedenheit auf der Stirne seines Gastes. Am fünfzehnten Tage aber begab es sich, daß der Herzog den Zwerg zur Tafel rufen ließ, ihn seinem Gast, dem Fürsten, vorstellte und diesen fragte, wie er mit dem Zwerg zufrieden sey?

„Du bist ein wunderbarer Koch," antwortete der fremde Fürst, „und weißt, was anständig essen heißt. Du hast in der ganzen Zeit, daß ich hier bin, nicht eine einzige Speise wiederholt und alles trefflich bereitet. Aber sage mir doch, warum bringst Du so lange nicht die Königin der Speisen die Pastete Souzeraine?"

Der Zwerg war sehr erschrocken. Denn er hatte von dieser Pastetenkönigin nie gehört, doch faßte er sich und antwortete: „O Herr! noch lange, hoffte ich, sollte Dein Angesicht leuchten an diesem Hoflager, darum wartete ich mit dieser Speise. Denn womit sollte Dich denn der Koch begrüßen am Tage des Scheidens, als mit der Königin der Pasteten!"

„So?“ entgegnete der Herzog lachend. „Und bei mir wollteſt Du wohl warten bis an meinen Tod, um mich dann noch zu begrüßen? Denn auch mir haſt Du die Paſtete noch nie vorgeſetzt. Doch, denke auf einen andern Scheidegruß, denn morgen mußt Du die Paſtete auf die Tafel ſetzen.“

„Es ſey, wie Du ſagſt, Herr!“ antwortete der Zwerg und ging. Aber er ging nicht vergnügt. Denn der Tag ſeiner Schande und ſeines Unglücks war gekommen. Er wußte nicht, wie er die Paſtete machen ſollte. Er ging daher in ſeine Kammer und weinte über ſein Schickſal. Da trat die Gans Mimi, die in ſeinem Gemach umher gehen durfte, zu ihm und fragte ihn nach der Urſache ſeines Jammers. „Stille Deine Thränen,“ antwortete ſie, als ſie von der Paſtete Souzeraine gehört, „dieſes Gericht kam oft auf meines Vaters Tiſch, und ich weiß ungefähr, was man dazu braucht, Du nimmſt dies und jenes, ſo und ſo viel, und wenn es auch nicht durchaus alles iſt, was eigentlich dazu nöthig, die Herren werden keinen ſo feinen Geſchmack haben.“ So ſprach Mimi. Der Zwerg aber ſprang auf vor Freuden, ſegnete den Tag, an welchem er die Gans gekauft hatte, und ſchickte ſich an, die Königin der Paſteten zuzurichten. Er machte zuerſt einen kleinen Verſuch, und ſiehe, es ſchmeckte trefflich, und der Oberküchenmeiſter, dem er davon zu koſten gab, pries aufs neue ſeine ausgebreitete Kunſt.

Den andern Tag ſetzte er die Paſtete in größerer Form auf und ſchickte ſie, warm, wie ſie aus dem Ofen kam, nachdem er ſie mit Blumenkränzen geſchmückt hatte, auf die Tafel. Er ſelbſt aber zog ſein beſtes Feſtkleid an und ging in den Speiſeſaal. Als er eintrat, war der Obervorſchneider gerade damit beſchäftigt, die Paſtete zu zerſchneiden

und auf einem ſilbernen Schäufelein dem Herzog und ſeinem Gaſte hinzureichen. Der Herzog that einen tüchtigen Biß hinein, ſchlug die Augen auf zur Decke und ſprach, nachdem er geſchluckt hatte: „Ah! ah! ah! mit Recht nennt man dies die Königin der Paſteten; aber mein Zwerg iſt auch der König aller Köche, nicht alſo, lieber Freund?“

Der Gaſt nahm einige kleine Biſſen zu ſich, koſtete und prüfte aufmerkſam und lächelte dabei höhniſch und geheimnißvoll. „Das Ding iſt recht artig gemacht,“ antwortete er, indem er den Teller hinwegrückte, „aber die Souzeraine iſt es denn doch nicht ganz; das habe ich mir wohl gedacht.“

Da runzelte der Herzog vor Unmuth die Stirne und erröthete vor Beſchämung: „Hund von einem Zwerg!“ rief er. „Wie wagſt Du es, Deinem Herrn dies anzuthun? Soll ich Dir Deinen großen Kopf abhacken laſſen zur Strafe für Deine ſchlechte Kocherei?“

„Ach Herr! Um des Himmels willen, ich habe das Gericht doch zubereitet nach den Regeln der Kunſt, es kann gewiß nichts fehlen!“ ſo ſprach der Zwerg und zitterte.

„Es iſt eine Lüge, Du Bube!“ erwiderte der Herzog und ſtieß ihn mit dem Fuße von ſich. „Mein Gaſt würde ſonſt nicht ſagen, es fehlt etwas. Dich ſelbſt will ich zerhacken und backen laſſen in eine Paſtete!“

„Habt Mitleiden!“ rief der Kleine und rutſchte auf den Knien zu dem Gaſt, deſſen Füße er umfaßte. „Saget, was fehlt an dieſer Speiſe, daß ſie Eurem Gaumen nicht zuſagt? Laſſet mich nicht ſterben wegen einer Handvoll Fleiſch und Mehl.“

„Das wird Dir wenig helfen, mein lieber Naſe,“ antwortete der Fremde mit Lachen; „das habe ich mir ſchon geſtern gedacht, daß Du dieſe Speiſe nicht machen kannſt

wie mein Koch. Wisse, es fehlt ein Kräutlein, das man hier zu Lande gar nicht kennt, das Kraut Nießmitlust, ohne dieses bleibt die Pastete ohne Würze, und Dein Herr wird sie nie essen wie ich."

Da gerieth der Herrscher in Frankistan in Wuth. „Und doch werde ich sie essen," rief er mit funkelnden Augen; „denn ich schwöre auf meine fürstliche Ehre, entweder zeige ich Euch morgen die Pastete, wie Ihr sie verlanget — oder den Kopf dieses Burschen aufgespießt auf dem Thor meines Palastes. Gehe Du Hund, noch einmal gebe ich Dir vierundzwanzig Stunden Zeit."

So rief der Herzog; der Zwerg aber ging wieder in sein Kämmerlein und klagte der Gans sein Schicksal, und daß er sterben müsse; denn von dem Kraut habe er nie gehört. „Ist es nur dies," sprach sie, „da kann ich Dir schon helfen; denn mein Vater lehrte mich alle Kräuter kennen. Wohl wärest Du vielleicht zu einer andern Zeit des Todes gewesen, aber glücklicherweise ist es gerade Neumond, und um diese Zeit blüht das Kräutlein. Doch sage an, sind alte Kastanienbäume in der Nähe des Palastes?"

„O ja!" erwiderte Nase mit leichterem Herzen; „am See, zweihundert Schritte vom Haus, steht eine ganze Gruppe; doch warum diese?"

„Nur am Fuße alter Kastanien blüht das Kräutlein," sagte Mimi. „Darum laß uns keine Zeit versäumen und suchen, was Du brauchst; nimm mich auf Deinen Arm und setze mich im Freien nieder; ich will Dir suchen."

Er that, wie sie gesagt, und ging mit ihr zur Pforte des Palastes. Dort aber streckte der Thürhüter sein Gewehr vor und sprach: „Mein guter Nase, mit Dir ists

vorbei, aus dem Hauſe darfſt Du nicht, ich habe den ſtrengſten Befehl darüber."

„Aber in den Garten kann ich doch wohl gehen?" erwiderte der Zwerg. „Sey ſo gut und ſchicke einen Deiner Geſellen zum Aufſeher des Palaſtes und frage, ob ich nicht in den Garten gehen und Kräuter ſuchen dürfe?" Der Thürhüter that alſo, und es wurde erlaubt; denn der Garten hatte hohe Mauern, und es war an kein Entkommen daraus zu denken. Als aber Naſe mit der Gans Mimi ins Freie gekommen war, ſetzte er ſie behutſam nieder, und ſie ging ſchnell vor ihm her dem See zu, wo die Kaſtanien ſtanden. Er folgte ihr nur mit beklommenem Herzen; denn es war ja ſeine letzte, einzige Hoffnung; fand ſie das Kräutlein nicht, ſo ſtand ſein Entſchluß feſt, er ſtürzte ſich dann lieber in den See, als daß er ſich köpfen ließ. Die Gans ſuchte aber vergebens, ſie wandelte unter allen Kaſtanien, ſie wandte mit dem Schnabel jedes Gräschen um, es wollte ſich nichts zeigen, und ſie fing aus Mitleid und Angſt an zu weinen; denn ſchon wurde der Abend dunkler, und die Gegenſtände umher ſchwerer zu erkennen.

Da fielen die Blicke des Zwergs über den See hin und plötzlich rief er: „Siehe, ſiehe, dort über dem See ſteht noch ein großer, alter Baum; laß uns dort hingehen und ſuchen, vielleicht blüht dort mein Glück." Die Gans hüpfte und flog voran, und er lief nach, ſo ſchnell ſeine kleinen Beine konnten; der Kaſtanienbaum warf einen großen Schatten, und es war dunkel umher, faſt war nichts mehr zu erkennen; aber da blieb plötzlich die Gans ſtill ſtehen, ſchlug vor Freuden mit den Flügeln, fuhr dann ſchnell mit dem Kopf ins hohe Gras und pflückte Etwas ab, das ſie dem erſtaunten Naſe zierlich mit dem Schnabel überreichte, und

ſprach: „Das iſt das Kräutlein, und hier wächst eine Menge davon, ſo daß es Dir nie daran fehlen kann.“

Der Zwerg betrachtete das Kraut ſinnend; ein ſüßer Duft ſtrömte ihm daraus entgegen, der ihn unwillkürlich an die Scene ſeiner Verwandlung erinnerte; die Stengel, die Blätter waren bläulichgrün, ſie trugen eine brennend rothe Blume mit gelbem Rande.

„Gelobt ſey Gott!“ rief er endlich aus; „welches Wunder! Wiſſe, ich glaube, es iſt dies daſſelbe Kraut, das mich aus einem Eichhörnchen in dieſe ſchändliche Geſtalt umwandelte; ſoll ich den Verſuch machen?“

„Noch nicht,“ bat die Gans. „Nimm von dieſem Kraut eine Handvoll mit Dir, laß uns auf Dein Zimmer gehen, und Dein Geld, und was Du ſonſt haſt, zuſammenraffen, und dann wollen wir die Kraft des Krautes verſuchen.“

Sie thaten alſo und gingen auf ſeine Kammer zurück, und das Herz des Zwerges pochte hörbar vor Erwartung. Nachdem er fünfzig oder ſechzig Dukaten, die er erſpart, einige Kleider und Schuhe zuſammen in einen Bündel geknüpft hatte, ſprach er: „So es Gott gefällig iſt, werde ich dieſer Bürde los werden,“ ſtreckte ſeine Naſe tief in die Kräuter und zog ihren Duft ein.

Da zog und knackte es in allen ſeinen Gliedern, er fühlte, wie ſich ſein Kopf aus den Schultern hob, er ſchielte herab auf ſeine Naſe und ſah ſie kleiner und kleiner werden, ſein Rücken und ſeine Bruſt fingen an, ſich zu ebnen, und ſeine Beine wurden länger.

Die Gans ſah mit Erſtaunen dieſem allem zu. „Ha! was Du groß, was Du ſchön biſt!“ rief ſie. „Gott ſey gedankt, es iſt nichts mehr an Dir von allem, was Du vorher warſt!“ Da freute ſich Jakob ſehr, und er faltete die

Hände und betete. Aber seine Freude ließ ihn nicht vergessen, welchen Dank er der Gans Mimi schuldig sey; zwar drängte ihn sein Herz zu seinen Eltern zu gehen, doch besiegte er aus Dankbarkeit diesen Wunsch und sprach: „Wem anders, als Dir, habe ich es zu danken, daß ich mir selbst wieder geschenkt bin? Ohne Dich hätte ich dieses Kraut nimmer gefunden, hätte also ewig in jener Gestalt bleiben oder vielleicht gar unter dem Beile des Henkers sterben müssen. Wohlan, ich will es Dir vergelten. Ich will Dich zu Deinem Vater bringen; er, der so erfahren ist in jedem Zauber, wird dich leicht entzaubern können.“ Die Gans vergoß Freudenthränen und nahm sein Anerbieten an. Jakob kam glücklich und unerkannt mit der Gans aus dem Palast und machte sich auf den Weg nach dem Meeresstrand, Mimi's Heimath zu.

Was soll ich noch weiter erzählen, daß sie ihre Reise glücklich vollendeten, daß Wetterbock seine Tochter entzauberte und den Jakob mit Geschenken beladen entließ; daß er in seine Vaterstadt zurückkam, und daß seine Eltern in dem schönen jungen Mann mit Vergnügen ihren verlorenen Sohn erkannten, daß er von den Geschenken, die er von Wetterbock mitbrachte, sich einen Laden kaufte und reich und glücklich wurde.

Nur so viel will ich noch sagen, daß nach seiner Entfernung aus dem Palast des Herzogs große Unruhe entstand; denn als am andern Tag der Herzog seinen Schwur erfüllen und dem Zwerg, wenn er die Kräuter nicht gefunden hätte, den Kopf abschlagen lassen wollte, war er nirgends zu finden; der Fürst aber behauptete, der Herzog habe ihn heimlich entkommen lassen, um sich nicht seines besten Kochs zu berauben, und klagte ihn an, daß er wortbrüchig sey.

Dadurch entstand denn ein großer Krieg zwischen beiden Fürsten der in der Geschichte unter dem Namen „Kräuterkrieg“ wohl bekannt ist; es wurde manche Schlacht geschlagen, aber am Ende doch Friede gemacht, und diesen Frieden nennt man bei uns den „Pastetenfrieden,“ weil beim Versöhnungsfest durch den Koch des Fürsten die Souzeraine, die Königin der Pasteten, zubereitet wurde, welche sich der Herr Herzog trefflich schmecken ließ.“

So führen oft die kleinsten Ursachen zu großen Folgen; und dies, o Herr ist die Geschichte des Zwerges Nase.

So erzählte der Sklave aus Frankistan; nachdem er geendet hatte, ließ der Scheik Ali Banu ihm und den andern Sklaven Früchte reichen, sich zu erfrischen, und unterhielt sich, während sie aßen, mit seinen Freunden. Die jungen Männer aber, die der Alte eingeführt hatte, waren voll Lobes über den Scheik, sein Haus und alle seine Einrichtungen. „Wahrlich,“ sprach der junge Schreiber, „es gibt keinen angenehmeren Zeitvertreib, als Geschichten anzuhören. Ich könnte Tage lang so hinsitzen, die Beine untergeschlagen, einen Arm aufs Kissen gestützt, die Stirne in die Hand gelegt, und, wenn es ginge, des Scheiks große Wasserpfeife in der Hand und Geschichten anhören, — so ungefähr stelle ich mir das Leben vor in den Gärten Mahomeds.“

„So lange Ihr jung seyd und arbeiten könnt,“ sprach der Alte, „kann ein solcher träger Wunsch nicht Euer Ernst seyn. Aber das gebe ich Euch zu, daß ein eigener Reiz darin liegt, etwas erzählen zu hören. So alt ich bin, und ich gehe nun ins siebenundsiebenzigste Jahr, so viel ich in

meinem Leben ſchon gehört habe, ſo verſchmähe ich es doch nicht, wenn an der Ecke ein Geſchichtserzähler ſitzt und um ihn in großem Kreis die Zuhörer, mich ebenfalls hinzuſetzen und zuzuhören. Man träumt ſich ja in die Begebenheiten hinein, die erzählt werden, man lebt mit dieſen Menſchen, mit dieſen wundervollen Geiſtern, mit Feen und dergleichen Leuten, die uns nicht alle Tage begegnen, und hat nachher, wenn man einſam iſt, Stoff, ſich alles zu wiederholen, wie der Wanderer, der ſich gut verſehen hat, wenn er durch die Wüſte reist."

„Ich habe nie ſo darüber nachgedacht," erwiderte ein anderer der jungen Leute, „worin der Reiz ſolcher Geſchichten eigentlich liegt. Aber mir geht es wie Euch. Schon als Kind konnte man mich, wenn ich ungeduldig war, durch eine Geſchichte zum Schweigen bringen. Es war mir anfangs gleichgültig, von was es handelte, wenn es nur erzählt war, wenn nur etwas geſchah; wie oft habe ich ohne zu ermüden, jene Fabeln angehört, die weiſe Männer erfunden, und in welche ſie einen Kern ihrer Weisheit gelegt haben, vom Fuchs und vom thörichten Raben, vom Fuchs und vom Wolf, viele Dutzend Geſchichten vom Löwen und den übrigen Thieren. Als ich älter wurde und mehr unter die Menſchen kam, genügten mir jene kurzen Geſchichten nicht mehr; ſie mußten ſchon länger ſeyn, mußten von Menſchen und ihren wunderbaren Schickſalen handeln."

„Ja, ich entſinne mich noch wohl dieſer Zeit," unterbrach ihn einer ſeiner Freunde. „Du warſt es, der uns dieſen Drang nach Erzählungen aller Art beibrachte. Einer Eurer Sklaven wußte ſo viel zu erzählen, als ein Kameeltreiber von Mecca nach Medina ſpricht; wenn er fertig war mit ſeiner Arbeit, mußte er ſich zu uns ſetzen auf den

Grasboden vor dem Hauſe, und da baten wir ſo lange, bis er zu erzählen anfing, und das ging fort und fort, bis die Nacht herauf kam."

„Und erſchloß ſich uns," entgegnete der Schreiber, „erſchloß ſich uns da nicht ein neues, niegekanntes Reich, das Land der Genien und Feen, bebaut mit allen Wundern der Pflanzenwelt, mit reichen Paläſten von Smaragden und Rubinen, mit rieſenhaften Sklaven bevölkert, die erſchienen, wenn man einen Ring hin und wieder dreht, oder die Wunderlampe reibt, oder das Wort Salomo's ausſpricht, und in goldenen Schalen herrliche Speiſen bringen. Wir fühlten uns unwillkürlich in jenes Land verſetzt, wir machten mit Sindbad ſeine wunderbaren Fahrten, wir gingen mit Harun Al Raſchid, dem weiſen Beherrſcher der Gläubigen, Abends ſpazieren, wir kannten Giaffar, ſeinen Weſſir, ſo gut als uns ſelbſt, kurz, wir lebten in jenen Geſchichten, wie man Nachts in Träumen lebt, und es gab keine ſchönere Tageszeit für uns, als den Abend, wo wir uns einfanden auf dem Raſenplatz, und der alte Sklave uns erzählte. Aber ſage uns, Alter, worin liegt es denn eigentlich, daß wir damals ſo gerne erzählen hörten, daß es noch jetzt für uns keine angenehmere Unterhaltung gibt?"

Die Bewegung, die im Zimmer entſtand, und die Aufforderung zur Aufmerkſamkeit, die der Sklavenaufſeher gab, verhinderte den Alten zu antworten. Die jungen Leute wußten nicht, ob ſie ſich freuen ſollten, daß ſie eine neue Geſchichte anhören durften, oder ungehalten ſeyn darüber, daß ihr anziehendes Geſpräch mit dem Alten unterbrochen worden war; aber ein zweiter Sklave erhob ſich bereits und begann:

Abner der Jude, der nichts gesehen hat.

Herr, ich bin aus Mogador, am Strande des großen Meers, und als der großmächtigste Kaiser Muley Ismael über Fetz und Marokko herrschte, hat sich die Geschichte zugetragen, die Du vielleicht nicht ungerne hören wirst. Es ist die Geschichte von Abner, dem Juden, der nichts gesehen hat.

Juden, wie Du weißt, gibt es überall, und sie sind überall Juden: pfiffig, mit Falkenaugen für den kleinsten Vortheil begabt, verschlagen, desto verschlagener, je mehr sie mißhandelt werden, ihrer Verschlagenheit sich bewußt, und sich etwas darauf einbildend. Daß aber doch zuweilen ein Jude durch seine Pfiffe zu Schaden kommt, bewies Abner, als er eines Abends zum Thore von Marokko hinaus spazieren ging.

Er schreitet einher, mit der spitzigen Mütze auf dem Kopf, in den bescheidenen, nicht übermäßig reinlichen Mantel gehüllt, nimmt von Zeit zu Zeit eine verstohlene Prise aus der goldenen Dose, die er nicht gerne sehen läßt, streichelt sich den Knebelbart, und, trotz der umherrollenden Augen, welche ewige Furcht und Besorgniß und die Begierde, etwas zu erspähen, womit etwas zu machen wäre, keinen Augenblick ruhen läßt, leuchtet Zufriedenheit aus seiner beweglichen Miene; er muß diesen Tag gute Geschäfte gemacht haben; und so ist es auch. Er ist Arzt, ist Kaufmann, ist alles, was Geld einträgt; er hat heute einen Sklaven mit einem heimlichen Fehler verkauft, wohlfeil eine Kameelladung Gummi gekauft und einem reichen, kranken Mann den letzten Trank, nicht vor einer Genesung, sondern vor seinem Hintritt bereitet.

Eben war er auf ſeinem Spaziergang aus einem kleinen Gehölz von Palmen und Datteln getreten, da hörte er lautes Geſchrei herbeilaufender Menſchen hinter ſich; es war ein Haufe kaiſerlicher Stallknechte, den Oberſtallmeiſter an der Spitze, die nach allen Seiten unruhige Blicke umherwarfen, wie Menſchen, die etwas Verlorenes eifrig ſuchen.

„Philiſter,“ rief ihm keuchend der Oberſtallmeiſter zu, „haſt Du nicht ein kaiſerlich Pferd mit Sattel und Zeug vorüberrennen ſehen?“

Abner antwortete: „Der beſte Galoppläufer, den es gibt; zierlich klein iſt ſein Huf, ſeine Hufeiſen ſind von vierzehnlöthigem Silber, ſein Haar leuchtet golden, gleich dem großen Sabbatleuchter in der Schule, fünfzehn Fäuſte iſt er hoch, ſein Schweif iſt drei und einen halben Fuß lang, und die Stangen ſeines Gebiſſes ſind von dreiundzwanzigkarätigem Golde.“

„Er iſt's!“ rief der Oberſtallmeiſter. „Er iſt's!“ rief der Chor der Stallknechte! „Es iſt der Emir,“ rief ein alter Bereiter, „ich habe es dem Prinzen Abdallah zehnmal geſagt, er ſolle den Emir in der Trenſe reiten, ich kenne den Emir, ich habe es vorausgeſagt, daß er ihn abwerfen würde, und ſollte ich ſeine Rückenſchmerzen mit dem Kopfe bezahlen müſſen, ich habe es vorausgeſagt. — Aber ſchnell, wohinzu iſt er gelaufen?“

„Habe ich doch gar kein Pferd geſehen,“ erwiderte Abner lächelnd, „wie kann ich ſagen, wohin es gelaufen iſt, des Kaiſers Pferd?“

Erſtaunt über dieſen Widerſpruch, wollten die Herren vom Stalle eben weiter in Abner dringen, da kam ein anderes Ereigniß dazwiſchen.

Durch einen ſonderbaren Zufall, wie es deren ſo viele gibt, war gerade zu dieſer Zeit auch der Leibſchooshund der Kaiſerin entlaufen. Ein Haufe ſchwarzer Sklaven kam herbeigerannt, und ſie ſchrien ſchon von weitem: „Habt Ihr den Schooßhund der Kaiſerin nicht geſehen?“

„Es iſt kein Hund, den Ihr ſuchet, meine Herren,“ ſagte Abner, „es iſt eine Hündin.“

„Allerdings,“ rief der erſte Eunuch hocherfreut, „Aline, wo biſt du?“

„Ein kleiner Wachtelhund,“ fuhr Abner fort, „der vor kurzem Junge geworfen, langes Behänge, Federſchwanz, hinkt auf dem rechten vordern Bein.“

„Sie iſt's, wie ſie leibt und lebt!“ rief der Chor der Schwarzen. „Es iſt Aline; die Kaiſerin iſt in Krämpfe verfallen, ſobald ſie vermißt wurde; Aline, wo biſt du? Was ſoll aus uns werden, wenn wir ohne dich ins Harem zurückkehren? Sprich geſchwind, wohin haſt Du ſie laufen ſehen?“

„Ich habe gar keinen Hund geſehen, weiß ich doch nicht einmal, daß meine Kaiſerin, welche Gott erhalte, einen Wachtelhund beſitzt.“

Da ergrimmten die Leute vom Stalle und vom Harem über Abners Unverſchämtheit, wie ſie es nannten, über kaiſerliches Eigenthum ſeinen Scherz zu treiben, und zweifelten keinen Augenblick, ſo unwahrſcheinlich dies auch war, daß er Hund und Pferd geſtohlen habe. Während die andern ihre Nachforſchungen fortſetzten, packten der Stallmeiſter und der erſte Eunuch den Juden und führten den halb pfiffig, halb ängſtlich Lächelnden vor das Angeſicht des Kaiſers.

Aufgebracht berief Muley Ismael, als er den Hergang

vernommen, den gewöhnlichen Rath des Palaſtes und führte, in Betracht der Wichtigkeit des Gegenſtandes, ſelbſt den Vorſitz. Zur Eröffnung der Sache wurde dem Angeſchuldigten ein halbes Hundert Streiche auf die Fußſohlen zuerkannt. Abner mochte ſchreien oder winſeln, ſeine Unſchuld betheuern oder verſprechen, alles zu erzählen, wie es ſich zugetragen, Sprüche aus der Schrift oder dem Talmud anführen; mochte rufen: „Die Ungnade des Königs iſt wie das Brüllen eines jungen Löwen, aber ſeine Gnade iſt Thau auf dem Graſe;“ oder: „Laß nicht zuſchlagen Deine Hand, wenn Dir Augen und Ohren verſchloſſen ſind“ — Muley Ismael winkte und ſchwur bei des Propheten Bart und ſeinem eigenen, der Philiſter ſolle die Schmerzen des Prinzen Abdallah und die Krämpfe der Kaiſerin mit dem Kopfe bezahlen, wenn die Flüchtigen nicht wieder beigebracht würden.

Noch erſchallte der Palaſt des Kaiſers von Marokko von dem Schmerzgeſchrei des Patienten, als die Nachricht einlief, Hund und Pferd ſeyen wieder gefunden. Alinen überraſchte man in der Geſellſchaft einiger Möpſe, ſehr anſtändiger Leute, die ſich aber für ſie, als Hofdame, durchaus nicht ſchickte, und Emir hatte, nachdem er ſich müde gelaufen, das duftende Gras auf den grünen Wieſen am Bache Tara wohlſchmeckender gefunden, als den kaiſerlichen Hafer; gleich dem ermüdeten fürſtlichen Jäger, der auf der Parforcejagd verirrt, über dem ſchwarzen Brod und der Butter in der Hütte des Landmanns aller Leckereien ſeiner Tafel vergißt.

Muley Ismael verlangte nun von Abner eine Erklärung ſeines Betragens, und dieſer ſah ſich nun, wiewohl etwas ſpät, im Stande, ſich zu verantworten, was er, nachdem

er vor Sr. Hoheit Thron dreimal die Erde mit der Stirne berührte, in folgenden Worten that:

„Großmächtigster Kaiser, König der Könige, Herr des Westen, Stern der Gerechtigkeit, Spiegel der Wahrheit, Abgrund der Weisheit, der Du so glänzend bist wie Gold, so strahlend wie der Diamant, so hart wie das Eisen, höre mich, weil es Deinem Sklaven vergönnt ist, vor Deinem strahlenden Angesichte seine Stimme zu erheben. Ich schwöre bei dem Gott meiner Väter, bei Moses und den Propheten, daß ich Dein heiliges Pferd und meiner gnädigen Kaiserin liebenswürdigen Hund mit meines Leibes Augen nicht gesehen habe. Höre aber, wie sich die Sache begeben."

„Ich spazierte, um mich von des Tages Last und Arbeit zu erholen, nichts denkend, in dem kleinen Gehölze, wo ich die Ehre gehabt habe, Seiner Herrlichkeit, dem Oberstallmeister und Seiner Wachsamkeit, dem schwarzen Aufseher Deines gesegneten Harems zu begegnen; da gewahrte ich im feinen Sande zwischen den Palmen die Spuren eines Thieres; ich, dem die Spuren der Thiere überaus gut bekannt sind, erkenne sie alsbald für die Fußstapfen eines kleinen Hundes; feine, langgezogene Furchen liefen über die kleinen Unebenheiten des Sandbodens zwischen diesen Spuren hin; es ist eine Hündin, sprach ich zu mir selbst, und sie hat hängende Zitzen und hat Junge geworfen vor so und so langer Zeit; andere Spuren neben den Vordertatzen, wo der Sand leicht weggefegt zu seyn schien, sagten mir, daß das Thier mit schönen, weit herabhängenden Ohren begabt sey; und da ich bemerkt, wie in längeren Zwischenräumen der Sand bedeutender aufgewühlt war, dachte ich: einen schönen langbehaarten Schwanz hat die Kleine, und er muß anzusehen seyn, als ein Federbusch,

und es hat ihr beliebt, zuweilen den Sand damit zu peitſchen, auch entging mir nicht, daß eine Pfote ſich beſtändig weniger tief in den Sand eindrückte; leider konnte mir da nicht verborgen bleiben, daß die Hündin meiner gnädigſten Frau, wenn es erlaubt iſt, es auszuſprechen, etwas hinke."

„Was das Roß Deiner Hoheit betrifft, ſo wiſſe, daß ich, als ich in einem Gange des Gebüſches hinwandelte, auf die Spuren eines Pferdes aufmerkſam wurde. Kaum hatte ich den edeln, kleinen Huf, den feinen und doch ſtarken Strahl bemerkt, ſo ſagte ich in meinem Herzen: Da iſt geweſen ein Roß von der Race Tſchenner, die da iſt die vornehmſte von allen. Iſt es ja noch nicht vier Monate, hat mein gnädigſter Kaiſer einem Fürſten in Frankenland eine ganze Kuppel von dieſer Race verkauft, und mein Bruder Ruben iſt dabei geweſen, wie ſie ſind Handels einig geworden, und mein gnädigſter Kaiſer hat dabei gewonnen ſo und ſo viel. Als ich ſah, wie die Spuren ſo weit und ſo gleichmäßig von einander entfernt waren, mußte ich denken: Das galoppirt ſchön, vornehm, und iſt blos mein Kaiſer werth, ſolch ein Thier zu beſitzen, und ich gedachte des Streitroſſes, von dem geſchrieben ſteht bei Hiob: „„Es ſtrampfet auf den Boden und iſt freudig mit Kraft und zeucht aus, den Geharniſchten entgegen; es ſpottet der Furcht und erſchricket nicht und fleucht vor dem Schwert nicht, wenn gleich wiedererklinget der Köcher, und glänzen beide, Spieß und Lanzen."" Und ich bückte mich, da ich etwas glänzen ſah auf dem Boden, wie ich immer thue, und ſiehe, es war ein Marmelſtein, darauf hatte das Hufeiſen des eilenden Roſſes einen Strich gezogen, und ich erkannte, daß es Hufeiſen haben mußte von vierzehnlöthigem Silber; muß ich doch den Strich kennen von jeglichem

Metall, ſey es echt oder unecht. Der Baumgang, in dem ich ſpazierte, war ſieben Fuß weit, und hie und da ſah ich den Staub von den Palmen geſtreift; der Gaul hat mit dem Schweif gefochten, ſprach ich, und er iſt lang drei und einen halben Fuß; unter Bäumen, deren Krone etwa fünf Fuß vom Boden anfing, ſah ich friſch abgeſtreifte Blätter; Seiner Schnelligkeit Rücken mußte ſie abgeſtreift haben; da haben wir ein Pferd von fünfzehn Fäuſten; ſiehe da, unter denſelben Bäumen kleine Büſchel goldglänzender Haare, und ſiehe da, es iſt ein Goldfuchs! Eben trat ich aus dem Gebüſche, da fiel an einer Felswand ein Goldſtrich in mein Auge; dieſen Strich ſollteſt Du kennen, ſprach ich, und was war's? Ein Probierſtein war eingeſprengt in dem Geſtein und ein haarfeiner Goldſtrich darauf, wie ihn das Männchen mit dem Pfeilbündel auf den Füchſen der ſieben vereinigten Provinzen von Holland nicht feiner, nicht reiner ziehen kann. Der Strich mußte von den Gebißſtangen des flüchtigen Roſſes rühren, die es im Vorbeiſpringen gegen dieſes Geſtein gerieben. Kennt man ja doch Deine erhabene Prachtliebe, König der Könige, weiß man ja doch, daß ſich das Geringſte Deiner Roſſe ſchämen würde, auf einen andern, als einen goldenen Zaum zu beißen. Alſo hat es ſich begeben, und wenn —"

„Nun, bei Mecca und Medina!" rief Muley Ismael, „das heiße ich Augen; ſolche Augen könnten Dir nicht ſchaden, Oberjägermeiſter, ſie würden Dir eine Kuppel Schweißhunde erſparen; Du, Polizeiminiſter, könnteſt damit weiter ſehen, als alle Deine Schergen und Aufpaſſer. Nun, Philiſter, wir wollen Dich in Betracht Deines ungemeinen Scharfſinns, der uns wohl gefallen hat, gnädig behandeln; die fünfzig Prügel, die Du richtig erhalten haſt, ſind fünf-

zig Zechinen werth, ſie erſparen Dir fünfzig; denn Du zahlſt jetzt blos noch fünfzig baar; zieh' Deinen Beutel und enthalte Dich für die Zukunft, unſeres kaiſerlichen Eigenthums zu ſpotten; wir bleiben Dir übrigens in Gnaden gewogen."

Der ganze Hof bewunderte Abners Scharfſinn, denn Seine Majeſtät hatte geſchworen, er ſey ein geſchickter Burſche; aber dies bezahlte ihm ſeine Schmerzen nicht, tröſtete ihn nicht für ſeine theuren Zechinen. Wahrend er ſtöhnend und ſeufzend eine nach der andern aus dem Beutel führte, jede noch zum Abſchiede auf der Fingerſpitze wog, höhnte ihn noch Schnuri, der kaiſerliche Spaßmacher, fragte ihn, ob ſeine Zechinen alle auf dem Steine ſich bewährten, auf dem der Goldfuchs des Prinzen Abdallah ſein Gebiß probirt habe. „Deine Weisheit hat heute Ruhm geerntet," ſprach er, „ich wollte aber noch fünfzig Zechinen wetten, es wäre Dir lieber, Du hätteſt geſchwiegen. Aber wie ſpricht der Prophet? „„Ein entſchlüpftes Wort holt kein Wagen ein, und wenn er mit vier flüchtigen Roſſen beſpannt wäre."" Auch kein Windſpiel holt es ein, Herr Abner, auch wenn es nicht hinkt."

Nicht lange nach dieſem für Abner ſchmerzlichen Ereigniß ging er wieder einmal in einem der grünen Thäler zwiſchen den Vorbergen des Atlas ſpazieren. Da wurde er, gerade wie damals, von einem einherſtürmenden Haufen Gewaffneter eingeholt, und der Anführer ſchrie ihn an:

„He! guter Freund, haſt Du nicht Goro, den ſchwarzen Leibſchützen des Kaiſers, vorbeilaufen ſehen? Er iſt entflohen, er muß dieſen Weg genommen haben ins Gebirg."

„Kann nicht dienen, Herr General," antwortete Abner.

„Ach! biſt Du nicht der pfiffige Jude, der den Fuchſen

und den Hund nicht gesehen hat? Mach' nur keine Umstände; hier muß der Sklave vorbeigekommen seyn; riechst Du vielleicht noch den Duft seines Schweißes in der Luft? siehst Du noch die Spuren seines flüchtigen Fußes im hohen Grase? Sprich, der Sklave muß herbei; er ist einzig im Sperlingschießen mit dem Blaserohr, und dies ist Seiner Majestät Lieblingszeitvertreib. Sprich! oder ich lasse Dich sogleich krumm fesseln."

„Kann ich doch nicht sagen, ich habe gesehen, was ich doch nicht hab' gesehen."

„Jude, zum letztenmale; wohin ist der Sklave gelaufen? denk an Deine Fußsohlen, denk an Deine Zechinen!"

„O weh geschrien! Nun, wenn Ihr absolut haben wollt, daß ich soll gesehen haben den Sperlingschützen, so lauft dorthin; ist er dort nicht, so ist er anderswo."

„Du hast ihn also gesehen?" brüllte ihn der Soldat an.

„Ja denn, Herr Offizier, weil Ihr es so haben wollt."

Die Soldaten verfolgten eilig die angewiesene Richtung. Abner aber ging, innerlich über seine List zufrieden, nach Hause. Kaum aber war er vierundzwanzig Stunden älter geworden, so drang ein Haufe von der Wache des Palastes in sein Haus und verunreinigte es, denn es war Sabbat, und schleppte ihn vor das Angesicht des Kaisers von Marokko.

„Hund von einem Juden," schnaubte ihn der Kaiser an, „Du wagst es, kaiserliche Bediente, die einen flüchtigen Sklaven verfolgen, auf falsche Spur ins Gebirge zu schicken, während der Flüchtling der Meeresküste zueilt und beinahe auf einem spanischen Schiffe entkommen wäre? Greift ihn, Soldaten! Hundert auf die Sohlen! hundert Zechinen aus

dem Beutel! Um wie viel die Sohlen ſchwellen unter den Hieben, um ſo viel ſoll der Beutel einſchnurren!“

Du weißt es, o Herr, im Reiche Fetz und Marokko liebt man ſchnelle Gerechtigkeit, und ſo wurde der arme Abner geprügelt und beſteuert, ohne daß man ihn zuvor um ſeine Einwilligung befragt hätte. Er aber verfluchte ſein Geſchick, das ihn dazu verdammte, daß ſeine Sohlen und ſein Beutel es hart empfinden ſollten, ſo oft Seine Majeſtät geruhten, etwas zu verlieren. Als er aber brummend und ſeufzend unter dem Gelächter des rohen Hofvolks aus dem Saale hinkte, ſprach zu ihm Schnuri, der Spaßmacher: „Gib Dich zufrieden, Abner, undankbarer Abner; iſt es nicht Ehre genug für Dich, daß jeder Verluſt, den unſer gnädiger Kaiſer, den Gott erhalte, erleidet, auch Dir empfindlichen Kummer verurſachen muß? Verſprichſt Du mir aber ein gut Trinkgeld, ſo komme ich jedesmal eine Stunde, bevor der Herr des Weſten etwas verliert, an Deine Bude in der Judengaſſe und ſpreche: „„Gehe nicht aus Deiner Hütte, Abner, Du weißt ſchon warum; ſchließe Dich ein in Dein Kämmerlein bis zu Sonnenuntergang, beides unter Schloß und Riegel.““

Dies, o Herr, iſt die Geſchichte von Abner, der nichts geſehen hat.

Als der Sklave geendet hatte, und es wieder ſtille im Saale geworden war, erinnerte der junge Schreiber den Alten, daß ſie den Faden ihrer Unterhaltung abgebrochen hatten, und bat, ihnen zu erklären, worin denn eigentlich der mächtige Reiz des Märchens liege.

„Das will ich Euch jetzt ſagen,“ erwiderte der Alte; „der menſchliche Geiſt iſt noch leichter und beweglicher als

das Waſſer, das doch in alle Formen ſich ſchmiegt und nach und nach auch die dichteſten Gegenſtände durchdringt. Er iſt leicht und frei wie die Luft und wird, wie dieſe, je höher er ſich von der Erde hebt, deſto leichter und reiner. Daher iſt ein Drang in jedem Menſchen, ſich hinauf über das Gewöhnliche zu erheben und ſich in höheren Räumen leichter und freier zu bewegen, ſey es auch nur in Träumen. Ihr ſelbſt, mein junger Freund, ſagtet: „„Wir lebten in jenen Geſchichten, wir dächten und fühlten mit jenen Menſchen,““ und daher kommt der Reiz, den ſie für Euch hatten. Indem Ihr den Erzählungen des Sklaven zuhörtet, die nur Dichtungen waren, die einſt ein anderer erfand, habt Ihr ſelbſt auch mitgedichtet. Ihr bliebet nicht ſtehen bei den Gegenſtänden um Euch, bei Euren gewöhnlichen Gedanken, nein, Ihr erlebtet alles mit, Ihr waret es ſelbſt, dem dies und jenes Wunderbare begegnete, ſo ſehr nahmet Ihr Theil an dem Mann, von dem man Euch erzählte. So erhob ſich Euer Geiſt am Faden einer ſolchen Geſchichte über die Gegenwart, die Euch nicht ſo ſchön, nicht ſo anziehend dünkte; ſo bewegte ſich dieſer Geiſt in fremden, höheren Räumen freier und ungebundener, das Märchen wurde Euch zur Wirklichkeit, oder, wenn Ihr lieber wollet, die Wirklichkeit wurde zum Märchen, weil Euer Dichten und Seyn im Märchen lebte.“

„Ganz verſtehe ich Euch nicht,“ erwiderte der junge Kaufmann; „aber Ihr habt Recht mit dem, was Ihr ſagtet, wir lebten im Märchen, oder das Märchen in uns. Sie iſt mir noch wohl erinnerlich, jene ſchöne Zeit; wenn wir Muße dazu hatten, träumten wir wachend; wir ſtellten uns vor, an wüſte, unwirthbare Inſeln verſchlagen zu ſeyn, wir beriethen uns, was wir beginnen ſollten, um unſer Leben

zu friſten, und oft haben wir im dichten Weidengebüſch uns Hütten gebaut, haben von elenden Früchten ein kärgliches Mahl gehalten, obgleich wir hundert Schritte weit zu Haus das Beſte hätten haben können; ja, es gab Zeiten, wo wir auf die Erſcheinung einer gütigen Fee oder eines wunderbaren Zwerges warteten, die zu uns treten und ſagen würden: „„Die Erde wird ſich alſobald aufthun, wollt dann nur gefälligſt herabſteigen in meinen Palaſt von Bergkryſtall, und Euch belieben laſſen, was meine Diener, die Meerkatzen, Euch auftiſchen?““

Die jungen Leute lachten, gaben aber ihrem Freunde zu, daß er wahr geſprochen habe. „Noch jetzt,“ fuhr ein anderer fort, „noch jetzt beſchleicht mich hie und da dieſer Zauber; ich würde mich zum Beiſpiel nicht wenig ärgern über die dumme Fabel, wenn mein Bruder zur Thüre hereingeſtürzt käme und ſagte: „Weißt Du ſchon das Unglück von unſerem Nachbar, dem dicken Bäcker? Er hat Händel gehabt mit einem Zauberer, und dieſer hat ihn aus Rache in einen Bären verwandelt, und jetzt liegt er in ſeiner Kammer und heult entſetzlich;“ ich würde mich ärgern und ihn einen Lügner ſchelten. Aber wie anders, wenn mir erzählt würde, der dicke Nachbar hab' eine weite Reiſe in ein fernes, unbekanntes Land unternommen, ſey dort einem Zauberer in die Hände gefallen, der ihn in einen Bären verwandelte. Ich würde mich nach und nach in die Geſchichte verſetzt fühlen, würde mit dem dicken Nachbar reiſen, Wunderbares erleben, und es würde mich nicht ſehr überraſchen, wenn er in ein Fell geſteckt würde und auf allen Vieren gehen müßte.“

„Und doch,“ ſprach der Alte, „gibt es eine ſehr ergötzliche Art von Erzählung, wo weder Fee, noch Zauberer

erſcheint, kein Schloß von Kryſtall, keine Genien, die wunderbare Speiſen bringen. Kein Vogel Rock, kein Zauberpferd, eine andere Art als die, welche man gewöhnlich Märchen nennt."

„Wie verſteht Ihr dies? Erklärt uns deutlicher, was Ihr meint. Eine andere Art, als das Märchen?" ſprachen die Jünglinge.

„Ich denke, man muß einen gewiſſen Unterſchied machen zwiſchen Märchen und Erzählungen, die man im gemeinen Leben Geſchichten nennt. Wenn ich Euch ſage, ich will Euch ein Märchen erzählen, ſo werdet Ihr zum Voraus darauf rechnen, daß es eine Begebenheit iſt, die von dem gewöhnlichen Gang des Lebens abſchweift und ſich in einem Gebiet bewegt, das nicht mehr durchaus irdiſcher Natur iſt. Oder, um deutlicher zu ſeyn, Ihr werdet bei dem Märchen auf die Erſcheinung anderer Weſen, als allein ſterblicher Menſchen, rechnen können; es greifen in das Schickſal der Perſon, von welcher das Märchen handelt, fremde Mächte, wie Feen und Zauberer, Genien und Geiſterfürſten ein; die ganze Erzählung nimmt eine außergewöhnliche, wunderbare Geſtalt an und iſt ungefähr anzuſchauen, wie die Gewebe unſerer Teppiche oder viele Gemälde unſerer beſten Meiſter, welche die Franken Arabesken nennen. Es iſt dem echten Muſelmann verboten, den Menſchen, das Geſchöpf Allah's, ſündiger Weiſe wieder zu ſchöpfen in Farben und Gemälden, daher ſieht man auf jenen Geweben wunderbar verſchlungene Bäume und Zweige mit Menſchenköpfen, Menſchen, die in einen Fiſch oder Strauch ausgehen, kurz Figuren, die an das gewöhnliche Leben erinnern und dennoch ungewöhnlich ſind; Ihr verſteht mich doch?"

„Ich glaube Eure Meinung zu errathen," sagte der Schreiber, „doch fahret weiter fort."

„Von dieser Art ist nun das Märchen; fabelhaft, ungewöhnlich, überraschend; weil es dem gewöhnlichen Leben fremd ist, wird es oft in fremde Länder oder in ferne, längst vergangene Zeiten verschoben. Jedes Land, jedes Volk hat solche Märchen, die Türken so gut als die Perser, die Chinesen wie die Mongolen; selbst in Frankenland soll es viele geben, wenigstens erzählte mir einst ein gelehrter Giaur davon; doch sind sie nicht so schön als die unsrigen; denn statt schöner Feien, die in prachtvollen Palästen wohnen, haben sie zauberhafte Weiber, die sie Hexen nennen, heimtükisches, häßliches Volk, das in elenden Hütten wohnt, und statt in einem Muschelwagen von Greifen gezogen, durch die blauen Lüfte zu fahren, reiten sie auf einem Besen durch den Nebel. Sie haben auch Gnomen und Erdgeister, das sind kleine, verwachsene Kerlchen, die allerlei Spuk machen. Das sind nun die Märchen; ganz anders ist es aber mit den Erzählungen, die man gemeinhin Geschichten nennt. Diese bleiben ganz ordentlich auf der Erde, tragen sich im gewöhnlichen Leben zu, und wunderbar ist an ihnen meistens nur die Verkettung der Schicksale eines Menschen, der nicht durch Zauber, Verwünschung oder Feenspuk, wie im Märchen, sondern durch sich selbst oder die sonderbare Fügung der Umstände, reich oder arm, glücklich oder unglücklich wird."

„Richtig!" erwiderte einer der jungen Leute. „Solche reine Geschichten finden sich auch in den herrlichen Erzählungen der Scheherazade, die man Tausend und eine Nacht nennt. Die meisten Begebenheiten des Königs Harun Al Raschid und seines Veziers sind dieser Art. Sie gehen

verkleidet aus und ſehen dieſen oder jenen höchſt ſonderbaren Vorfall, der ſich nachher ganz natürlich auflöst."

„Und dennoch werdet Ihr geſtehen müſſen," fuhr der Alte fort, „daß jene Geſchichten nicht der ſchlechteſte Theil der Tauſend und eine Nacht ſind. Und doch, wie verſchieden ſind ſie in ihren Urſachen, in ihrem Gang, in ihrem ganzen Weſen von den Märchen eines Prinzen Biribinker, oder der drei Derwiſche mit einem Auge, oder des Fiſchers, der den Kaſten, verſchloſſen mit dem Siegel Salomo's, aus dem Meer zieht! Aber am Ende iſt es dennoch eine Grundurſache, die beiden ihren eigenthümlichen Reiz gibt, nämlich das, daß wir etwas Auffallendes, Außergewöhnliches mit erleben. Bei dem Märchen liegt dieſes Außergewöhnliche in jener Einmiſchung eines fabelhaften Zaubers in das gewöhnliche Menſchenleben, bei den Geſchichten geſchieht etwas zwar nach natürlichen Geſetzen, aber auf überraſchende ungewöhnliche Weiſe."

„Sonderbar!" rief der Schreiber. „Sonderbar, daß uns dann dieſer natürliche Gang der Dinge eben ſo anzieht wie der übernatürliche im Märchen. Worin mag dies wohl liegen?"

„Das liegt in der Schilderung des einzelnen Menſchen," antwortete der Alte. „Im Märchen häuft ſich das Wunderbare ſo ſehr, der Menſch handelt ſo wenig mehr aus eigenem Trieb, daß die einzelnen Figuren und ihr Charakter nur flüchtig gezeichnet werden können. Anders bei der gewöhnlichen Erzählung, wo die Art, wie jeder ſeinem Charakter gemäß ſpricht und handelt, die Hauptſache und das Anziehende iſt."

„Wahrlich, Ihr habt Recht!" erwiderte der junge Kaufmann. „Ich habe mir nie Zeit genommen, ſo recht

darüber nachzudenken, habe alles nur so gesehen und an mir vorübergehen lassen, habe mich an dem einen ergötzt, das andere langweilig gefunden, ohne gerade zu wissen, warum. Aber Ihr gebt uns da einen Schlüssel, der uns das Geheimniß öffnet, einen Probierstein; worauf wir die Probe machen und richtig urtheilen können."

„Thuet das immer," antwortete der Alte. „Und Euer Genuß, wird sich vergrößern, wenn Ihr nachdenken lernet über das, was Ihr gehört. Doch siehe, dort erhebt sich wieder ein neuer, um zu erzählen."

So war es. Und ein anderer begann:

Der junge Engländer.

Herr! ich bin ein Deutscher von Geburt und habe mich in Euren Landen zu kurz aufgehalten, als daß ich ein persisches Märchen oder eine ergötzliche Geschichte von Sultanen und Vezieren erzählen könnte. Ihr müßt mir daher schon erlauben, daß ich etwas aus meinem Vaterland erzähle, was Euch vielleicht auch einigen Spaß macht. Leider sind unsere Geschichten nicht immer so vornehm wie die Euern, das heißt, sie handeln nicht von Sultanen oder unseren Königen, nicht von Vezieren und Paschas, was man bei uns Justiz- und Finanzminister, auch Geheimeräthe und dergleichen nennt, sondern sie leben, wenn sie nicht von Soldaten handeln, gewöhnlich ganz bescheiden und unter den Bürgern.

Im südlichen Theil von Deutschland liegt das Städtchen Grünwiesel, wo ich geboren und erzogen bin. Es ist ein Städtchen, wie sie alle sind. In der Mitte ein kleiner Marktplatz mit einem Brunnen, an der Seite ein kleines, altes Rathhaus, umher auf dem Markt die Häuser des Friedensrichters und der angesehensten Kaufleute, und in

ein Paar engen Straßen wohnen die übrigen Menschen. Alles kennt sich, jedermann weiß, wie es da und dort zu geht, und wenn der Oberpfarrer, und der Bürgermeister, oder der Arzt ein Gericht mehr auf der Tafel hat, so weiß es schon am Mittagessen die ganze Stadt. Nachmittags kommen dann die Frauen zu einander in die Visite, wie man es nennt, besprechen sich bei starkem Kaffee und süßem Kuchen über diese große Begebenheit, und der Schluß ist, daß der Oberpfarrer wahrscheinlich in die Lotterie gesetzt und unchristlich viel gewonnen habe, daß der Bürgermeister sich „schmieren" lasse, oder daß der Doktor vom Apotheker einige Goldstücke bekommen habe, um recht theure Recepte zu verschreiben. Ihr könnet Euch denken, Herr, wie unangenehm es für eine so wohleingerichtete Stadt, wie Grünwiesel, seyn mußte, als ein Mann dorthin zog, von dem niemand wußte, woher er kam, was er wollte, von was er lebte. Der Bürgermeister hatte zwar seinen Paß gesehen, ein Papier das bei uns jedermann haben muß —"

„Ist es denn so unsicher auf den Straßen," unterbrach den Sklaven der Scheik, „daß Ihr einen Ferman Eures Sultans haben müsset, um die Räuber in Respekt zu setzen?"

„Nein, Herr," entgegnete jener, „diese Papiere halten keinen Dieb von uns ab, sondern es ist nur der Ordnung wegen, daß man überall weiß, wen man vor sich hat. Nun, der Bürgermeister hatte den Paß untersucht und in einer Kaffeegesellschaft bei Doktors geäußert, der Paß sey zwar ganz richtig visirt von Berlin bis Grünwiesel, aber es stecke doch was dahinter. Denn der Mann sehe etwas verdächtig aus. Der Bürgermeister hatte das größte Ansehen in der Stadt, kein Wunder, daß von da an der Fremde als eine verdächtige Person angesehen wurde. Und

ſein Lebenswandel konnte meine Landsleute nicht von dieſer Meinung abbringen. Der fremde Mann miethete ſich für einige Goldſtücke ein ganzes Haus, das bisher öde geſtanden, ließ einen ganzen Wagen voll ſonderbarer Geräthſchaften, als Oefen, Kunſtherde, große Tiegel und dergleichen hineinſchaffen und lebte von da an ganz für ſich allein. Ja, er kochte ſich ſogar ſelbſt, und es kam keine menſchliche Seele in ſein Haus, als ein alter Mann aus Grünwieſel, der ihm ſeine Einkäufe in Brod, Fleiſch und Gemüſe beſorgen mußte. Doch, auch dieſer durfte nur in die Flur des Hauſes kommen, und dort nahm der fremde Mann das Gekaufte in Empfang."

Ich war ein Knabe von zehn Jahren, als der Mann in meiner Vaterſtadt einzog, und ich kann mir noch heute, als wäre es geſtern geſchehen, die Unruhe denken, die dieſer Mann im Städtchen verurſachte. Er kam Nachmittags nicht, wie andere Männer, auf die Kegelbahn, er kam Abends nicht ins Wirthshaus, um, wie die übrigen, bei einer Pfeife Tabak über die Zeitung zu ſprechen. Umſonſt lud ihn nach der Reihe der Bürgermeiſter, der Friedensrichter, der Doktor und der Oberpfarrer zum Eſſen oder Kaffee ein, er ließ ſich immer entſchuldigen. Daher hielten ihn einige für verrückt, andere für einen Juden, eine dritte Partie behauptete ſteif und feſt, er ſey ein Zauberer oder Hexenmeiſter. Ich wurde achtzehn, zwanzig Jahre alt, und noch immer hieß der Mann in der Stadt der fremde Herr.

Es begab ſich aber eines Tages, daß Leute mit fremden Thieren in die Stadt kamen. Es iſt dies hergelaufenes Geſindel, das ein Kameel hat, welches ſich verbeugen kann, einen Bären, der tanzt, einige Hunde und Affen, die in menſchlichen Kleidern komiſch genug ausſehen und allerlei

Künſte machen. Dieſe Leute durchziehen gewöhnlich die Stadt, halten an den Kreuzſtraßen und Plätzen, machen mit einer kleinen Trommel und einer Pfeife eine übeltönende Muſik, laſſen ihre Truppe tanzen und ſpringen, und ſammeln dann in den Häuſern Geld ein. Die Truppe aber, die ſich diesmal in Grünwieſel ſehen ließ, zeichnete ſich durch einen ungeheueren Orangutang aus, der beinahe Menſchengröße hatte, auf zwei Beinen ging und allerlei artige Künſte zu machen verſtand. Dieſe Hunds- und Affenkomödie kam auch vor das Haus des fremden Herrn. Er erſchien, als die Trommel und Pfeife ertönte, von Anfang ganz unwillig hinter den dunkeln, vom Alter angelaufenen Fenſtern. Bald aber wurde er freundlicher, ſchaute zu Jedermanns Verwundern zum Fenſter heraus und lachte herzlich über die Künſte des Orangutangs. Ja, er gab für den Spaß ein ſo großes Silberſtück, daß die ganze Stadt davon ſprach.

Am andern Morgen zog die Thierbande weiter. Das Kameel mußte viele Körbe tragen, in welchem die Hunde und Affen ganz bequem ſaßen, die Thiertreiber aber und der große Affe gingen hinter dem Kameel. Kaum aber waren ſie einige Stunden zum Thore hinaus, ſo ſchickte der fremde Herr auf die Poſt, verlangte zu großer Verwunderung des Poſtmeiſters einen Wagen und Extrapoſt und fuhr zu demſelben Thor hinaus, den Weg hin, den die Thiere genommen hatten. Das ganze Städtchen ärgerte ſich, daß man nicht erfahren konnte, wohin er gereist ſey. Es war ſchon Nacht, als der fremde Herr wieder im Wagen vor dem Thor ankam. Es ſaß aber noch eine Perſon im Wagen, die den Hut tief ins Geſicht gedrückt und um Mund und Ohren ein ſeidenes Tuch gebunden hatte. Der Thorſchreiber hielt es für ſeine Pflicht, den andern Fremden anzureden und um

ſeinen Paß zu bitten; er antwortete aber ſehr grob, indem er in einer ganz unverſtändlichen Sprache brummte.

„Es iſt mein Neffe," ſagte der fremde Mann freundlich zum Thorſchreiber, indem er ihm einige Silbermünzen in die Hand drückte; „es iſt mein Neffe und verſteht bis dato noch wenig deutſch. Er hat ſo eben in ſeiner Mundart ein wenig geflucht, daß wir hier aufgehalten werden."

„Ei, wenn es Dero Neffe iſt," antwortete der Thorſchreiber, „ſo kann er wohl ohne Paß hereinkommen. Er wird wohl ohne Zweifel bei Ihnen wohnen?"

„Allerdings, ſagte der Fremde, „und hält ſich wahrſcheinlich längere Zeit hier auf."

Der Thorſchreiber hatte keine weitere Einwendung mehr, und der fremde Herr und ſein Neffe fuhren ins Städtchen. Der Bürgermeiſter und die ganze Stadt war übrigens nicht ſehr zufrieden mit dem Thorſchreiber. Er hätte doch wenigſtens einige Worte von der Sprache des Neffen ſich merken ſollen. Daraus hätte man dann leicht erfahren, was für ein Landeskind er und der Onkel wäre. Der Thorſchreiber verſicherte aber, daß es weder Franzöſiſch noch Italieniſch ſey, wohl aber habe es ſo breit geklungen wie Engliſch, und wenn er nicht irre, ſo habe der junge Herr geſagt: „God dam!" So half der Thorſchreiber ſich ſelbſt aus der Noth und dem jungen Mann zu einem Namen. Denn man ſprach jetzt nur von dem jungen Engländer im Städtchen.

Aber auch der junge Engländer wurde nicht ſichtbar, weder auf der Kegelbahn noch im Bierkeller; wohl aber gab er den Leuten auf andere Weiſe viel zu ſchaffen. — Es begab ſich nämlich oft, daß in dem ſonſt ſo ſtillen Hauſe des Fremden ein ſchreckliches Geſchrei und ein Lärm ausging, daß die Leute haufenweiſe vor dem Hauſe ſtehen blieben

fand man den Schnitt ſeiner Züge ungemein intereſſant. Es konnte nichts Beweglicheres, Gewandteres geben als ſeine Geſtalt. Die Kleider hingen ihm zwar etwas ſonderbar am Leib, aber es ſtand ihm alles trefflich; er fuhr mit großer Lebendigkeit im Zimmer umher, warf ſich hier in einen Sopha, dort in einen Lehnſtuhl und ſtreckte die Beine von ſich; aber was man bei einem andern jungen Mann höchſt gemein und unſchicklich gefunden hätte, galt bei dem Neffen für Genialität. „Er iſt ein Engländer," ſagte man, „ſo ſind ſie alle; ein Engländer kann ſich aufs Kanapee legen und einſchlafen, während zehn Damen keinen Platz haben und umherſtehen müſſen; einem Engländer kann man ſo etwas nicht übel nehmen." Gegen den alten Herrn, ſeinen Oheim, war er ſehr fügſam; denn wenn er anfing, im Zimmer umherzuhüpfen oder, wie er gerne that, die Füße auf den Seſſel hinauf zu ziehen, ſo reichte ein ernſthafter Blick hin, ihn zur Ordnung zu bringen. Und wie konnte man ihm ſo etwas übel nehmen, als vollends der Onkel in jedem Haus zu der Dame ſagte: „Mein Neffe iſt noch ein wenig roh und ungebildet, aber ich verſpreche mir viel von der Geſellſchaft, die wird ihn gehörig formen und bilden, und ich empfehle ihn namentlich Ihnen aufs Angelegenſte."

So war der Neffe alſo in die Welt eingeführt, und ganz Grünwieſel ſprach an dieſem und den folgenden Tagen von nichts anderem, als von dieſem Ereigniß. Der alte Herr blieb aber hiebei nicht ſtehen; er ſchien ſeine Denk- und Lebensart gänzlich geändert zu haben. Nachmittags ging er mit dem Neffen hinaus in den Felſenkeller am Berg, wo die vornehmeren Herren von Grünwieſel Bier tranken und ſich am Kegelſchieben ergötzten. Der Neffe zeigte ſich

dort als einen flinken Meiſter im Spiel; denn er warf nie unter fünf oder ſechs; hie und da ſchien zwar ein ſonderbarer Geiſt über ihn zu kommen; es konnte ihm einfallen, daß er pfeilſchnell mit der Kugel hinaus und unter die Kegel hineinfuhr und dort allerhand tollen Rumor anrichtete, oder wenn er den Kranz oder den König geworfen, ſtand er plötzlich auf ſeinem ſchön friſirten Haar und ſtreckte die Beine in die Höhe, oder wenn ein Wagen vorbeifuhr, ſaß er, ehe man ſich deſſen verſah, oben auf dem Kutſchenhimmel und machte Grimaſſen herab, fuhr ein Stückchen weit mit und kam dann wieder zur Geſellſchaft geſprungen.

Der alte Herr pflegte dann bei ſolchen Scenen den Bürgermeiſter und die anderen Männer ſehr um Entſchuldigung zu bitten wegen der Ungezogenheit ſeines Neffen; ſie aber lachten, ſchrieben es ſeiner Jugend zu, behaupteten, in dieſem Alter ſelbſt ſo leichtfüßig geweſen zu ſeyn, und liebten den jungen Springinsfeld, wie ſie ihn nannten, ungemein.

Es gab aber auch Zeiten, wo ſie ſich nicht wenig über ihn ärgerten, und dennoch nichts zu ſagen wagten, weil der junge Engländer allgemein als ein Muſter von Bildung und Verſtand galt. Der alte Herr pflegte nämlich mit ſeinem Neffen auch Abends in den goldenen Hirſch, das Wirthshaus des Städtchens, zu kommen. Obgleich der Neffe noch ein ganz junger Menſch war, that er doch ſchon ganz wie ein Alter, ſetzte ſich hinter ſein Glas, that eine ungeheure Brille auf, zog eine gewaltige Pfeife heraus, zündete ſie an, und dampfte unter allen am ärgſten. Wurde nun über die Zeitungen, über Krieg und Frieden geſprochen, gab der Doktor die Meinung, der Bürgermeiſter jene, waren die anderen Herren ganz erſtaunt über ſo tiefe politiſche Kenntniſſe,

ſo konnte es dem Neffen plötzlich einfallen, ganz anderer Meinung zu ſeyn; er ſchlug dann mit der Hand, von welcher er nie die Handſchuhe ablegte, auf den Tiſch, und gab dem Bürgermeiſter und dem Doktor nicht undeutlich zu verſtehen, daß ſie von dieſem nichts genau wüßten, daß er dieſe Sachen ganz anders gehört habe und tiefere Einſicht beſitze. Er gab dann in einem ſonderbar gebrochenen Deutſch ſeine Meinung preis, die alle, zum großen Aergerniß des Bürgermeiſters, ganz trefflich fanden; denn er mußte als Engländer natürlich alles beſſer wiſſen.

Setzten ſich dann der Bürgermeiſter und der Doktor in ihrem Zorn, den ſie nicht laut werden laſſen durften, zu einer Partie Schach, ſo rückte der Neffe hinzu, ſchaute dem Bürgermeiſter mit ſeiner großen Brille über die Schulter herein und tadelte dieſen oder jenen Zug, ſagte dem Doktor, ſo und ſo müſſe er ziehen, ſo daß beide Männer heimlich ganz grimmig wurden. Bot ihm dann der Bürgermeiſter ärgerlich eine Partie an, um ihm gehörig matt zu machen, denn er hielt ſich für einen zweiten Philidor, ſo ſchnallte der alte Herr dem Neffen die Halsbinde feſter zu, worauf dieſer ganz artig und manierlich wurde, und den Bürgermeiſter matt machte.

Man hatte bisher in Grünwieſel beinahe jeden Abend Karte geſpielt, die Partie um einen halben Kreuzer; das fand nun der Neffe erbärmlich, ſetzte Kronenthaler und Dukaten, behauptete, kein einziger ſpiele ſo fein wie er, ſöhnte aber die beleidigten Herren gewöhnlich dadurch wieder aus, daß er ungeheure Summen an ſie verlor. Sie machten ſich auch gar kein Gewiſſen daraus, ihm recht viel Geld abzunehmen; denn „er iſt ja ein Engländer, alſo von

Hauſe aus reich," ſagten ſie und ſchoben die Dukaten in die Taſche.

So kam der Neffe des fremden Herrn in kurzer Zeit bei Stadt und Umgegend in ungemeines Anſehen. Man konnte ſich ſeit Menſchengedenken nicht erinnern, einen jungen Mann dieſer Art in Grünwieſel geſehen zu haben, und es war die ſonderbarſte Erſcheinung, die man je bemerkt. Man konnte nicht ſagen, daß der Neffe irgend etwas gelernt hätte, als etwa tanzen. Latein und Griechiſch waren ihm, wie man zu ſagen pflegt, böhmiſche Dörfer. Bei einem Geſellſchaftsſpiel in Bürgermeiſters Hauſe ſollte er etwas ſchreiben, und es fand ſich, daß er nicht einmal ſeinen Namen ſchreiben konnte; in der Geographie machte er die auffallendſten Schnitzer; denn es kam ihm nicht darauf an, eine deutſche Stadt nach Frankreich, oder eine däniſche nach Polen zu verſetzen, er hatte nichts geleſen, nichts ſtudirt, und der Oberpfarrer ſchüttelte oft bedenklich den Kopf über die rohe Unwiſſenheit des jungen Mannes; aber dennoch fand man alles trefflich, was er that oder ſagte; denn er war ſo unverſchämt, immer Recht haben zu wollen, und das Ende jeder ſeiner Reden war: „Ich verſtehe das beſſer!"

So kam der Winter heran, und jetzt erſt trat der Neffe mit noch größerer Glorie auf. Man fand jede Geſellſchaft langweilig, wo nicht er zugegen war, man gähnte, wenn ein vernünftiger Mann etwas ſagte; wenn aber der Neffe ſelbſt das thörichſte Zeug in ſchlechtem Deutſch vorbrachte, war alles Ohr. Es fand ſich jetzt, daß der treffliche junge Mann auch ein Dichter war; denn nicht leicht verging ein Abend, an welchem er nicht einiges Papier aus der Taſche zog und der Geſellſchaft einige Sonnette vorlas. Es gab zwar einige

Leute, die von dem einen Theil dieſer Dichtungen behaupteten, ſie ſeyen ſchlecht und ohne Sinn, einen andern Theil wollten ſie ſchon irgendwo gedruckt geleſen haben; aber der Neffe ließ ſich nicht irre machen, er las und las, machte dann auf die Schönheiten ſeiner Verſe aufmerkſam, und jedesmal erfolgte rauſchender Beifall.

Sein Triumph waren aber die grünwieſeler Bälle. Es konnte niemand anhaltender, ſchneller tanzen als er, keiner machte ſo kühne und ungemein zierliche Sprünge wie er. Dabei kleidete ihn ſein Onkel immer aufs prachtigſte nach dem neueſten Geſchmack, und obgleich ihm die Kleider nicht recht am Leib ſitzen wollten, fand man dennoch, daß ihn alles allerliebſt kleide. Die Männer fanden ſich zwar bei dieſen Tänzen etwas beleidigt durch die neue Art, womit er auftrat. Sonſt hatte immer der Bürgermeiſter in eigener Perſon den Ball eröffnet, die vornehmſten jungen Leute hatten das Recht, die übrigen Tänze anzuordnen, aber ſeit der fremde junge Herr erſchien, war dies alles anders. Ohne viel zu fragen, nahm er die nächſte beſte Dame bei der Hand, ſtellte ſich mit ihr oben an, machte alles wie es ihm gefiel, und war Herr und Meiſter und Ballkönig. Weil aber die Frauen dieſe Manieren ganz trefflich und angenehm fanden, ſo durften die Männer nichts dagegen einwenden, und der Neffe blieb bei ſeiner ſelbſtgewählten Würde.

Das größte Vergnügen ſchien ein ſolcher Ball dem alten Herrn zu gewähren; er verwandte kein Auge von ſeinem Neffen, lächelte immer in ſich hinein, und wenn alle Welt herbeiſtrömte, um ihn über den anſtändigen wohlgezogenen Jüngling Lobſprüche zu ertheilen, ſo konnte er ſich vor Freude gar nicht faſſen, er brach dann in ein luſtiges

Gelächter aus und bezeigte ſich wie närriſch; die Grünwieſeler ſchrieben dieſe ſonderbaren Ausbrüche der Freude ſeiner großen Liebe zu dem Neffen zu und fanden es ganz in der Ordnung. Doch hie und da mußte er auch ſein väterliches Anſehen gegen den Neffen anwenden; denn mitten in den zierlichſten Tänzen konnte es dem jungen Mann einfallen, mit einem kühnen Sprung auf die Tribüne, wo die Stadtmuſikanten ſaßen, zu ſetzen, dem Organiſten den Contrebaß aus der Hand zu reißen und ſchrecklich darauf umherzukratzen; oder er wechſelte auf einmal und tanzte auf den Händen, indem er die Beine in die Höhe ſtreckte. Dann pflegte ihn der Onkel auf die Seite zu nehmen, machte ihm dort ernſtliche Vorwürfe und zog ihm die Halsbinde feſter an, daß er wieder ganz geſittet wurde.

So betrug ſich nun der Neffe in Geſellſchaft und auf Bällen. Wie es aber mit den Sitten zu geſchehen pflegt, die ſchlechten verbreiten ſich immer leichter, als die guten, und eine neue, auffallende Mode, wenn ſie auch höchſt lächerlich ſeyn ſollte, hat etwas Anſteckendes an ſich für junge Leute, die noch nicht über ſich ſelbſt und die Welt nachgedacht haben. So war es auch in Grünwieſel mit dem Neffen und ſeinen ſonderbaren Sitten. Als nämlich die junge Welt ſah, wie derſelbe mit ſeinem linkiſchen Weſen, mit ſeinem rohen Lachen und Schwatzen, mit ſeinen groben Antworten gegen Aeltere, eher geſchätzt als getadelt werde, daß man dies alles ſogar ſehr geiſtreich finde, ſo dachten ſie bei ſich: „Es iſt mir ein Leichtes, auch ſolch ein geiſtreicher Schlingel zu werden.“ Sie waren ſonſt fleißige, geſchickte junge Leute geweſen; jetzt dachten ſie: „Zu was hilft Gelehrſamkeit, wenn man mit Unwiſſenheit beſſer fortkömmt?“ Sie ließen die Bücher liegen und trieben ſich überall umher

auf Plätzen und Straßen. Sonst waren sie artig gewesen und höflich gegen jedermann, hatten gewartet, bis man sie fragte, und anständig und bescheiden geantwortet; jetzt standen sie in den Reihen der Männer, schwatzten mit, gaben ihre Meinung preis, und lachten selbst dem Bürgermeister unter die Nase, wenn er etwas sagte, und behaupteten alles viel besser zu wissen.

Sonst hatten die jungen Grünwieseler Abscheu gehegt gegen rohes und gemeines Wesen. Jetzt sangen sie allerlei schlechte Lieder, rauchten aus ungeheuern Pfeifen Tabak und trieben sich in gemeinen Kneipen umher; auch kauften sie sich, obgleich sie ganz gut sahen, große Brillen, setzten solche auf die Nase und glaubten nun gemachte Leute zu seyn; denn sie sahen ja aus wie der berühmte Neffe. Zu Hause, oder wenn sie auf Besuch waren, lagen sie mit Stiefel und Sporn auf'm Kanapee, schaukelten sich auf dem Stuhl in guter Gesellschaft, oder stützten die Wangen in beide Fäuste, die Ellbogen aber auf den Tisch, was nun überaus reizend anzusehen war. Umsonst sagten ihnen ihre Mütter und Freunde, wie thöricht, wie unschicklich dies alles sey, sie beriefen sich auf das glänzende Beispiel des Neffen. Umsonst stellte man ihnen vor, daß man dem Neffen, als einem jungen Engländer, eine gewisse Nationalrohheit verzeihen müsse, die jungen Grünwieseler behaupteten, eben so gut als der beste Engländer das Recht zu haben, auf geistreiche Weise ungezogen zu seyn; kurz, es war ein Jammer, wie durch das böse Beispiel des Neffen die Sitten und guten Gewohnheiten in Grünwiesel völlig untergingen.

Aber die Freude der junge Leuten an ihrem rohen, ungebundenen Leben dauerte nicht lange; denn folgender Vorfall veränderte auf einmal die ganze Scene. Die Wintervergnügungen

ſollte ein groſses Concert beſchlieſsen, das theils von den Stadtmuſikanten, theils von geſchickten Muſikfreunden in Grünwieſel aufgeführt werden ſollte. Der Bürgermeiſter ſpielte das Violoncell, der Doktor das Fagott ganz vortrefflich, der Apotheker, obgleich er keinen rechten Anſatz hatte, blies die Flöte, einige Jungfrauen aus Grünwieſel hatten Arien einſtudirt, und alles war trefflich vorbereitet. Da äuſserte der altt Fremde, daſs zwar das Concert auf dieſe Art trefflich werden würde, es fehle aber offenbar an einem Duett, und ein Duett müſſe in jedem ordentlichen Concert nothwendiger Weiſe vorkommen. Man war etwas betreten über dieſe Aeuſserung; die Tochter des Bürgermeiſters ſang zwar wie eine Nachtigall, aber wo einen Herrn herbekommen, der mit ihr ein Duett ſingen könnte? Man wollte endlich auf den alten Organiſten verfallen, der einſt einen trefflichen Baſs geſungen hatte; der Fremde aber behauptete, dies alles ſey nicht nöehig, indem ſein Neffe ganz ausgezeichnet ſinge. Man war nicht wenig erſtaunt über dieſe neue treffliche Eigenſchaft des jungen Mannes, er muſste zur Probe etwas ſingen, und einige ſonderbare Manieren abgerechnet, die man für engliſch hielt, ſang er wie ein Engel. Man ſtudirte alſo in der Eile das Duett ein, und der Abend erſchien endlich, an welchem die Ohren der Grünwieſeler durch das Concert erquickt werden ſollten.

Der alte Fremde konnte leider dem Triumph ſeines Neffen nicht beiwohnen, weil er krank war; er gab aber dem Bürgermeiſter, der ihn eine Stunde zuvor noch beſuchte, einige Maſsregeln über ſeinen Neffen auf. „Es iſt eine gute Seele, mein Neffe,“ ſagte er, „aber hie und da verfällt er in allerlei ſonderbare Gedanken und fängt dann tolles Zeug an; es iſt mir eben deſswegen leid, daſs ich dem

Concert nicht beiwohnen kann; denn vor mir nimmt er ſich gewaltig in Acht, er weiß wohl warum! Ich muß übrigens zu ſeiner Ehre ſagen, daß dies nicht geiſtiger Muthwillen iſt, ſondern es iſt körperlich, es liegt in ſeiner ganzen Natur; wollten Sie nun, Herr Bürgermeiſter, wenn er etwa in ſolche Gedanken verfiele, daß er ſich auf ein Notenpult ſetzte, oder daß er durchaus den Contrebaß ſtreichen wollte oder dergleichen, wollten Sie ihm dann nur ſeine hohe Halsbinde etwas lockerer machen, oder, wenn es auch dann nicht beſſer wird, ihm ſolche ganz ausziehen, ſie werden ſehen, wie artig und manierlich er dann wird."

Der Bürgermeiſter dankte dem Kranken für ſein Zutrauen und verſprach, im Fall der Noth alſo zu thun, wie er ihm gerathen.

Der Concertſaal war gedrängt voll; denn ganz Grünwieſel und die Umgegend hatte ſich eingefunden. Alle Jäger, Pfarrer, Amtleute, Landwirthe und dergleichen aus dem Umkreis von drei Stunden waren mit zahlreicher Familie herbeigeſtrömt, um den ſeltenen Genuß mit den Grünwieſelern zu theilen. Die Stadtmuſikanten hielten ſich vortrefflich, nach ihnen trat der Bürgermeiſter auf, der das Violoncell ſpielte, begleitet vom Apotheker, der die Flöte blies; nach dieſen ſang der Organiſt eine Baßarie mit allgemeinem Beifall, und auch der Doktor wurde nicht wenig beklatſcht, als er auf dem Fagott ſich hören ließ.

Die erſte Abtheilung des Concertes war vorbei, und Jedermann war nun auf die zweite geſpannt, in welcher der junge Fremde mit des Bürgermeiſters Tochter ein Duett vortragen ſollte. Der Neffe war in einem glänzenden Anzug erſchienen und hatte ſchon längſt die Aufmerkſamkeit aller Anweſenden auf ſich gezogen. Er hatte ſich nämlich,

ohne viel zu fragen, in den prächtigen Lehnstuhl gelegt, der für eine Gräfin aus der Nachbarschaft hergesetzt worden war; er streckte die Beine weit von sich, schaute jedermann durch ein ungeheures Perspektiv an, das er noch außer seiner großen Brille gebrauchte, und spielte mit einem großen Fleischerhund, den er, trotz des Verbotes, Hunde mitzunehmen, in die Gesellschaft eingeführt hatte. Die Gräfin, für welche der Lehnstuhl bereitet war, erschien, aber wer keine Miene machte, aufzustehen und ihr den Platz einzuräumen, war der Neffe; er setzte sich im Gegentheil noch bequemer hinein, und niemand wagte es, dem jungen Mann etwas darüber zu sagen; die vornehme Dame aber mußte auf dem ganz gemeinen Strohsessel mitten unter den übrigen Frauen des Städtchens sitzen und soll sich nicht wenig geärgert haben.

Während des herrlichen Spieles des Bürgermeisters, während des Organisten trefflicher Baßarie, ja sogar während der Doktor auf dem Fagott phantasirte, und alles den Athem anhielt und lauschte, ließ der Neffe den Hund das Schnupftuch apportiren oder schwatzte ganz laut mit seinen Nachbarn, so daß jedermann, der ihn nicht kannte, über die absonderlichen Sitten des jungen Herrn sich wunderte.

Kein Wunder daher, daß alles sehr begierig war, wie er sein Duett vortragen würde. Die zweite Abtheilung begann; die Stadtmusikanten hatten etwas weniges aufgespielt und nun trat der Bürgermeister mit seiner Tochter zu dem jungen Mann, überreichte ihm ein Notenblatt und sprach: „Mosjöh! wäre es Ihnen jetzt gefällig, das Duetto zu singen?“ Der junge Mann lachte, fletschte mit den Zähnen, sprang auf, und die beiden andern folgten ihm an das Notenpult, und die ganze Gesellschaft war voll Erwartung.

Der Organiſt ſchlug den Takt und winkte dem Neffen, anzufangen. Dieſer ſchaute durch ſeine großen Brillengläſer in die Noten und ſtieß gräuliche, jämmerliche Töne aus. Der Organiſt aber ſchrie ihm zu: „zwei Töne tiefer, Wertheſter, C müſſen Sie ſingen, C!“

Statt aber C zu ſingen, zog der Neffe einen ſeiner Schuhe ab und warf ihn dem Organiſten an den Kopf, daß der Puder weit umherflog. Als dies der Bürgermeiſter ſah, dachte er: „Ha! jetzt hat er wieder ſeine körperlichen Zufälle,“ ſprang hinzu, packte ihn am Hals und band ihm das Tuch etwas leichter; aber dadurch wurde es nur noch ſchlimmer mit dem jungen Mann. Er ſprach nicht mehr deutſch, ſondern eine ganz ſonderbare Sprache, die Niemand verſtand, und machte große Sprünge. Der Bürgermeiſter war in Verzweiflung über dieſe unangenehme Störung, er faßte daher den Entſchluß, dem jungen Mann, dem etwas ganz beſonderes zugeſtoßen ſeyn mußte, das Halstuch vollends abzulöſen. Aber kaum hatte er dies gethan, ſo blieb er vor Schrecken wie erſtarrt ſtehen. Denn ſtatt menſchlicher Haut und Farbe umgab den Hals des jungen Menſchen ein dunkelbraunes Fell, und alſobald ſetzte derſelbe auch ſeine Sprünge noch höher und ſonderbarer fort, fuhr ſich mit den glacirten Handſchuhen in die Haare, zog dieſe ab, und, o Wunder! dieſe ſchönen Haare waren eine Perüque, die er dem Bürgermeiſter ins Geſicht warf, und ſein Kopf erſchien jetzt mit demſelben braunen Fell bewachſen.

Er ſetzte über Tiſche und Bänke, warf die Notenpulte um, zertrat Geigen und Klarinette, und erſchien wie ein Raſender. „Fangt ihn, fangt ihn,“ rief der Bürgermeiſter ganz außer ſich, „er iſt von Sinnen, fangt ihn!“ Das war aber eine ſchwierige Sache. Denn er hatte die Hand-

ſchuhe abgezogen und zeigte Nägel an den Händen, mit welchen er den Leuten ins Geſicht fuhr und ſie jämmerlich kratzte. Endlich gelang es einem muthigen Jäger, ſeiner habhaft zu werden. Er preßte ihm die langen Arme zuſammen, daß er nur noch mit den Füßen zappelte und mit heiſerer Stimme lachte und ſchrie. Die Leute ſammelten ſich umher und betrachteten den ſonderbaren jungen Herrn, der jetzt gar nicht mehr ausſah wie ein Menſch. Aber ein gelehrter Herr aus der Nachbarſchaft, der ein großes Naturalienkabinet und allerlei ausgeſtopfte Thiere beſaß, trat näher, betrachtete ihn genau, und rief dann voll Verwunderung: „Mein Gott, verehrte Herren und Damen, wie bringen Sie nur dies Thier in honnette Geſellſchaft? Das iſt ja ein Affe, der Homo Troglodytes Linnäi, ich gebe ſo gleich ſechs Thaler für ihn, wenn Sie mir ihn ablaſſen, und bälge ihn aus für mein Kabinet.“

Wer beſchreibt das Erſtaunen der Grünwieſeler, als ſie dies hörten! „Was, ein Affe, ein Orangutang in unſerer Geſellſchaft? Der junge Fremde ein ganz gewöhnlicher Affe, riefen ſie, und ſahen einander ganz dumm vor Verwunderung an. Man wollte nicht glauben, man traute ſeinen Ohren nicht, die Männer unterſuchten das Thier genauer, aber es war und blieb ein ganz natürlicher Affe.

„Aber wie iſt dies möglich!“ rief die Frau Bürgermeiſterin, „hat er mir nicht oft ſeine Gedichte vorgeleſen? Hat er nicht, wie ein anderer Menſch, bei mir zu Mittag geſpeist?“

„Was?“ eiferte die Frau Doktorin. „Wie? Hat er nicht oft und viel den Kaffee bei mir getrunken, und mit meinem Manne gelehrt geſprochen und geraucht?“

„Wie! iſt es möglich!“ riefen die Männer. „Hat er

nicht mit uns am Felſenkeller Kugeln geſchoben und über Politik geſtritten wie unſer einer?“

„Und wie?“ klagten ſie alle. „Hat er nicht ſogar vorgetanzt auf unſeren Bällen? Ein Affe! ein Affe? Es iſt ein Wunder, es iſt Zauberei!“

„Ja, es iſt Zauberei und teufliſcher Spuk,“ ſagte der Bürgermeiſter, indem er das Halstuch des Neffen oder Affen herbeibrachte. „Seht! In dieſem Tuch ſteckte der ganze Zauber, der ihn in unſern Augen liebenswürdig machte. Da iſt ein breiter Streifen elaſtiſchen Pergaments, mit allerlei wunderlichen Zeichen beſchrieben. Ich glaube gar, es iſt iſt Lateiniſch; kann es niemand leſen?“

Der Oberpfarrer, ein gelehrter Mann, der oft an den Affen eine Partie Schach verloren hatte, trat hinzu, betrachtete das Pergament und ſprach: „Mit nichten! Es ſind nur lateiniſche Buchſtaben, es heißt:

Der Affe ſehr poſſirlich iſt
Zumal wenn er vom Apfel frißt.

Ja, ja es iſt hölliſcher Betrug, eine Art von Zauberei,“ fuhr er fort, „und es muß exemplariſch beſtraft werden.“

Der Bürgermeiſter war derſelben Meinung und machte ſich ſogleich auf den Weg zu dem Fremden, der ein Zauberer ſeyn mußte, und ſechs Stadtſoldaten trugen den Affen, denn der Fremde ſollte ſogleich ins Verhör genommen werden.

Sie kamen, umgeben von einer ungeheuren Anzahl Menſchen, an das öde Haus. Denn jedermann wollte ſehen, wie ſich die Sache weiter begeben würde. Man pochte an das Haus, man zog die Glocke, aber vergeblich, es zeigte ſich niemand. Da ließ der Bürgermeiſter in ſeiner Wuth

die Thüre einſchlagen, und begab ſich hierauf in das Zimmer des Fremden. Aber dort war nichts zu ſehen, als allerlei alter Hausrath. Der fremde Mann war nicht zu finden. Auf ſeinem Arbeitstiſch aber lag ein großer verſiegelter Brief, an den Bürgermeiſter überſchrieben, den dieſer auch ſogleich öffnete. Er las:

„Meine lieben Grünwieſeler!

Wenn Ihr dies leſet, bin ich nicht mehr in Eurem Städtchen, und Ihr werdet dann längſt erfahren haben, weß Standes und Vaterlandes mein lieber Neffe iſt. Nehmet den Scherz, den ich mir mit Euch erlaubte, als eine gute Lehre auf, einen Fremden, der für ſich leben will, nicht in Eure Geſellſchaft zu nöthigen. Ich ſelbſt fühlte mich zu gut, um Euer ewiges Klatſchen, um Eure ſchlechten Sitten und Euer lächerliches Weſen zu theilen. Darum erzog ich einen jungen Orangutang, den Ihr, als meinen Stellvertreter, ſo lieb gewonnen habt. Lebet wohl und benützet dieſe Lehre nach Kräften.“

Die Grünwieſeler ſchämten ſich nicht wenig vor dem ganzen Land. Ihr Troſt war, daß dies alles mit unnatürlichen Dingen zugegangen ſey. Am meiſten ſchämten ſich aber die jungen Leute in Grünwieſel, weil ſie die ſchlechten Gewohnheiten und Sitten des Affen nachgeahmt hatten. Sie ſtemmten von jetzt an keinen Ellbogen mehr auf, ſie ſchaukelten nicht mit dem Seſſel, ſie ſchwiegen, bis ſie gefragt wurden, ſie legten die Brillen ab und waren artig und geſittet wie zuvor, und wenn je einer wieder in ſolche ſchlechte, lächerliche Sitten verfiel, ſo ſagten die Grünwieſeler: „Es iſt ein Affe.“ Der Affe aber, welcher ſo lange die Rolle eines jungen Herrn geſpielt hatte, wurde dem gelehrten Mann, der ein Naturalienkabinet beſaß, überant-

wortet. Dieser läßt ihn in seinem Hof umhergehen, füttert ihn, und zeigt ihn als Seltenheit jedem Fremden, wo er noch bis auf den heutigen Tag zu sehen ist.

Es entstand ein Gelächter im Saal, als der Sklave geendet hatte, und auch die jungen Männer lachten mit. „Es muß doch sonderbare Leute geben unter diesen Franken, und wahrhaftig, da bin ich lieber beim Scheik und Mufti in Alessandria, als in Gesellschaft des Oberpfarrers, des Bürgermeisters und ihren thörichten Frauen in Grünwiesel!“

„Da hast Du gewiß recht gesprochen,“ erwiderte der junge Kaufmann. „In Frankistan möchte ich nicht todt seyn. Die Franken sind ein rohes, wildes, barbarisches Volk, und für einen gebildeten Türken oder Perser müßte es schrecklich seyn, dort zu leben.“

„Das werdet Ihr bald hören,“ versprach der Alte. „Soviel mir der Sklavenaufseher sagte, wird der schöne junge Mann dort vieles von Frankistan erzählen. Denn er war lange dort, und ist doch seiner Geburt nach ein Muselmann.“

„Wie, jener, der zuletzt sitzt in der Reihe? Wahrlich, es ist eine Sünde, daß der Herr Scheik diesen los gibt! Es ist der schönste Sklave im ganzen Land. Schaut nur dieses muthige Gesicht, dieses kühne Auge, diese schöne Gestalt. Er kann ihm ja leichte Geschäfte geben. Er kann ihn zum Fliegenwedeler machen, oder zum Pfeifenträger. Es ist ein Spaß, ein solches Amt zu versehen, und wahrlich, ein solcher Sklave ist die Zierde von einem ganzen Haus. Und erst drei Tage hat er ihn, und gibt ihn weg? Es ist Thorheit, es ist Sünde!“

„Tadelt ihn doch nicht, ihn, der weiser ist als ganz

Egypten!“ sprach der Alte mit Nachdruck. „Sagte ich Euch nicht schon, daß er ihn los läßt, weil er glaubt, den Segen Allahs dadurch zu verdienen. Ihr sagt, er ist schön und wohlgebildet, und Ihr sprecht die Wahrheit! Aber der Sohn des Scheik, den der Prophet in sein Vaterhaus zurückbringen möge, der Sohn des Scheik war ein schöner Knabe, und muß jetzt auch groß seyn und wohlgebildet. Soll er also das Gold sparen, und einen wohlfeilen, verwachsenen Sklaven hingeben in der Hoffnung, seinen Sohn dafür zu bekommen? Wer etwas thun will in der Welt, der thue es lieber gar nicht, oder — recht!“

„Und sehet, des Scheiks Augen sind immer auf diesen Sklaven geheftet. Ich bemerkte es schon den ganzen Abend. Während der Erzählungen streifte oft sein Blick dorthin, und verweilte auf den edlen Zügen des Freigelassenen. Es muß ihn doch ein wenig schmerzen, ihn frei zu geben.“

„Denke nicht also von dem Mann! Meinst Du, tausend Tomans schmerzen ihn, der jeden Tag das dreifache einnimmt?“ sagte der alte Mann. „Aber wenn sein Blick mit Kummer auf dem Jüngling weilt, so denkt er wohl an seinen Sohn, der in der Fremde schmachtet, er denkt wohl, ob dort vielleicht ein barmherziger Mann wohne, der ihn loskaufe und zurückschicke zum Vater.“

„Ihr mögt Recht haben,“ erwiderte der junge Kaufmann. „Und ich schäme mich, daß ich von den Leuten nur immer das Gemeinere und Unedle denke, während Ihr lieber eine schöne Gesinnung unterlegt. Und doch sind die Menschen in der Regel schlecht, habt Ihr dies nicht auch gefunden, Alter?“

„Gerade weil ich dies nicht gefunden habe, denke ich gerne gut von den Menschen,“ antwortete dieser. „Es

ging mir gerade wie Euch. Ich lebte so in den Tag hinein, hörte viel Schlimmes von den Menschen, mußte selbst an mir viel Schlechtes erfahren und fing an, die Menschen alle für schlechte Geschöpfe zu halten. Doch, da fiel mir bei, daß Allah, der so gerecht ist als weise, nicht dulden könnte, daß ein so verworfenes Geschlecht auf dieser schönen Erde hause. Ich dachte nach über das, was ich gesehen, was ich erlebt hatte, und siehe — ich hatte nur das Böse gezählt, und das Gute vergessen. Ich hatte nicht acht gegeben, wenn einer eine Handlung der Barmherzigkeit übte, ich hatte es natürlich gefunden, wenn ganze Familien tugendhaft lebten und gerecht waren. So oft ich aber Böses, Schlechtes hörte, hatte ich es wohl angemerkt in meinem Gedächtniß. Da fing ich an, mit ganz andern Augen um mich zu schauen. Es freute mich, wenn ich das Gute nicht so sparsam keimen sah, wie ich anfangs dachte, ich bemerkte das Böse weniger, oder es fiel mir nicht so sehr auf, und so lernte ich die Menschen lieben, lernte Gutes von ihnen denken, und habe mich in langen Jahren seltener geirrt, wenn ich von einem Gutes sprach, als wenn ich ihn für geizig, oder gemein, oder gottlos hielt."

Der Alte wurde bei diesen Worten von dem Aufseher der Sklaven unterbrochen, der zu ihm trat und sprach: „Mein Herr, der Scheik von Alessandria, Ali Banu, hat Euch mit Wohlgefallen in seinem Saale bemerkt und ladet Euch ein, zu ihm zu treten und Euch neben ihn zu setzen."

Die jungen Leute waren nicht wenig erstaunt über die Ehre, die dem Alten widerfahren sollte, den sie für einen Bettler gehalten, und als dieser hingegangen war, sich zu dem Scheik zu setzen, hielten sie den Sklavenaufseher zurück, und der Schreiber fragte ihn: „Beim Bart des Propheten

beſchwöre ich Dich, ſage uns, wer iſt dieſer alte Mann, mit dem wir ſprachen, und den der Scheik alſo ehrt?“

„Wie!“ rief der Aufſeher der Sklaven, und ſchlug vor Verwunderung die Hände zuſammen. „Dieſen Mann kennet Ihr nicht?“

„Nein, wir wiſſen nicht, wer er iſt.“

„Aber ich ſah Euch doch ſchon einigemal mit ihm auf der Straße ſprechen, und mein Herr, der Scheik, hat dies auch bemerkt und erſt letzthin geſagt: „Das müſſen wackere junge Leute ſeyn, die dieſer Mann eines Geſpräches würdigt.“

„Aber ſo ſage doch, wer er iſt!“ rief der junge Kaufmann in höchſter Ungeduld.

„Gehet, Ihr wollet mich nur zum Narren haben,“ antwortete der Sklavenaufſeher. „In dieſen Saal kommt ſonſt niemand, wer nicht ausdrücklich eingeladen iſt, und heute ließ der Alte dem Scheik ſagen, er werde einige junge Männer in ſeinen Saal mitbringen, wenn es ihm nicht ungelegen ſey, und Ali Banu ließ ihm ſagen, er habe über ſein Haus zu gebieten!“

„Laſſe uns nicht länger in Ungewißheit. So wahr ich lebe, ich weiß nicht, wer dieſer Mann iſt, wir lernten ihn zufällig kennen und ſprachen mit ihm.“

„Nun, dann dürfet Ihr Euch glücklich preiſen; denn Ihr habt mit einem gelehrten, berühmten Mann geſprochen, und alle Anweſenden ehren und bewundern Euch deßhalb. Es iſt niemand anders, als Muſtapha, der gelehrte Derwiſch.“

„Muſtapha! der weiſe Muſtapha, der den Sohn des Scheik erzogen hat, der viele gelehrte Bücher ſchrieb, der große Reiſen machte in alle Welttheile? Mit Muſtapha

haben wir geſprochen? Und geſprochen, als wär' er unſer einer, ſo ganz ohne alle Ehrerbietung?"

Noch waren die jungen Männer im Geſpräch über dieſe Märchen, und über den Alten, den Derwiſch Muſtapha. Sie fühlten ſich nicht wenig geehrt, daß ein ſo alter und berühmter Mann ſie ſeiner Aufmerkſamkeit gewürdigt, und ſogar öfters mit ihnen geſprochen und geſtritten hatte. Da kam plötzlich der Aufſeher der Sklaven zu ihnen und lud ſie ein, ihm zum Scheik zu folgen, der ſie ſprechen wolle. Den Jünglingen pochte das Herz. Noch nie hatten ſie mit einem ſo vornehmen Mann geſprochen, nicht einmal allein, viel weniger in ſo großer Geſellſchaft. Doch, ſie faßten ſich, um nicht als Thoren zu erſcheinen, und folgten dem Aufſeher der Sklaven zum Scheik. Ali Banu ſaß auf einem reichen Polſter und nahm Sorbet zu ſich. Zu ſeiner Rechten ſaß der Alte, ſein dürftiges Kleid ruhte auf herrlichen Polſtern, ſeine ärmlichen Sandalen hatte er auf einen reichen Teppich von perſiſcher Arbeit geſtellt, aber ſein ſchöner Kopf, ſein Auge voll Würde und Weisheit zeigte an, daß er würdig ſey, neben einem Mann, wie der Scheik, zu ſitzen.

Der Scheik war ſehr ernſt, und der Alte ſchien ihm Troſt und Muth zuzuſprechen. Die Jünglinge glaubten auch in ihrem Ruf vor das Angeſicht des Scheik eine Liſt des Alten zu entdecken, der wahrſcheinlich den trauernden Vater durch ein Geſpräch mit ihnen zerſtreuen wollte.

„Willkommen, ihr jungen Männer," ſprach der Scheik, „willkommen in dem Hauſe Ali Banu's. Mein alter Freund hier hat ſich meinen Dank verdient, daß er euch hier einführte; doch zürne ich ihm ein wenig, daß er mich nicht

früher mit euch bekannt machte. Wer von euch ist denn der junge Schreiber?

„Ich, o Herr! und zu Euren Diensten!“ sprach der junge Schreiber, indem er die Arme über der Brust kreuzte, und sich tief verbeugte.

„Ihr hört also sehr gerne Geschichten, und leset gerne Bücher mit schönen Versen und Denksprüchen?“

Der junge Mensch erröthete und antwortete: „O Herr! allerdings kenne ich für meinen Theil keine angenehmere Beschäftigung, als mit dergleichen den Tag zuzubringen. Es bildet den Geist und vertreibt die Zeit. Aber jeder nach seiner Weise, ich tadle darum gewiß keinen, der nicht —“

„Schon gut, schon gut,“ unterbrach ihn der Scheik lachend, und winkte den Zweiten herbei. „Wer bist denn Du?“ fragte er ihn.

„Herr, ich bin meines Amtes der Gehülfe eines Arztes und habe selbst schon einige Kranke geheilt.“

„Richtig,“ erwiderte der Scheik, „und Ihr seyd es auch, der das Wohlleben liebet; Ihr möchtet gerne mit guten Freunden hie und da tafeln und guter Dinge seyn? Nicht wahr, ich habe es errathen?“

Der junge Mann war beschämt; er fühlte, daß er verrathen war, und daß der Alte auch von ihm gebeichtet haben mußte. Er faßte sich aber ein Herz und antwortete: „O ja, Herr, ich rechne es unter des Lebens Glückseligkeiten, hie und da mit guten Freunden fröhlich seyn zu können. Mein Beutel reicht nun zwar nicht weiter hin, als meine Freunde mit Wassermelonen oder dergleichen wohlfeilen Sachen zu bewirthen; doch sind wir auch dabei fröhlich,

und es läßt ſich denken, daß wir es noch um ein gutes Theil mehr wären, wenn ich mehr Geld hätte.“

Dem Scheik gefiel dieſe beherzte Antwort, und er konnte ſich nicht enthalten, darüber zu lachen. „Welcher iſt denn der junge Kaufmann?“ fragte er weiter.

Der junge Kaufmann verbeugte ſich mit freiem Anſtand vor dem Scheik; denn er war ein Menſch von guter Erziehung; der Scheik aber ſprach: „Und Ihr? Ihr habt Freude an Muſik und Tanz? Ihr höret es gerne, wenn gute Künſtler etwas ſpielen und ſingen, und ſehet gerne Tänzer künſtliche Tänze ausführen?“

Der junge Kaufmann antwortete: „Ich ſehe wohl, o Herr, daß jener alte Mann, um Euch zu beluſtigen, unſere Thorheiten insgeſammt verrathen hat. Wenn es ihm gelang, Euch dadurch aufzuheitern, ſo habe ich gerne zu Eurem Scherz gedient. Was aber Muſik und Tanz betrifft, ſo geſtehe ich, es gibt nicht leicht etwas, was mein Herz alſo vergnügt. Doch glaubet nicht, daß ich deßwegen Euch tadle, o Herr, wenn Ihr nicht ebenfalls —“

„Genug, nicht weiter!“ rief der Scheik, lächelnd mit der Hand abwehrend. „Jeder nach ſeiner Weiſe, wollet Ihr ſagen; aber dort ſteht ja noch einer; das iſt wohl der, welcher ſo gerne reiſen möchte? Wer ſeyd denn Ihr, junger Herr?“

„Ich bin ein Maler, o Herr,“ antwortete der junge Mann; ich male Landſchaften theils an die Wände der Säle, theils auf Leinwand. Fremde Länder zu ſehen iſt allerdings mein Wunſch, denn man ſieht dort allerlei ſchöne Gegenden, die man wieder anbringen kann; und was man ſieht und abzeichnet, iſt doch in der Regel immer ſchöner, als was man nur ſo ſelbſt erfindet.“

Der Scheik betrachtete jetzt die schönen, jungen Leute, und sein Blick wurde ernst und düster. „Ich hatte einst auch einen lieben Sohn," sagte er, „und er müßte nun auch so herangewachsen seyn wie Ihr. Da solltet Ihr seine Genossen und Begleiter seyn, und jeder Eurer Wünsche würde von selbst befriedigt werden. Mit jenem würde er lesen, mit diesem Musik hören, mit dem andern würde er gute Freunde einladen, und fröhlich und guter Dinge seyn, und mit dem Maler ließe ich ihn ausziehen in schöne Gegenden, und wäre dann gewiß, daß er immer wieder zu mir zurückkehrte. So hat es aber Allah nicht gewollt, und ich füge mich in seinen Willen ohne Murren. Doch, es steht in meiner Macht, Eure Wünsche dennoch zu erfüllen, und Ihr sollet freudigen Herzens von Ali Banu gehen. Ihr, mein gelehrter Freund," fuhr er fort, indem er sich zu dem Schreiber wandte, „wohnt von jetzt an in meinem Hause und seyd über meine Bücher gesetzt. Ihr könnet noch dazu anschaffen, was Ihr wollet und für gut haltet, und Euer einziges Geschäft sey, mir, wenn Ihr etwas recht Schönes gesehen habt, zu erzählen. Ihr, der Ihr eine gute Tafel unter Freunden lieb, Ihr sollet der Aufseher meiner Vergnügungen seyn. Ich selbst zwar lebe einsam und ohne Freude, aber es ist meine Pflicht, und mein Amt bringt es mit sich, hie und da viele Gäste einzuladen. Dort sollet Ihr an meiner Stelle alles besorgen, und könnet von Euren Freunden dazu einladen, wen Ihr nur wollet; versteht sich, auf etwas Besseres, als Wassermelonen. Den jungen Kaufmann da darf ich freilich seinem Geschäft nicht entziehen, das ihm Geld und Ehre bringt; aber alle Abende stehen Euch, mein junger Freund, Tänzer, Sänger und Musikanten zu Dienste, so viel Ihr wollet. Lasset Euch aufspielen

und tanzen nach Herzensluſt. Und Ihr," ſprach er zu dem Maler, „Ihr ſollet fremde Länder ſehen und das Auge durch Erfahrung ſchärfen. Mein Schatzmeiſter wird Euch zu der erſten Reiſe, die Ihr morgen antreten könnet, tauſend Goldſtücke reichen, nebſt zwei Pferden und einem Sklaven. Reiſet, wohin Euch das Herz treibt, und wenn Ihr etwas Schönes ſehet, ſo malet es für mich."

Die jungen Leute waren außer ſich vor Erſtaunen, ſprachlos vor Freude und Dank. Sie wollten den Boden vor den Füßen des gütigen Mannes küſſen, aber er ließ es nicht zu. „Wenn Ihr einem zu danken habt," ſprach er, „ſo iſt es dieſem weiſen Mann hier, der mir von Euch erzählte. Auch mir hat er dadurch Vergnügen gemacht, vier ſo muntere junge Leute Eurer Art kennen zu lernen."

Der Derwiſch Muſtapha aber wehrte den Dank der Jünglinge ab. „Sehet," ſprach er, „wie man nie voreilig urtheilen muß; habe ich Euch zuviel von dieſem edlen Mann geſagt?"

„Laſſet uns nun noch einen der Sklaven, die heute frei ſind, erzählen hören;" unterbrach ihn Ali Banu, und die Jünglinge begaben ſich an ihre Plätze.

Jener junge Sklave, der die Aufmerkſamkeit aller durch ſeinen Wuchs, durch ſeine Schönheit und ſeinen muthigen Blick in ſo hohem Grade auf ſich gezogen hatte, ſtand jetzt auf, verbeugte ſich vor dem Scheik, und fing mit wohltönender Stimme alſo zu ſprechen an:

Die Geſchichte Almanſors.

O Herr! die Männer, die vor mir geſprochen haben, erzählten mancherlei wunderbare Geſchichten, die ſie gehört

hatten in fremden Ländern; ich muß mit Beſchämung geſtehen, daß ich keine einzige Erzählung weiß, die Eurer Aufmerkſamkeit würdig wäre. Doch, wenn es Euch nicht langweilt, will ich Euch die wunderbaren Schickſale eines meiner Freunde vortragen.

Auf jenem algieriſchen Kaperſchiff, von welchem mich Eure milde Hand befreit hat, war ein junger Mann in meinem Alter, der mir nicht für das Sklavenkleid geboren ſchien, das er trug. Die übrigen Unglücklichen auf dem Schiffe waren entweder rohe Menſchen, mit denen ich nicht leben mochte, oder Leute, deren Sprache ich nicht verſtand: darum fand ich mich zu der Zeit, wo wir ein Stündchen frei hatten, gerne zu dem jungen Mann. Er nannte ſich Almanſor, und war ſeiner Ausſprache nach ein Egyptier. Wir unterhielten uns recht angenehm mit einander, und kamen eines Tages auch darauf, uns unſere Geſchichte zu erzählen, da dann die meines Freundes allerdings bei weitem merkwürdiger war, als die meinige.

Almanſors Vater war ein vornehmer Mann in einer egyptiſchen Stadt, deren Name er mir nicht nannte. Er lebte die Tage ſeiner Kindheit vergnügt, froh, und umgeben von allem Glanz und Bequemlichkeit der Erde. Aber er wurde dabei doch nicht weichlich erzogen, und ſein Geiſt wurde frühzeitig ausgebildet; denn ſein Vater war ein weiſer Mann, der ihm Lehren der Tugend gab, und überdies hatte er zum Lehrer einen berühmten Gelehrten, der ihn in allem unterrichtete, was ein junger Menſch wiſſen muß. Almanſor war etwa zehn Jahre alt, als die Franken über das Meer her in das Land kamen und Krieg mit ſeinem Volke führten.

Der Vater des Knaben mußte aber den Franken nicht

ſehr günſtig geweſen ſeyn; denn eines Tages, als er eben zum Morgengebet gehen wollte, kamen ſie und verlangten zuerſt ſeine Frau als Geiſel ſeiner treuen Geſinnungen gegen das Frankenvolk, und als er ſie nicht geben wollte, ſchleppten ſie ſeinen Sohn mit Gewalt ins Lager.

Als der junge Sklave alſo erzählte, verhüllte der Scheik ſein Angeſicht, und es entſtand ein Murren des Unwillens im Saal. „Wie," riefen die Freunde des Scheik, „wie kann der junge Mann dort ſo thöricht handeln, und durch ſolche Geſchichten die Wunden Ali Banu's aufreißen, ſtatt ſie zu mildern, wie kann er ihm ſeinen Schmerz erneuern, ſtatt ihn zu zerſtreuen?" Der Sklavenaufſeher ſelbſt war voll Zorn über den unverſchämten Jüngling, und gebot ihm zu ſchweigen. Der junge Sklave aber war ſehr erſtaunt über dies alles und fragte den Scheik, ob denn in ſeiner Erzählung etwas liege, das ſein Mißfallen erregt habe. Der Scheik richtete ſich bei dieſen Worten auf und ſprach: „Seyd doch ruhig, Ihr Freunde; wie kann denn dieſer Jüngling etwas von meinem betrübten Schickſal wiſſen, da er nur kaum drei Tage unter dieſem Dache iſt! Kann es denn bei den Gräueln, die dieſe Franken verübten, nicht ein ähnliches Geſchick wie das meine geben, kann nicht vielleicht ſelbſt jener Almanſor — doch, erzähle immer weiter, mein junger Freund!" Der junge Sklave verbeugte ſich und fuhr fort:

Der junge Almanſor wurde alſo in das fränkiſche Lager geführt. Es erging ihm dort im Ganzen gut; denn einer der Feldherren ließ ihn in ſein Zelt kommen, und hatte ſeine Freude an den Antworten des Knaben, die ihm ein Dragoman überſetzen mußte, er ſorgte für ihn, daß ihm an Speiſe und Kleidung nichts abginge; aber die Sehnſucht

nach Vater und Mutter machte dennoch den Knaben höchst unglücklich. Er weinte viele Tage lang, aber seine Thränen rührten diese Männer nicht. Das Lager wurde abgebrochen, und Almansor glaubte jetzt wieder zurückkehren zu dürfen; aber es war nicht so; das Heer zog hin und her, führte Krieg mit den Mamelucken, und den jungen Almansor schleppten sie immer mit sich. Wenn er dann die Hauptleute und Feldherren anflehte, ihn doch wieder heimkehren zu lassen, so verweigerten sie es und sagten, er müsse ein Unterpfand von seines Vaters Treue seyn. So war er viele Tage lang auf dem Marsch.

Auf einmal aber entstand eine Bewegung im Heer, die dem Knaben nicht entging; man sprach von Einpacken, von Zurückziehen, vom Einschiffen, und Almansor war außer sich vor Freude; denn jetzt, wenn die Franken in ihr Land zurückkehrten, jetzt mußte er ja frei werden. Man zog mit Roß und Wagen rückwärts gegen die Küste, und endlich war man so weit, daß man die Schiffe vor Anker liegen sah. Die Soldaten schifften sich ein, aber es wurde Nacht, bis nur ein kleiner Theil eingeschifft war. So gerne Almansor gewacht hätte, weil er jede Stunde glaubte freigelassen zu werden, so verfiel er doch endlich in einen tiefen Schlaf, und er glaubte, die Franken hätten ihm etwas unter das Wasser gemischt, um ihn einzuschläfern. Denn als er aufwachte, schien der helle Tag in eine kleine Kammer, worin er nicht gewesen war, als er einschlief. Er sprang auf von seinem Lager, aber als er auf den Boden kam, fiel er um; denn der Boden schwankte hin und wieder, und es schien alles sich zu bewegen und im Kreis um ihn her zu tanzen. Er raffte sich wieder auf, hielt sich an den Wänden fest, um aus dem Gemach zu kommen, worin er sich befand.

Ein ſonderbares Brauſen und Ziſchen war um ihn her; er wußte nicht, ob er träume oder wache; denn er hatte nie Aehnliches geſehen oder gehört. Endlich erreichte er eine kleine Treppe; mit Mühe ſtieg er hinauf, und welcher Schrecken befiel ihn! Rings umher war nichts als Himmel und Meer, er befand ſich auf einem Schiffe. Da fing er kläglich an zu weinen. Er wollte zurückgebracht werden, er wollte ins Meer ſich ſtürzen und hinüberſchwimmen nach ſeiner Heimath; aber die Franken hielten ihn feſt, und einer der Befehlshaber ließ ihn zu ſich kommen, verſprach ihm, wenn er gehorſam ſey, ſolle er bald wieder in ſeine Heimath zurück, und ſtellte ihm vor, daß es nicht mehr möglich geweſen wäre, ihn vom Land aus nach Hauſe zu bringen, dort aber hätte er, wenn man ihn zurückgelaſſen, elendiglich umkommen müſſen.

Wer aber nicht Wort hielt, waren die Franken; denn das Schiff ſegelte viele Tage lang weiter, und als es endlich landete, war man nicht an Egyptens Küſte, ſondern in Frankiſtan! Almanſor hatte während der langen Fahrt und ſchon im Lager Einiges von der Sprache der Franken verſtehen und ſprechen gelernt, was ihm in dieſem Lande, wo niemand ſeine Sprache kannte, ſehr gut zu Statten kam. Er wurde viele Tage lang durch das Land in das Innere geführt, und überall ſtrömte das Volk zuſammen, um ihn zu ſehen; denn ſeine Begleiter ſagten aus, er wäre der Sohn des Königs von Egypten, der ihn zu ſeiner Ausbildung nach Frankiſtan ſchicke.

So ſagten aber dieſe Soldaten nur, um das Volk glauben zu machen, ſie haben Egypten beſiegt, und ſtehen in tiefem Frieden mit dieſem Land. Nachdem die Reiſe zu Land mehrere Tage gedauert hatte, kamen ſie in eine große Stadt,

dem Ziel ihrer Reiſe. Dort wurde er einem Arzt übergeben, der ihn in ſein Haus nahm, und in allen Sitten und Gebräuchen unterwies.

Er mußte vor allem fränkiſche Kleider anlegen, die ſehr enge und knapp waren, und bei weitem nicht ſo ſchön wie ſeine egyptiſchen. Dann durfte er nicht mehr ſeine Verbeugung mit gekreuzten Armen machen, ſondern wollte er jemand ſeine Ehrerbietung bezeugen, ſo mußte er mit der einen Hand die ungeheure Mütze von ſchwarzem Filz, die alle Männer trugen, und die man auch ihm aufgeſetzt hatte, vom Kopf reißen, mit der andern Hand mußte er auf die Seite fahren und mit dem rechten Fuß auskratzen. Er durfte auch nicht mehr mit übergeſchlagenen Beinen ſitzen, wie es angenehme Sitte iſt im Morgenland, ſondern auf hochbeinige Stühle mußte er ſich ſetzen, und die Füße herabhängen laſſen auf den Boden. Das Eſſen machte ihm auch nicht geringe Schwierigkeit; denn alles, was er zum Mund bringen wollte, mußte er zuvor auf eine Gabel von Eiſen ſtecken.

Der Doktor aber war ein ſtrenger, böſer Mann, der den Knaben plagte; denn, wenn er ſich jemals vergaß und zu einem Beſuch ſagte: „Salem aleikum!“ ſo ſchlug er ihn mit dem Stock; denn er ſollte ſagen! „Votre Serviteur.“ Er durfte auch nicht mehr in ſeiner Sprache denken oder ſprechen, oder ſchreiben, höchſtens durfte er darin träumen, und er hätte vielleicht ſeine Sprache gänzlich verlernt, wenn nicht ein Mann in jener Stadt gelebt hätte, der ihm von großem Nutzen war.

Es war dies ein alter, aber ſehr gelehrter Mann, der viele morgenländiſche Sprachen verſtand, Arabiſch, Perſiſch, Koptiſch, ſogar Chineſiſch, von jedem etwas; er galt in

jenem Land für ein Wunder von Gelehrſamkeit, und man gab ihm viel Geld, daß er dieſe Sprachen andere Leute lehrte. Dieſer Mann ließ nun den jungen Almanſor alle Wochen einigemal zu ſich kommen, bewirthete ihn mit ſeltenen Früchten und dergleichen, und dem Jüngling war es dann, als wäre er zu Haus. Denn der alte Herr war gar ein ſonderbarer Mann. Er hatte Almanſor Kleider machen laſſen, wie ſie vornehme Leute in Egypten tragen. Dieſe Kleider bewahrte er in ſeinem Hauſe in einem beſondern Zimmer auf. Kam nun Almanſor, ſo ſchickte er ihn mit einem Bedienten in jenes Zimmer und ließ ihn ganz nach ſeiner Landesſitte ankleiden. Von da an ging es dann nach „Kleinarabien;“ ſo nannte man einen Saal im Hauſe des Gelehrten.

Dieſer Saal war mit allerlei künſtlich aufgezogenen Bäumen, als Palmen, Bambus, jungen Cedern und dergleichen, und mit Blumen ausgeſchmückt, die nur im Morgenland wachſen. Perſiſche Teppiche lagen auf dem Fußboden, und an den Wänden waren Polſter, nirgends aber ein fränkiſcher Stuhl oder Tiſch. Auf einem dieſer Polſter ſaß der alte Profeſſor; er ſah aber ganz anders aus, als gewöhnlich; um den Kopf hatte er einen feinen türkiſchen Shawl als Turban gewunden, er hatte einen grauen Bart umgeknüpft, der ihm bis zum Gürtel reichte und ausſah wie ein natürlicher, ehrwürdiger Bart eines gewichtigen Mannes. Dazu trug er einen Talar, den er aus einem brokatnen Schlafrock hatte machen laſſen, weite türkiſche Beinkleider, gelbe Pantoffeln, und, ſo friedlich er ſonſt war, an dieſen Tagen hatte er einen türkiſchen Säbel umgeſchnallt, und im Gürtel ſteckte ein Dolch mit falſchen Steinen beſetzt. Dazu rauchte er aus einer zwei Ellen langen Pfeife und ließ ſich von

seinen Leuten bedienen, die ebenfalls Persisch gekleidet waren, und wovon die Hälfte Gesicht und Hände schwarz gefärbt hatte.

Von Anfang wollte dies alles dem jungen Almansor gar wunderlich bedünken, aber bald sah er ein, daß solche Stunden, wenn er in die Gedanken des Alten sich fügte, sehr nützlich für ihn seyen. Durfte er beim Doktor kein egyptisches Wort sprechen, so war hier die fränkische Sprache sehr verboten, Almansor mußte beim Eintreten den Friedensgruß sprechen, den der alte Perser sehr feierlich erwiderte; dann winkte er dem Jüngling, sich neben ihn zu setzen und begann Persisch, Arabisch, Koptisch und alle Sprachen unter einander zu sprechen, und nannte dies eine gelehrte morgenländische Unterhaltung. Neben ihm stand ein Bedienter, oder, was sie an diesem Tage vorstellten, ein Sklave, der ein großes Buch hielt; das Buch war aber ein Wörterbuch, und wenn dem Alten die Worte ausgingen, winkte er dem Sklaven, schlug flugs auf, was er sagen wollte, und fuhr dann zu sprechen fort.

Die Sklaven aber brachten in türkischem Geschirr Sorbet und dergleichen, und wollte Almansor dem Alten ein großes Vergnügen machen, so mußte er sagen, es sey alles bei ihm angeordnet, wie im Morgenland. Almansor las sehr schön Persisch, und das war der Hauptvortheil für den Alten. Er hatte viele persische Manuscripte, aus diesen ließ er sich von dem Jüngling vorlesen, las aufmerksam nach und merkte sich auf diese Art die richtige Aussprache.

Das waren die Freudentage des armen Almansor; denn nie entließ ihn der alte Professor unbeschenkt, und oft trug er sogar kostbare Gaben an Geld oder Leinenzeug oder andern nothwendigen Dingen davon, die ihm der Doktor nicht geben wollte. So lebte Almansor einige Jahre in der

Hauptstadt des Frankenlandes, und nie wurde seine Sehnsucht nach der Heimath geringer. Als er aber etwa fünfzehn Jahre alt war, begab sich ein Vorfall, der auf sein Schicksal großen Einfluß hatte.

Die Franken nämlich wählten ihren ersten Feldherrn, denselben, mit welchem Amansor so oft in Egypten gesprochen hatte, zu ihrem König und Beherrscher. Almansor wußte zwar und erkannte es an den großen Festlichkeiten, daß etwas dergleichen in dieser großen Stadt geschehe; doch konnte er sich nicht denken, daß der König derselbe sey, den er in Egypten gesehen; denn jener Feldherr war noch ein sehr junger Mann. Eines Tages aber ging Almansor über eine jener Brücken, die über den breiten Fluß führen, der die Stadt durchströmt; da gewahrte er in dem einfachen Kleid eines Soldaten einen Mann, der am Brückengeländer lehnte und in die Wellen sah. Die Züge des Mannes fielen ihm auf, und er erinnerte sich, ihn schon gesehen zu haben. Er ging also schnell die Kammern seiner Erinnerung durch und als er an die Pforte der Kammer von Egypten kam, da eröffnete sich ihm plötzlich das Verständniß, daß dieser Mann jener Feldherr der Franken sey, mit welchem er oft im Lager gesprochen, und der immer gütig für ihn gesorgt hatte; er wußte seinen rechten Namen nicht genau, er faßte sich daher ein Herz, trat zu ihm, nannte ihn, wie ihn die Soldaten unter sich nannten, und sprach, indem er nach seiner Landessitte die Arme über der Brust kreuzte: „Salem aleicum, Petit-Caporal!“

Der Mann sah sich erstaunt um, blickte den jungen Menschen mit scharfen Augen an, dachte über ihn nach und sagte dann: „Himmel, ist es möglich! Du hier, Almansor?

Was macht Dein Vater? Wie geht es in Egypten? Was führt Dich zu uns hieher?“

Da konnte ſich Almanſor nicht länger halten, er fing an bitterlich zu weinen und ſagte zu dem Mann: „So weißt Du alſo nicht, was die Hunde, Deine Landsleute, mit mir gemacht haben, Petit-Caporal? Du weißt nicht, daß ich das Land meiner Väter nicht mehr geſehen habe ſeit vielen Jahren?“

„Ich will nicht hoffen,“ ſagte der Mann, und ſeine Stirne wurde finſter; „ich will nicht hoffen, daß man Dich mit hinwegſchleppte.“

„Ach, freilich,“ antwortete Almanſor; „an jenem Tag, wo Eure Soldaten ſich einſchifften, ſah ich mein Vaterland zum letztenmal; ſie nahmen mich mit ſich hinweg, und ein Hauptmann, den mein Elend rührte, zahlt ein Koſtgeld für mich bei einem verwünſchten Doktor, der mich ſchlägt und halb Hungers ſterben läßt. Aber höre, Petit-Caporal,“ fuhr er ganz treuherzig fort, „es iſt gut, daß ich Dich hier traf, Du mußt mir helfen.“

Der Mann, zu welchem er dies ſprach, lächelte und fragte, auf welche Weiſe er denn helfen ſollte.

„Siehe,“ ſagte Almanſor, „es wäre unbillig, wollte ich von Dir etwas verlangen; Du warſt von jeher ſo gütig gegen mich, aber ich weiß, Du biſt auch ein armer Menſch, und wenn Du auch Feldherr warſt, gingſt Du nie ſo ſchön gekleidet, wie die andern; auch jetzt mußt Du, nach Deinem Rock und Hut zu urtheilen, nicht in den beſten Umſtänden ſeyn. Aber da haben ja die Franken letzthin einen Sultan gewählt, und ohne Zweifel kennſt Du Leute, die ſich ihm nahen dürfen, etwa ſeinen Janitſcharenaga, oder den Reiseffendi, oder ſeinen Kapudanpaſcha; nicht?“

„Nun ja," antwortete der Mann, „aber wie weiter?"

„Bei dieſen könnteſt Du ein gutes Wort für mich einlegen, Petit-Caporal, daß ſie den Sultan der Franken bitten, er möchte mich frei laſſen: dann brauche ich auch etwas Geld zur Reiſe übers Meer, vor allem aber mußt Du mir verſprechen, weder dem Doktor, noch dem arabiſchen Profeſſor etwas davon zu ſagen."

„Wer iſt denn der arabiſche Profeſſor?" fragte jener.

„Ach, das iſt ein ſonderbarer Mann; doch von dieſem erzähle ich Dir ein andermal. Wenn es die beiden hörten, dürfte ich nicht mehr aus Frankiſtan weg. Aber willſt Du für mich ſprechen bei den Aga's? Sage es mir aufrichtig!"

„Komm mit mir," ſagte der Mann, „vielleicht kann ich Dir jetzt gleich nützlich ſeyn."

„Jetzt?" rief der Jüngling mit Schrecken. „Jetzt um keinen Preis, da würde mich der Doktor prügeln; ich muß eilen, daß ich nach Hauſe komme."

„Was trägſt Du denn in dieſem Korb?" fragte jener, indem er ihn zurückhielt. Almanſor erröthete und wollte es anfangs nicht zeigen, endlich aber ſagte er: „Siehe, Petit-Caporal, ich muß hier Dienſte thun, wie der geringſte Sklave meines Vaters. Der Doktor iſt ein geiziger Mann, und ſchickt mich alle Tage von unſerm Hauſe eine Stunde weit auf den Gemüſe- und Fiſchmarkt; da muß ich dann unter den ſchmutzigen Marktweibern einkaufen, weil es dort um einige Kupfermünzen wohlfeiler iſt, als in unſerm Stadttheil. Siehe, wegen dieſes ſchlechten Härings, wegen dieſer Handvoll Salat, wegen dieſes Stückchens Butter muß ich alle Tage zwei Stunden gehen. Ach, wenn es mein Vater wüßte!"

Der Mann, zu welchem Almanſor dies ſprach, war

gerührt über die Noth des Knaben und antwortete: „Komm nur mit mir und ſey getroſt; der Doktor ſoll Dir nichts anhaben dürfen, wenn er auch heute weder Häring noch Salat verſpeist. Sey getroſten Muthes und komm.“ Er nahm bei dieſen Worten Almanſor bei der Hand und führte ihn mit ſich, und obgleich dieſem das Herz pochte, wenn er an den Doktor dachte, ſo lag doch ſo viele Zuverſicht in den Worten und Mienen des Mannes, daß er ſich entſchloß, ihm zu folgen. Er ging alſo, ſein Körbchen am Arm, neben dem Soldaten viele Straßen durch, und wunderbar wollte es ihm bedünken, daß alle Leute die Hüte vor ihnen abnahmen und ſtehen blieben und ihnen nachſchauten. Er äußerte dies auch gegen ſeinen Begleiter; dieſer aber lachte und ſagte nichts darüber.

Sie gelangten endlich an ein prachtvolles Schloß, auf welches der Mann zuging. „Wohnſt Du hier? Petit-Caporal,“ fragte Almanſor.

„Hier iſt meine Wohnung,“ entgegnete jener, „und ich will Dich zu meiner Frau führen.“

„Ei, da wohnſt Du ſchön!“ fuhr Almanſor fort. „Gewiß hat Dir der Sultan hier freie Wohnung gegeben?“

„Dieſe Wohnung habe ich vom Kaiſer, Du haſt Recht;“ antwortete ſein Begleiter und führte ihn in das Schloß. Dort ſtiegen ſie eine breite Treppe hinan, und in einem ſchönen Saal hieß er ihn ſeinen Korb abſetzen, und trat dann mit ihm in ein prachtvolles Gemach, wo eine Frau auf einem Divan ſaß. Der Mann ſprach mit ihr in einer fremden Sprache, worauf ſie beide nicht wenig lachten, und die Frau fragte dann Almanſor in fränkiſcher Sprache vieles über Egypten. Endlich ſagte Petit-Caporal zu dem Jüngling:

„Weißt Du, was das beſte iſt? Ich will Dich gleich ſelbſt zum Kaiſer führen, und bei ihm für Dich ſprechen.“

Almanſor erſchrack ſehr, aber er gedachte an ſein Elend und ſeine Heimath: „Dem Unglücklichen,“ ſprach er zu den beiden, „dem Unglücklichen verleiht Allah einen hohen Muth in der Stunde der Noth, er wird auch mich armen Knaben nicht verlaſſen. Ich will es thun, ich will zu ihm gehen. Aber ſage, Caporal muß ich vor ihm niederfallen, muß ich die Stirne mit dem Boden berühren, was muß ich thun?“

Die Beiden lachten von neuem und verſicherten, dies alles ſey nicht nöthig.

„Sieht er ſchrecklich und majeſtätiſch aus?“ fragte er weiter, „hat er einen langen Bart? Macht er feurige Augen? Sage, wie ſieht er aus?“

Sein Begleiter lachte von neuem und ſprach dann: „Ich will Dir ihn lieber gar nicht beſchrieben, Almanſor, Du ſelbſt ſollſt errathen, welcher es iſt. Nur das will ich Dir als Kennzeichen angeben: Alle im Saal des Kaiſers werden, wenn er da iſt, die Hüte ehrerbietig abnehmen, der, welcher den Hut auf dem Kopf behält, der iſt der Kaiſer. Bei dieſen Worten nahm er ihn bei der Hand und ging mit ihm nach dem Saal des Kaiſers. Je näher er kam, deſto lauter pochte ihm das Herz, und die Kniee fingen ihm an zu zittern, als ſie ſich der Thüre näherten. Ein Bedienter öffnete die Thüre, und da ſtanden in einem Halbkreis wenigſtens dreißig Männer, alle prächtig gekleidet, und mit Gold und Sternen überdeckt, wie es Sitte iſt im Lande der Franken bei den vornehmſten Aga's und Baſſa's der Könige; und Almanſor dachte, ſein Begleiter, der ſo unſcheinbar gekleidet war, müſſe der Geringſten einer ſeyn unter dieſen. Sie hatten alle das Haupt entblößt,

und Almanſor fing nun an, nach dem zu ſuchen, der den Hut auf dem Kopf hätte; denn dieſer mußte der Kaiſer ſeyn. Aber vergebens war ſein Suchen. Alle hatten den Hut in der Hand, und der Kaiſer mußte alſo nicht unter ihnen ſeyn; da fiel ſein Blick zufällig auf ſeinen Begleiter und ſiehe — dieſer hatte den Hut auf dem Kopfe ſitzen!

Der Jüngling war erſtaunt, betroffen. Er ſah ſeinen Begleiter lange an und ſagte dann, indem er ſelbſt ſeinen Hut abnahm: „Saiem aleicum, Petit-Caporal! So viel ich weiß, bin ich ſelbſt nicht der Sultan der Franken, alſo kommt es mir nicht zu, mein Haupt zu bedecken; doch, Du biſt der, der den Hut trägt, — Petit-Caporal, biſt denn Du der Kaiſer?“

„Du haſt's errathen,“ antwortete jener, „und überdies bin ich Dein Freund. Schreibe Dein Unglück nicht mir, ſondern einer unglücklichen Verwirrung der Umſtände zu und ſey verſichert, daß Du mit dem erſten Schiff in Dein Vaterland zurückſegelſt. Gehe jetzt wieder hinein zu meiner Frau, erzähle ihr vom arabiſchen Profeſſor, und was Du weißt. Die Häringe und den Salat will ich dem Doktor ſchicken, Du aber bleibſt für Deinen Aufenthalt in meinem Palaſt.“

So ſprach der Mann, der Kaiſer war; Almanſor aber fiel vor ihm nieder, küßte ſeine Hand und bat ihn um Verzeihung, daß er ihn nicht erkannt habe, er habe es ihm gewiß nicht angeſehen, daß er Kaiſer ſey.

„Du haſt Recht,“ erwiderte jener lachend, „wenn man nur wenig Tage Kaiſer iſt, kann man es nicht an der Stirne geſchrieben haben.“ So ſprach er und winkte ihm, ſich zu entfernen.

Seit dieſem Tage lebte Almanſor glücklich und in Freuden. Den arabiſchen Profeſſor, von welchem er dem Kaiſer

erzählte, durfte er noch einigemal beſuchen, den Doktor aber ſah er nicht mehr. Nach einigen Wochen ließ ihn der Kaiſer zu ſich rufen und kündigte ihm an, daß ein Schiff vor Anker liege, mit dem er ihn nach Egypten ſenden wolle. Almanſor war außer ſich vor Freude; wenig Tage reichten hin, um ihn auszurüſten, und mit einem Herzen voll Dankes und mit Schätzen und Geſchenken reich beladen, reiste er vom Kaiſer ab ans Meer und ſchiffte ſich ein.

Aber Allah wollte ihn noch länger prüfen, wollte ſeinen Muth im Unglück noch länger ſtählen, und ließ ihn die Küſte ſeiner Heimath noch nicht ſehen. Ein anderes fränkiſches Volk, die Engländer, führten damals Krieg mit dem Kaiſer auf der See. Sie nahmen ihm alle Schiffe weg, die ſie beſiegen konnten, und ſo kam es, daß am ſechsten Tage der Reiſe das Schiff, auf welchem ſich Almanſor befand, von engliſchen Schiffen umgeben und beſchoſſen wurde; es mußte ſich ergeben, und die ganze Mannſchaft wurde auf ein kleineres Schiff gebracht, das mit den andern weiter ſegelte. Doch, auf der See iſt es nicht weniger unſicher als in der Wüſte, wo unverſehens die Räuber auf die Karawanen fallen und todtſchlagen und plündern. Ein Kaper von Tunis überfiel das kleine Schiff, das der Sturm von den größeren Schiffen getrennt hatte, und es wurde genommen, und alle Mannſchaft nach Algier geführt und verkauft.

Almanſor kam zwar nicht in ſo harte Sklaverei als die Chriſten, weil er ein rechtgläubiger Muſelmann war, aber dennoch war jetzt wieder alle Hoffnung verſchwunden, die Heimath und den Vater wieder zu ſehen. Dort lebte er bei einem reichen Mann fünf Jahre, und mußte die Blumen begießen und den Garten bauen. Da ſtarb der

reiche Mann ohne nahe Erben, ſeine Beſitzungen wurden zerriſſen, ſeine Sklaven getheilt, und Almanſor fiel in die Hände eines Sklavenmäklers. Dieſer rüſtete um dieſe Zeit ein Schiff aus, um ſeine Sklaven anderwärts theurer zu verkaufen. Der Zufall wollte, daß ich ſelbſt ein Sklave dieſes Händlers war, und auf daſſelbe Schiff kam, wo auch Almanſor ſich befand. Dort lernten wir uns kennen, und dort erzählte er mir ſeine wunderbaren Schickſale. Doch — als wir landeten, war ich Zeuge der wunderbarſten Fügung Allahs; es war die Küſte ſeines Vaterlandes, an welche wir aus dem Boot ſtiegen, es war der Markt ſeiner Vaterſtadt, wo wir öffentlich ausgeboten wurden, und, o Herr! daß ich es kurz ſage, es war ſein eigener, ſein theurer Vater, der ihn kaufte!

Der Scheik Ali Banu war in tiefes Nachdenken verſunken über deiſe Erzählung; ſie hatte ihn unwillkürlich mit ſich fortgeriſſen, ſeine Bruſt hob ſich, ſein Auge glühte, und er war oft nahe daran, ſeinen jungen Sklaven zu unterbrechen; aber das Ende der Erzählung ſchien ihn nicht zubefriedigen.

„Er könnte jetzt einundzwanzig Jahre haben, ſagſt Du?“ ſo fing er an zu fragen.

„Herr, er iſt in meinem Alter, ein- bis zweiundzwanzig Jahre.“

„Und welche Stadt nannte er ſeine Geburtsſtadt, das haſt Du uns noch nicht geſagt.“

„Wenn ich nicht irre,“ antwortete jener, „ſo war es Aleſſandria!“

„Aleſſandria!“ rief der Scheik; „es iſt mein Sohn; wo

iſt er geblieben? Sagteſt Du nicht, daß er Kairam hieß? Hat er dunkle Augen und braunes Haar?“

„Er hat es, und in traulichen Stunden nannte er ſich Kairam und nicht Almanſor.“

„Aber, Allah! Allah! ſage mir doch, ſein Vater hätte ihn vor Deinen Augen gekauft, ſagſt Du; verſicherte er, es ſey ſein Vater? Alſo iſt er doch nicht mein Sohn!“

Der Sklave antwortete: „Er ſprach zu mir: Allah ſey geprieſen nach ſo langem Unglück; das iſt der Marktplatz meiner Vaterſtadt. Nach einer Weile aber kam ein vornehmer Mann um die Ecke, da rief er: O was für ein theures Geſchenk des Himmels ſind die Augen! Ich ſehe noch einmal meinen ehrwürdigen Vater! Der Mann aber trat zu uns, betrachtet dieſen und jenen, und kauft endlich den, dem dies alles begegnet iſt, da rief er Allah an, ſprach ein heißes Dankgebet und flüſterte mir zu: Jetzt gehe ich wieder ein in die Hallen meines Glückes; es iſt mein eigener Vater, der mich gekauft hat.“

„Es iſt alſo doch nicht mein Sohn, mein Kairam!“ ſagte der Scheik, von Schmerz bewegt.

Da konnte ſich der Jüngling nicht mehr zurückhalten, Thränen der Freude entſtürzten ſeinen Augen, er warf ſich nieder vor dem Scheik und rief: „Und dennoch iſt es Euer Sohn, Kairam Almanſor; denn Ihr ſeyd es, der ihn gekauft hat.“

„Allah, Allah! Ein Wunder, ein großes Wunder!“ riefen die Anweſenden und drängten ſich herbei; der Scheik aber ſtand ſprachlos und ſtaunte den Jüngling an, der ſein ſchönes Antlitz zu ihm aufhob. „Mein Freund Muſtapha!“ ſprach er zu dem alten Derwiſch, „vor meinen Augen hängt ein Schleier von Thränen, daß ich nicht ſehen kann, ob die

Züge ſeiner Mutter, die mein Kairam trug, auf ſeinem Geſicht eingegraben ſind, trete Du her und ſchaue ihn an.“

Der Alte trat herzu; ſah ihn lange an, legte ſeine Hand auf die Stirne des jungen Mannes und ſprach: „Kairam! wie hieß der Spruch, den ich Dir am Tage des Unglücks mitgab ins Lager der Franken?“

„Mein theurer Lehrer!“ antwortete der Jüngling, indem er die Hand des Alten an ſeine Lippen zog; „er hieß: So einer Allah liebt und ein gutes Gewiſſen hat, iſt er auch in der Wüſte des Elendes nicht allein; denn er hat zwei Gefährten, die ihm tröſtend zur Seite gehen.“

Da hob der Alte ſeine Augen dankend auf zum Himmel, zog den Jüngling hinauf an ſeine Bruſt und gab ihn dem Scheik und ſprach: „Nimm ihn hin; ſo gewiß Du zehn Jahre um ihn trauerteſt, ſo gewiß iſt es Dein Sohn Kairam.“

Der Scheik war außer ſich vor Freude und Entzücken; er betrachtete immer von Neuem wieder die Züge des Wiedergefundenen, und unläugbar fand er das Bild ſeines Sohnes wieder, wie er ihn verloren hatte. Und alle Anweſenden theilten ſeine Freude; denn ſie liebten den Scheik, und jedem unter ihnen war es, als wäre ihm heute ein Sohn geſchenkt worden.

Jetzt füllte wieder Geſang und Jubel dieſe Halle, wie in den Tagen des Glückes und der Freude. Noch einmal mußte der Jüngling, und noch ausführlicher, ſeine Geſchichte erzählen, und alle prieſen den arabiſchen Profeſſor und den Kaiſer und jeden, der ſich Kairams angenommen hatte. Man war beiſammen bis in die Nacht, und als man aufbrach,

beſchenkte der Scheik jeden ſeiner Freunde reichlich, auf daß er immer dieſes Freudentages gedenke.

Die vier jungen Männer aber ſtellte er ſeinem Sohne vor und lud ſie ein, ihn immer zu beſuchen, und es war ausgemachte Sache, daß er mit dem Schreiber leſen, mit dem Maler kleine Reiſen machen ſollte, daß der Kaufmann Geſang und Tanz mit ihm theile, und der andere alle Vergnügungen für ſie bereiten ſolle. Auch ſie wurden reich beſchenkt und traten freudig aus dem Hauſe des Scheiks.

„Wem haben wir dies alles zu verdanken," ſprachen ſie untereinander, „wem anders als dem Alten? Wer hätte dies damals gedacht, als wir vor dieſem Hauſe ſtanden und über den Scheik loszogen?"

„Und wie leicht hätte es uns einfallen können, die Lehren des alten Mannes zu überhören," ſagte ein anderer, „oder ihn ganz zu verſpotten? Denn er ſah doch recht zerriſſen und ärmlich aus, und wer konnte denken, daß dies der weiſe Muſtapha ſey?"

„Und wunderbar! war es nicht hier, wo wir unſere Wünſche laut werden ließen?" ſprach der Schreiber. „Da wollte der eine reiſen, der andere ſingen und tanzen, der dritte gute Geſellſchaft haben und ich — Geſchichten leſen und hören, und ſind nicht alle unſere Wünſche in Erfüllung gegangen? Darf ich nicht alle Bücher des Scheik leſen und kaufen, was ich will?"

„Und darf ich nicht ſeine Tafel zurichten und ſeine ſchönſten Vergnügungen anordnen, und ſelbſt dabei ſeyn?" ſagte der andere.

„Und ich? ſo oft mich mein Herz gelüſtet, Geſang und Saitenſpiel zu hören, oder einen Tanz zu ſehen, darf ich nicht hingehen, und mir ſeine Sklaven ausbitten?"

„Und ich!“ rief der Maler; „vor dieſem Tage war ich arm und konnte keinen Fuß aus dieſer Stadt ſetzen, und jetzt kann ich reiſen, wohin ich will!“

„Ja,“ ſprachen ſie alle, „es war doch gut, daß wir dem Alten folgten; wer weiß, was aus uns geworden wäre?“

So ſprachen ſie und gingen freudig und glücklich nach Hauſe.

Das Wirthshaus im Spessart.

Vor vielen Jahren, als im Spessart die Wege noch schlecht und nicht so häufig als jetzt befahren waren, zogen zwei junge Bursche durch diesen Wald. Der eine mochte achtzehn Jahre alt seyn und war ein Zirkelschmied, der andere, ein Goldarbeiter, konnte nach seinem Aussehen kaum sechzehn Jahre haben und machte wohl jetzt eben seine erste Reise in die Welt. Der Abend war schon heraufgekommen, und die Schatten der riesengroßen Fichten und Buchen verfinsterten den schmalen Weg, auf dem die Beiden wanderten. Der Zirkelschmied schritt wacker vorwärts und pfiff ein Lied, schwatzte auch zuweilen mit Munter, seinem Hund, und schien sich nicht viel darum zu kümmern, daß die Nacht nicht mehr fern, desto ferner aber die nächste Herberge sey. Aber Felix, der Goldarbeiter, sah sich oft ängstlich um. Wenn der Wind durch die Bäume rauschte, so war es ihm, als höre er Tritte hinter sich. Wenn das Gesträuch am Wege hin und her wankte und sich theilte, glaubte er Gesichter hinter den Büschen lauern zu sehen.

Der junge Goldschmied war sonst nicht abergläubisch oder muthlos. In Würzburg, wo er gelernt hatte, galt er unter seinen Kameraden für einen unerschrockenen Burschen, dem das Herz am rechten Fleck sitze; aber heute war ihm

doch ſonderbar zu Muth. Man hatte ihm vom Speſſart ſo mancherlei erzählt. Eine große Räuberbande ſollte dort ihr Weſen treiben, viele Reiſende waren in den letzten Wochen geplündert worden, ja man ſprach ſogar von einigen gräulichen Mordgeſchichten, die vor nicht langer Zeit dort vorgefallen ſeyen. Da war ihm nun doch etwas bange für ſein Leben, denn ſie waren ja nur zu zwei und konnten gegen bewaffnete Räuber gar wenig ausrichten. Oft gereute es ihn, daß er dem Zirkelſchmid gefolgt war, noch eine Station zu gehen, ſtatt am Eingang des Waldes über Nacht zu bleiben.

„Und wenn ich heute Nacht todt geſchlagen werde und um Leben und alles komme, was ich bei mir habe, ſo iſts nur Deine Schuld, Zirkelſchmid, denn Du haſt mich in den ſchrecklichen Wald hereingeſchwatzt.“

„Sey kein Haſenfuß,“ erwiderte der andere, „ein rechter Handwerksburſche ſoll eigentlich ſich gar nicht fürchten. Und was meinſt Du denn? Meinſt Du die Herren Räuber im Speſſart werden uns die Ehre anthun, uns zu überfallen und todt zu ſchlagen? Warum ſollten ſie ſich dieſe Mühe geben? Etwa wegen meines Sonntagsrocks, den ich im Ranzen habe, oder wegen des Zehrpfennigs von einem Thaler? Da muß man ſchon mit Vieren fahren, in Gold und Seide gekleidet ſeyn, wenn ſie es der Mühe werth finden, einen todt zu ſchlagen.“

„Halt! hörſt Du nicht etwas pfeifen im Wald?“ rief Felix ängſtlich.

„Das war der Wind, der um die Bäume pfeift: geh nur raſch vorwärts, lange kann es nicht mehr dauern.“

„Ja, Du haſt gut reden wegen des Todtſchlagens,“ fuhr der Goldarbeiter fort. „Dich fragen ſie, was Du haſt, durchſuchen Dich und nehmen Dir allenfalls den Sonntagsrock

und den Gulden und dreißig Kreuzer. Aber mich, mich ſchlagen ſie gleich anfangs todt. Nur weil ich Gold und Geſchmeide mit mir führe.“

„Ei warum ſollten ſie Dich todtſchlagen deßwegen? Kämen jetzt vier oder fünf dort aus dem Buſch, mit geladenen Büchſen, die ſie auf uns anlegen, und fragten ganz höflich: „„Ihr Herren, was habt ihr bei euch?““ und „„machet es euch bequem, wir wollens euch tragen helfen,““ und was dergleichen anmuthige Redensarten ſind. Da wäreſt Du wohl kein Thor, machteſt Dein Ränzchen auf und legteſt die gelbe Weſte, den blauen Rock, zwei Hemder und alle Halsbänder und Armbänder und Kämme, und was Du ſonſt noch haſt, höflich auf die Erde, und bedankteſt Dich fürs Leben, das ſie Dir ſchenkten.“

„So? meinſt Du,“ entgegnete Felix ſehr eifrig, „den Schmuck für meine Frau Pathe, die liebe Frau Gräfin, ſoll ich hergeben? Eher mein Leben; eher laß ich mich in kleine Stücke zerſchneiden. Hat ſie nicht Mutterſtelle an mir vertreten und ſeit meinem zehnten Jahre mich aufziehen laſſen? Hat ſie nicht die Lehre für mich bezahlt und Kleider und alles? Und jetzt, da ich ſie beſuchen darf, und etwas mitbringe von meiner eigenen Arbeit, das ſie beim Meiſter beſtellt hat; jetzt, da ich ihr an dem ſchönen Geſchmeide zeigen könnte, was ich gelernt habe, jetzt ſoll ich das alles hergeben und die gelbe Weſte dazu, die ich auch von ihr habe? Nein, lieber ſterben, als daß ich den ſchlechten Menſchen meiner Frau Pathe Geſchmeide gebe!“

„Sey kein Narr!“ rief der Zirkelſchmid. „Wenn ſie Dich todt ſchlagen, bekommt die Frau Gräfin den Schmuck dennoch nicht. Drum iſt es beſſer, Du gibſt ihn her und erhältſt Dein Leben.“

Felix antwortete nicht. Die Nacht war jetzt ganz heraufgekommen und bei dem ungewissen Schein des Neumonds konnte man kaum auf fünf Schritte vor sich sehen. Er wurde immer ängstlicher, hielt sich näher an seinen Kameraden und war mit sich uneinig, ob er seine Reden und Beweise billigen sollte oder nicht. Noch eine Stunde beinahe waren sie so fortgegangen, da erblickten sie in der Ferne ein Licht. Der junge Goldschmied meinte aber, man dürfe nicht trauen, vielleicht könnte es ein Räuberhaus seyn, aber der Zirkelschmied belehrte ihn, daß die Räuber ihre Häuser oder Höhlen unter der Erde haben, und dies müsse das Wirthshaus seyn, das ihnen ein Mann am Eingang des Waldes beschrieben.

Es war ein langes, aber niedriges Haus, ein Karren stand davor, und nebenan im Stalle hörte man Pferde wiehern. Der Zirkelschmied winkt seinen Gesellen an ein Fenster, dessen Laden geöffnet waren. Sie konnten, wenn sie sich auf die Zehen stellten, die Stube übersehen. Am Ofen in einem Armstuhl schlief ein Mann, der seiner Kleidung nach ein Fuhrmann und wohl auch der Herr des Karren vor der Thüre seyn konnte. An der andern Seite des Ofens saßen ein Weib und ein Mädchen und spannen. Hinter dem Tisch an der Wand saß ein Mensch, der ein Glas Wein vor sich, den Kopf in die Hände gestützt hatte, so daß sie sein Gesicht nicht sehen konnten. Der Zirkelschmied aber wollte aus seiner Kleidung bemerken, daß es ein vornehmer Herr seyn müsse.

Als sie so noch auf der Lauer standen, schlug ein Hund im Hause an. Munter, des Zirkelschmieds Hund, antwortete, und eine Magd erschien in der Thüre und schaute nach den Fremden heraus.

Man verſprach, ihnen Nachteſſen und Betten geben zu können. Sie traten ein und legten die ſchweren Bündel, Stock und Hut in die Ecken und ſetzten ſich zu dem Herrn am Tiſche. Dieſer richtete ſich bei ihrem Gruße auf, und ſie erblickten einen feinen jungen Mann, der ihnen freundlich für ihren Gruß dankte.

„Ihr ſeyd ſpät auf der Bahn," ſagte er. „Habt Ihr Euch nicht gefürchtet, in ſo dunkler Nacht durch den Speſſart zu reiſen? Ich für meinen Theil habe lieber mein Pferd in dieſer Schenke eingeſtellt, als daß ich nur noch eine Stunde weiter geritten wäre."

„Da habt Ihr allerdings Recht gehabt, Herr!" erwiderte der Zirkelſchmied. „Der Hufſchlag eines ſchönen Pferdes iſt Muſik in den Ohren dieſes Geſindels und lockt ſie auf eine Stunde weit. Aber wenn ein Paar arme Burſche wie wir durch den Wald ſchleichen, Leute, welchen die Räuber eher ſelbſt etwas ſchenken könnten, da heben ſie keinen Fuß auf!"

„Das iſt wohl wahr," entgegnete der Fuhrmann, der durch die Ankunft der Fremden erweckt, auch an den Tiſch getreten war; „einem armen Mann können ſie nicht viel anhaben ſeines Geldes willen. Aber man hat Beiſpiele, daß ſie arme Leute nur aus Mordluſt niederſtießen, oder ſie zwangen unter die Bande zu treten und als Räuber zu dienen."

„Nun, wenn es ſo ausſieht mit dieſen Leuten im Wald," bemerkte der junge Goldſchmied, „ſo wird uns wahrhaftig auch dieſes Haus wenig Schutz gewähren. Wir ſind nur zu vier, und mit dem Hausknecht fünf; wenn es ihnen einfällt zu zehn uns zu überfallen, was können wir gegen ſie?

und überdies," setzte er leise flüsternd hinzu, „wer steht uns dafür, daß diese Wirthsleute ehrlich sind?"

„Da hat es gute Wege, erwiderte der Fuhrmann. „Ich kenne diese Wirthschaft seit mehr als zehn Jahren und habe nie etwas Unrechtes darin verspürt. Der Mann ist selten zu Hause, man sagt, er treibe Weinhandel; die Frau aber ist eine stille Frau, die niemand Böses will; nein, dieser thut Ihr Unrecht, Herr!"

„Und doch," nahm der junge vornehme Herr das Wort, „doch möchte ich nicht so ganz verwerfen, was er gesagt. Erinnert Euch an die Gerüchte von jenen Leuten, die in diesem Wald auf einmal spurlos verschwunden sind. Mehrere davon hatten vorher gesagt, sie werden in diesem Wirthshaus übernachten, und als man nach zwei oder drei Wochen nichts von ihnen vernahm, ihrem Weg nachforschte und auch hier im Wirthshause nachfragte, da soll nun keiner gesehen worden seyn; verdächtig ist es doch."

„Weiß Gott;" rief der Zirkelschmid, „da handelten wir ja vernünftiger, wenn wir unter dem nächsten besten Baum unser Nachtlager nähmen, als hier in diesen vier Wänden, wo an kein Entspringen zu denken ist, wenn sie einmal die Thüre besetzt haben; denn die Fenster sind vergittert."

Sie waren alle durch diese Reden nachdenklich geworden. Es schien gar nicht unwahrscheinlich, daß die Schenke im Wald, sey es gezwungen oder freiwillig, im Einverständniß mit den Räubern war. Die Nacht schien ihnen daher gefährlich; denn wie manche Sage hatten sie gehört von Wanderern, die man im Schlaf überfallen und gemordet hatte; und sollte es auch nicht an ihr Leben gehen, so war doch ein Theil der Gäste in der Waldschenke von so beschränkten Mitteln, daß ihnen ein Raub an einem Theil

ihrer Habe ſehr empfindlich geweſen wäre. Sie ſchauten verdrießlich und düſter in ihre Gläſer. Der junge Herr wünſchte auf ſeinem Roß durch ein ſicheres, offenes Thal zu traben, der Zirkelſchmid wünſchte ſich zwölf ſeiner handfeſten Kameraden, mit Knütteln bewaffnet als Leibgarde; Felix, dem Goldarbeiter war bange, mehr um den Schmuck ſeiner Wohlthäterin, als um ſein Leben; der Fuhrmann aber, der einigemal den Rauch ſeiner Pfeife nachdenklich vor ſich hingeblaſen, ſprach leiſe: „Ihr Herren, im Schlaf wenigſtens ſollen ſie uns nicht überfallen. Ich für meinen Theil will, wenn nur noch einer mit mir hält, die ganze Nacht wach bleiben.“

„Das will ich auch“ — „ich auch,“ riefen die drei übrigen; „ſchlafen könnte ich doch nicht,“ ſetzte der junge Herr hinzu.

„Nun ſo wollen wir etwas treiben, daß wir wach bleiben,“ ſagte der Fuhrmann; „ich denke, weil wir doch gerade zu vier ſind, könnten wir Karten ſpielen, das hält wach und vertreibt die Zeit.“

„Ich ſpiele niemals Karten,“ erwiderte der junge Herr, „darum kann ich wenigſtens nicht mithalten.“

„Und ich kenne die Karten gar nicht,“ ſetzte Felix hinzu.

„Was können wir denn aber anfangen, wenn wir nicht ſpielen?“ ſprach der Zirkelſchmid. „Singen? Das geht nicht und würde nur das Geſindel herbeilocken; einander Räthſel und Sprüche aufgeben zum Errathen? Das dauert auch nicht lange. Wißt ihr was? Wie wäre es, wenn wir uns etwas erzählten? Luſtig oder ernſthaft, wahr oder erdacht, es hält doch wach und vertreibt die Zeit ſo gut wie Kartenſpiel.“

„Ich bins zufrieden, wenn Ihr anfangen wollet,“ ſagte

der junge Herr lächelnd. „Ihr Herren vom Handwerk kommet in allen Ländern herum und könnet ſchon etwas erzählen; hat doch jede Stadt ihre eigenen Sagen und Geſchichten.“

„Ja, ja, man hört manches,“ erwiderte der Zirkelſchmied, „dafür ſtudiren Herren wie Ihr fleißig in den Büchern, wo gar wundervolle Sachen geſchrieben ſtehen; da wüßtet Ihr noch Klügeres und Schöneres zu erzählen, als ein ſchlichter Handwerksburſche wie unſer einer. Mich müßte alles trügen, oder Ihr ſeyd ein Student, ein Gelehrter.“

„Ein Gelehrter nicht,“ lächelte der junge Herr, „wohl aber ein Student und will in den Ferien nach der Heimath reiſen; doch was in unſern Büchern ſteht, eignet ſich weniger zum Erzählen, als was Ihr hie und dort gehöret. Darum hebet immer an, wenn anders dieſe da gerne zuhören.“

„Noch höher als Kartenſpiel,“ erwiderte der Fuhrmann, „gilt bei mir, wenn einer eine ſchöne Geſchichte erzählt. Oft fahre ich auf der Landſtraße lieber im elendeſten Schritt und höre einem zu, der neben hergeht und etwas Schönes erzählt; manchen habe ich ſchon im ſchlechten Wetter auf den Karren genommen, unter der Bedingung, daß er etwas erzähle, und einen Kameraden von mir habe ich, glaube ich, nur deßwegen ſo lieb, weil er Geſchichten weiß, die ſieben Stunden lang und länger dauern.

„So geht es auch mir,“ ſetzte der junge Goldarbeiter hinzu, „erzählen höre ich für mein Leben gerne, und mein Meiſter in Würzburg mußte mir die Bücher ordentlich verbieten, daß ich nicht zu viel Geſchichten las und die Arbeit darüber vernachläſſigte. Drum gib nur etwas Schönes

preis, Zirkelſchmied, ich weiß, Du könnteſt erzählen von jetzt an, bis es Tag wird, ehe Dein Vorrath ausginge.“

Der Zirkelſchmied trank, um ſich zu ſeinem Vortrag zu ſtärken, und hub alsdann alſo an:

Die Sage vom Hirſchgulden.

In Oberſchwaben ſtehen noch heutzutage die Mauern einer Burg, die einſt die ſtattlichſte der Gegend war, Hohenzollern. Sie erhebt ſich auf einem runden ſteilen Berg, und von ihrer ſchroffen Höhe ſieht man weit und frei ins Land. So weit und noch viel weiter, als man dieſe Burg im Land umher ſehen kann, ward das tapfere Geſchlecht der Zollern gefürchtet, und ihren Namen kannte und ehrte man in allen deutſchen Landen. Nun lebte vor mehreren hundert Jahren, ich glaube das Schießpulver war kaum erfunden, auf dieſer Feſte ein Zollern, der von Natur ein ſonderbarer Menſch war. Man konnte nicht ſagen, daß er ſeine Unterthanen hat gedrückt oder mit ſeinen Nachbarn in Fehde gelebt hätte, aber dennoch traute ihm niemand über den Weg ob ſeinem finſteren Auge, ſeiner krauſen Stirne und ſeinem einſilbigen, mürriſchen Weſen. Es gab wenige Leute außer dem Schloßgeſinde, die ihn je hatten ordentlich ſprechen hören, wie andere Menſchen; denn wenn er durch das Thal ritt, einer ihm begegnete und ſchnell die Mütze abnahm, ſich hinſtellte und ſagte: „Guten Abend, Herr Graf, heute iſt es ſchön Wetter,“ ſo antwortete er: „Dummes Zeug,“ oder „Weiß ſchon.“ Hatte aber einer etwas nicht recht gemacht, für ihn oder ſeine Roſſe, begegnete ihm ein Bauer im Hohlweg mit dem Karren, daß er auf ſeinem Rappen nicht ſchnell genug vorüberkommen konnte, ſo entlud

ſich ſein Ingrimm in einem Donner von Flüchen; doch hat man nie gehört, daß er bei ſolchen Gelegenheiten einen Bauern geſchlagen hätte. In der Gegend aber hieß man ihn „das böſe Wetter von Zollern.“

Das böſe Wetter von Zollern hatte eine Frau, die der Widerpart von ihm und ſo mild und freundlich war, wie ein Maitag. Oft hat ſie Leute, die ihr Eheherr durch harte Reden beleidigt hatte, durch freundliche Worte und ihre gütigen Blicke wieder mit ihm ausgeſöhnt; den Armen aber that ſie Gutes, wo ſie konnte, und ließ es ſich nicht verdrießen, ſogar im heißen Sommer oder im ſchrecklichſten Schneegeſtöber den ſteilen Berg herab zu gehen, um arme Leute oder kranke Kinder zu beſuchen. Begegnete ihr auf ſolchen Wegen der Graf, ſo ſagte er mürriſch: „Weiß ſchon, dummes Zeug,“ und ritt weiter.

Manch andere Frau hätte dieſes mürriſche Weſen abgeſchreckt oder eingeſchüchtert; die eine hätte gedacht: was gehen mich die armen Leute an, wenn mein Herr ſie für dummes Zeug hält; die andere hätte vielleicht aus Stolz oder Unmuth die Liebe gegen einen ſo mürriſchen Gemahl erkalten laſſen; doch nicht alſo Frau Hedwig von Zollern. Die liebte ihn nach wie vor, ſuchte mit ihrer ſchönen weißen Hand die Falten von ſeiner braunen Stirne zu ſtreichen, und liebte und ehrte ihn. Als aber nach Jahr und Tag der Himmel ein junges Gräflein zum Angebinde beſcheerte, liebte ſie ihren Gatten nicht minder, indem ſie ihrem Söhnlein dennoch alle Pflichten einer zärtlichen Mutter erzeigte. Drei Jahre lang vergingen, und der Graf von Zollern ſah ſeinen Sohn nur alle Sonntage nach Tiſche, wo er ihm von der Amme dargereicht wurde. Er blickte ihn dann unverwandt an, brummte etwas in den Bart und gab ihn der

Amme zurück. Als jedoch der Kleine Vater ſagen konnte, ſchenkte der Graf der Amme einen Gulden, — dem Kind machte er kein fröhlicheres Geſicht.

An ſeinem dritten Geburtstag aber ließ der Graf ſeinem Sohn die erſten Höslein anziehen und kleidete ihn prächtig in Sammt und Seide; dann befahl er, ſeinen Rappen und ein anderes ſchönes Roß vorzuführen, nahm den Kleinen auf den Arm und fing an mit klirrenden Sporen die Wendeltreppe hinabzuſteigen. Frau Hedwig erſtaunte, als ſie dies ſah. Sie war ſonſt gewohnt nicht zu fragen, wo aus, und wann heim? wenn er ausritt, aber diesmal öffnete die Sorge um ihr Kind ihre Lippen. „Wollet Ihr ausreiten, Herr Graf?“ — ſprach ſie; er gab keine Antwort. — „Wozu denn den Kleinen?“ fragte ſie weiter. „Cuno wird mit mir ſpazieren gehen.“

„Weiß ſchon,“ entgegnete das böſe Wetter von Zollern und ging weiter; und als er im Hof ſtand, nahm er den Knaben bei einem Füßlein, hob ihn ſchnell in den Sattel, band ihn mit einem Tuch feſt, ſchwang ſich ſelbſt auf den Rappen und trabte zum Burgthore hinaus, indem er den Zügel vom Roſſe ſeines Söhnleins in die Hand nahm.

Dem Kleinen ſchien es anfangs großes Vergnügen zu gewähren, mit dem Vater den Berg hinab zu reiten. Er klopfte in die Hände, er lachte und ſchüttelte ſein Rößlein an den Mähnen, damit es ſchneller laufen ſollte, und der Graf hatte ſeine Freude daran, rief auch einigemal: „Kannſt ein wackerer Burſche werden.“

Als ſie aber in der Ebene angekommen waren, und der Graf ſtatt Schritte Trab anſchlug, da vergingen dem Kleinen die Sinne; er bat anfangs ganz beſcheiden, ſein Vater möchte langſamer reiten, als es aber immer ſchneller ging,

und der heftige Wind dem armen Cuno beinahe den Athem nahm, da fing er an, ſtill zu weinen, wurde immer ungeduldiger und ſchrie am Ende aus Leibeskräften.

„Weiß ſchon! dummes Zeug!“ fing jetzt ſein Vater an. „Heult der Junge beim erſten Ritt; ſchweig oder ———“ Doch den Augenblick, als er mit einem Fluche ſein Söhnlein aufmuntern wollte, bäumte ſich ſein Roß; der Zügel des andern entfiel ſeiner Hand, er arbeitet ſich ab, Meiſter ſeines Thieres zu werden, und als er es zur Ruhe gebracht hatte und ſich ängſtlich nach ſeinem Kind umſah, erblickte er deſſen Pferd, wie es ledig und ohne den kleinen Reiter der Burg zulief.

So ein harter finſterer Mann der Graf von Zollern ſonſt war, ſo überwand doch dieſer Anblick ſein Herz; er glaubte nicht anders, als ſein Kind liege zerſchmettert am Weg; er raufte ſich den Bart und jammerte. Aber nirgends, ſo weit er zurückritt, ſah er eine Spur von dem Knaben; ſchon ſtellte er ſich vor, das ſcheugewordene Roß habe ihn in einen Waſſergraben geſchleudert, der neben dem Wege lag. Da hörte er von einer Kinderſtimme hinter ſich ſeinen Namen rufen, und als er ſich flugs umwandte — ſieh'! da ſaß ein altes Weib unweit der Straße unter einem Baum und wiegte den Kleinen auf ihren Knieen.

„Wie kömmſt Du zu dem Knaben, alte Hexe?“ ſchrie der Graf in großem Zorn; „ſogleich bringe ihn heran zu mir.“

„Nicht ſo raſch, nicht ſo raſch, Euer Gnaden!“ lachte die alte, häßliche Frau, „könntet ſonſt auch ein Unglück nehmen auf Eurem ſtolzen Roß! Wie ich zu dem Junkerlein kam, fraget Ihr? Nun, ſein Pferd ging durch, und er hing nur noch mit einem Füßchen angebunden und das Haar

ſtreifte faſt am Boden, da habe ich ihn aufgefangen in meiner Schürze."

„Weiß ſchon!" rief der Herr von Zollern unmuthig, „gib ihn jetzt her; ich kann nicht wohl abſteigen, das Roß iſt wild und könnte ihn ſchlagen."

„Schenket mir einen Hirſchgulden!" erwiderte die Frau demüthig bittend.

„Dummes Zeug!" ſchrie der Graf und warf ihr einige Pfennige unter den Baum.

„Nein! einen Hirſchgulden könnte ich gut brauchen," fuhr ſie fort.

„Was Hirſchgulden! biſt ſelbſt keinen Hirſchgulden werth!" eiferte der Graf. „Schnell das Kind her oder ich hetze die Hunde auf Dich!"

„So? Bin ich keinen Hirſchgulden werth?" antwortete jene mit höhniſchem Lächeln. „Na! man wird ja ſehen, was von Eurem Erbe einen Hirſchgulden werth iſt; aber da die Pfennige behaltet für Euch." Indem ſie dies ſagte, warf ſie die drei kleinen Kupferſtücke dem Grafen zu, und ſo gut konnte die Alte werfen, daß alle drei ganz gerade in den kleinen Lederbeutel fielen, den der Graf noch in der Hand hielt.

Der Graf wußte einige Minuten vor Staunen über dieſe wunderbare Geſchicklichkeit kein Wort hervorzubringen, endlich aber löste ſich ſein Staunen in Wuth auf. Er faßte ſeine Büchſe, ſpannte den Hahn und zielte dann auf die Alte. Dieſe herzte und küßte ganz ruhig den kleinen Grafen, indem ſie ihn ſo vor ſich hin hielt, daß ihn die Kugel zuerſt hätte treffen müſſen. „Biſt ein guter frommer Junge," ſprach ſie, „bleibe nur ſo und es wird Dir nicht fehlen." Dann ließ ſie ihn los, dräute dem Grafen mit dem

Finger: „Zollern, Zollern, den Hirschgulden bleibt Ihr mir noch schuldig," rief sie und schlich unbekümmert um die Schimpfworte des Grafen, an einem Buchsbaumstäbchen in den Wald. Conrad, der Knappe, aber stieg zitternd von seinem Roß, hob das Herrlein in den Sattel, schwang sich hinter ihn auf und ritt seinem Gebieter nach, den Schloßberg hinauf.

Es war dies das erste und das letztemal gewesen, daß das böse Wetter von Zollern sein Söhnlein mitnahm zum Spazierenreiten; denn er hielt ihn, weil er geweint und geschrieen, als die Pferde im Trab gingen, für einen weichlichen Jungen, aus dem nicht viel Gutes zu machen sey, sah ihn nur mit Unlust an, und so oft der Knabe, der seinen Vater herzlich liebte, schmeichelnd und freundlich zu seinen Knieen kam, winkte er ihm fortzugehen und rief: „Weiß schon! Dummes Zeug!" Frau Hedwig hatte alle bösen Launen ihres Gemahls gerne getragen, aber dieses unfreundliche Benehmen gegen das unschuldige Kind kränkte sie tief; sie erkrankte mehreremal aus Schrecken, wenn der finstere Graf den Kleinen wegen irgend eines geringen Fehlers hart abgestraft hatte, und starb endlich in ihren besten Jahren, von ihrem Gesinde und der ganzen Umgegend, am schmerzlichsten aber von ihrem Sohn beweint.

Von jetzt an wandte sich der Sinn des Grafen nur noch mehr von dem Kleinen ab: er gab ihn seiner Amme und dem Hauskaplan zur Erziehung und sah nicht viel nach ihm um, besonders da er bald darauf wieder ein reiches Fräulein heirathete, die ihm nach Jahresfrist Zwillinge, zwei junge Gräflein, schenkte.

Cuno's liebster Spaziergang war zu dem alten Weiblein, die ihm einst das Leben gerettet hatte. Sie erzählte ihm

immer vieles von seiner verstorbenen Mutter, und wie viel Gutes diese an ihr gethan habe. Die Knechte und Mägde warnten ihn oft, er solle nicht so viel zu der Frau Feldheimerin, so hieß die Alte, gehen, weil sie nichts mehr und nichts weniger als eine Hexe sey; aber der Kleine fürchtete sich nicht, denn der Schloßkaplan hatte ihn gelehrt, daß es keine Hexen gebe, und daß die Sage, daß gewisse Frauen zaubern können und auf der Ofengabel durch die Luft und auf den Brocken reiten, erlogen sey. Zwar sah er bei der Frau Feldheimerin allerlei Dinge, die er nicht begreifen konnte; des Kunststückchens mit den drei Pfennigen, die sie seinem Vater so geschickt in den Beutel geworfen, erinnerte er sich noch ganz wohl, auch konnte sie allerhand künstliche Salben und Tränklein bereiten, womit sie Menschen und Vieh heilte; aber das war nicht wahr, was man ihr nachsagte, daß sie eine Wetterpfanne habe, und wenn sie diese über das Feuer hänge, komme ein schreckliches Donnerwetter. Sie lehrte den kleinen Grafen mancherlei, was ihm nützlich war, zum Beispiel allerlei Mittel für kranke Pferde, einen Trank gegen die Hundswuth, eine Lockspeise für Fische und viele andere nützliche Sachen. Die Frau Feldheimerin war auch bald seine einzige Gesellschaft, denn seine Amme starb, und seine Stiefmutter kümmerte sich nicht um ihn.

Als seine Brüder nach und nach heranwuchsen, hatte Cuno ein noch traurigeres Leben als zuvor, sie hatten das Glück, beim ersten Ritt nicht vom Pferd zu stürzen, und das böse Wetter von Zollern hielt sie daher für ganz vernünftige und taugliche Jungen, liebte sie ausschließlich, ritt alle Tag mit ihnen aus, und lehrte sie alles, was er selbst verstand. Da lernten sie aber nicht viel Gutes; lesen und schreiben konnte er selbst nicht, und seine beiden trefflichen Söhne

ſollten ſich auch nicht die Zeit damit verderben; aber ſchon in ihrem zehnten Jahr konnten ſie ſo gräßlich fluchen als ihr Vater, fingen mit jedem Händel an, vertrugen ſich unter ſich ſelbſt ſo ſchlecht wie ein Hund und Kater, und nur wenn ſie gegen Cuno einen Streich verüben wollten, verbanden ſie ſich und wurden Freunde.

Ihrer Mutter machte dies nicht viel Kummer, denn ſie hielt es für geſund und kräftig, wenn ſich die Jungen balgten: aber dem alten Grafen ſagte es eines Tags ein Diener, und er antwortete zwar: „Weiß ſchon, dummes Zeug;“ nahm ſich aber dennoch vor, für die Zukunft auf ein Mittel zu ſinnen, daß ſich ſeine Söhne nicht gegenſeitig todtſchlügen; denn die Drohung der Frau Feldheimerin, die er in ſeinem Herzen für eine ausgemachte Hexe hielt: „Na, man wird ja ſehen, was von Eurem Erbe einen Hirſchgulden werth iſt,“ — lag ihm noch immer in ſeinem Sinn. Eines Tages, da er in der Umgegend ſeines Schloſſes jagte, fielen ihm zwei Berge ins Auge, die ihrer Form wegen wie zu Schlöſſern geſchaffen ſchienen, und ſogleich beſchloß er auch dort zu bauen. Er baute auf dem einen das Schloß Schalksberg, das er nach dem Kleinern der Zwillinge ſo nannte, weil dieſer wegen allerlei böſer Streiche längſt von ihm den Namen „kleiner Schalk“ erhalten hatte; das andere Schloß, das er baute, wollte er anfänglich Hirſchguldenberg nennen, um die Hexe zu verhöhnen, weil ſie ſein Erbe nicht einmal eines Hirſchguldens werth achtete, er ließ es aber bei dem einfacheren Hirſchberg bewenden, und ſo heißen die beiden Berge noch bis auf den heutigen Tag, und wer die Alb bereist, kann ſie ſich zeigen laſſen.

Das böſe Wetter von Zollern hatte anfänglich im Sinn, ſeinem älteſten Sohn Zollern, dem kleinen Schalk Schalks-

berg und dem andern Hirschberg im Testament zu vermachen; aber seine Frau ruhte nicht eher, bis er es änderte: „Der dumme Cuno," so nannte sie den armen Knaben, weil er nicht so wild und ausgelassen war wie ihre Söhne, „der dumme Cuno ist ohne dies reich genug durch das, was er von seiner Mutter erbte, und er soll auch noch das schöne, reiche Zollern haben? Und meine Söhne sollen nichts bekommen, als jeder eine Burg, zu welcher nichts gehört, als Wald?

Vergebens stellte ihr der Graf vor, daß man Cuno billigerweise das Erstgeburtsrecht nicht rauben dürfe, sie weinte und zankte so lange, bis das böse Wetter, das sonst niemand sich fügte, des lieben Friedens willen nachgab, und im Testament dem kleinen Schalk Schalksberg, Wolf, dem größeren Zwillingsbruder, Zollern, und Cuno Hirschberg mit dem Städtchen Balingen verschrieb. Bald darauf, nachdem er also verfügt hatte, fiel er auch in eine schwere Krankheit. Zu dem Arzt, der ihm sagte, daß er sterben müsse, sagte er: „Ich weiß schon;" und dem Schloßkaplan, der ihn ermahnte, sich zu einem frommen Ende vorzubereiten, antwortete er: „Dummes Zeug," fluchte und raste fort, und starb, wie er gelebt hatte, roh und als ein großer Sünder.

Aber sein Leichnam war noch nicht beigesetzt, so kam die Frau Gräfin schon mit dem Testament herbei, sagte zu Cuno, ihrem Stiefsohn, spöttisch, er möchte jetzt seine Gelehrsamkeit beweisen und selbst nachlesen, was im Testament stehe, nämlich, daß er in Zollern nichts mehr zu thun habe, und freute sich mit ihren Söhnen über das schöne Vermögen und die beiden Schlösser, die sie ihm, dem Erstgeborenen, entrissen hatten.

Cuno fügte sich ohne Murren in den Willen des Ver-

ſtorbenen; aber mit Thränen nahm er Abſchied von der Burg, wo er geboren worden, wo ſeine gute Mutter begraben lag, und wo der gute Schloßkaplan, und nahe dabei ſeine einzige alte Freundin, Frau Feldheimerin, wohnte. Das Schloß Hirſchberg war zwar ein ſchönes, ſtattliches Gebäude, aber es war ihm doch zu einſam und öde, und er wäre bald krank vor Sehnſucht nach Hohenzollern geworden.

Die Gräfin und die Zwillingsbrüder, die jetzt achtzehn Jahre alt waren, ſaßen eines Abends auf dem Söller und ſchauten den Schloßberg hinab; da gewahrten ſie einen ſtattlichen Ritter, der zu Pferde heraufritt, und dem eine prachtvolle Sänfte, von zwei Maulthieren getragen, und mehrere Knechte folgten. Sie riethen lange hin und her, wer es wohl ſeyn möchte, da rief endlich der kleine Schalk: „Ei, das iſt niemand anders als unſer Herr Bruder von Hirſchberg.“ —

„Der dumme Cuno?“ ſprach die Frau Gräfin verwundert. „Ei der wird uns die Ehre anthun, uns zu ſich einzuladen und die ſchöne Sänfte hat er für mich mitgebracht, um mich abzuholen nach Hirſchberg; nein, ſo viel Güte und Lebensart hätte ich meinem Herrn Sohn, dem dummen Cuno, nicht zugetraut; eine Höflichkeit iſt der andern werth, laſſet uns hinabſteigen an das Schloßthor, ihn zu empfangen; macht auch freundliche Geſichter, vielleicht ſchenkt er uns in Hirſchberg etwas, Dir ein Pferd, und Dir einen Harniſch, und den Schmuck ſeiner Mutter hätte ich ſchon lang gerne gehabt.“

„Geſchenkt mag ich nichts von dem dummen Cuno,“ antwortete Wolf, „und ein gutes Geſicht mach' ich ihm auch nicht. Aber unſerm ſeligen Herrn Vater könnte er

meinetwegen bald folgen, dann würden wir Hirschberg erben und alles, und Euch, Frau Mutter, wollten wir den Schmuck um billigen Preis ablassen."

„So, Du Range!" eiferte die Mutter, „abkaufen soll ich Euch den Schmuck? Ist das der Dank dafür, daß ich Euch Zollern verschafft habe? Kleiner Schalk, nicht wahr, ich soll den Schmuck umsonst haben?"

„Umsonst ist der Tod, Frau Mutter!" erwiderte der Sohn lachend, „und wenn es wahr ist, daß der Schmuck so viel werth ist, als manches Schloß, so werden wir wohl nicht die Thoren seyn, ihn Euch um den Hals zu hängen. Sobald Cuno die Augen schließt, reiten wir hinunter, theilen ab, und meinen Part an Schmuck verkaufe ich. Gebt Ihr dann mehr als der Jude, Frau Mutter, so sollt Ihr ihn haben."

Sie waren unter diesem Gespräch bis unter das Schloßthor gekommen, und mit Mühe zwang sich die Frau Gräfin, ihren Grimm über den Schmuck zu unterdrücken, denn so eben ritt Graf Cuno über die Zugbrücke. Als er seine Stiefmutter und seine Brüder ansichtig wurde, hielt er sein Pferd an, stieg ab und grüßte sie höflich. Denn, obgleich sie ihm viel Leids angethan, bedachte er doch, daß es seine Brüder seyen, und daß diese böse Frau sein Vater geliebt hatte.

„Ei, das ist ja schön, daß der Herr Sohn uns auch besucht," sagte die Frau Gräfin mit süßer Stimme und huldreichem Lächeln. „Wie geht es denn auf Hirschberg? Kann man sich dort eingewöhnen? Und gar eine Sänfte hat man sich angeschafft? Ei, und wie prächtig, es dürfte sich keine Kaiserin daran schämen; nun wird wohl auch die Hausfrau nicht mehr lange fehlen, daß sie darin im Lande umherreist."

„Habe bis jetzt noch nicht daran gedacht, gnädige Frau Mutter," erwiderte Cuno, „will mir deßwegen andere Gesellschaft zur Unterhaltung ins Haus nehmen und bin deßwegen mit der Sänfte hieher gereist."

„Ei, Ihr seid gar gütig und besorgt," unterbrach ihn die Dame, indem sie sich verneigte und lächelte.

„Denn er kommt doch nicht mehr gut zu Pferde fort, sprach Cuno ganz ruhig weiter, „der Pater Joseph nämlich, der Schloßkaplan. Ich will ihn zu mir nehmen, er ist mein alter Lehrer, und wir haben es so abgemacht, als ich Zollern verließ. Will auch unten am Berg die alte Frau Feldheimerin mitnehmen. Lieber Gott! sie ist jetzt steinalt und hat mir einst das Leben gerettet, als ich zum erstenmal ausritt mit meinem seligen Vater; habe ja Zimmer genug in Hirschberg, und dort soll sie absterben." Er sprach es und ging durch den Hof, um den Pater Schloßkaplan zu holen.

Aber der Junker Wolf biß vor Grimm die Lippen zusammen, die Frau Gräfin wurde gelb vor Aerger und der kleine Schalk lachte laut auf: Was gebt Ihr mir für meinen Gaul, den ich von ihm geschenkt kriege?" sagte er; „Bruder Wolf, gib mir Deinen Harnisch, den er Dir gegeben, dafür. Ha! ha! ha! den Pater und die alte Hexe will er zu sich nehmen? Das ist ein schönes Paar, da kann er nun Vormittags Griechisch lernen beim Kaplan und Nachmittags Unterricht im Hexen nehmen bei der Frau Feldheimerin. Ei! was macht doch der dumme Cuno für Streiche."

„Er ist ein ganz gemeiner Mensch!" erwiderte die Frau Gräfin, „und Du solltest nicht darüber lachen, kleiner Schalk; das ist eine Schande für die ganze Familie, und man muß

ſich ja ſchämen vor der ganzen Umgegend, wenn es heißt, der Graf von Zollern hat die alte Hexe, die Feldheimerin, abgeholt in einer prachtvollen Sänfte und Mauleſel dabei, und läßt ſie bei ſich wohnen. Das hat er von ſeiner Mutter, die war auch immer ſo gemein mit Kranken und ſchlechtem Geſindel. Ach ſein Vater würde ſich im Sarg wenden, wüßte er es."

„Ja," ſetzte der kleine Schalk hinzu, „der Vater würde noch in der Gruft ſagen: Weiß ſchon, dummes Zeug!"

„Wahrhaftig! da kommt er mit dem alten Mann und ſchämt ſich nicht, ihn ſelbſt unter dem Arm zu führen," rief die Frau Gräfin mit Entſetzen, „kommt, ich will ihm nicht mehr begegnen."

Sie entfernten ſich, und Cuno geleitete ſeinen alten Lehrer bis an die Brücke und half ihm ſelbſt in die Sänfte; unten aber am Berg hielt er vor der Hütte der Frau Feldheimerin und fand ſie ſchon fertig, mit einem Bündel voll Gläschen und Töpfchen und Tränklein und anderem Geräthe nebſt ihrem Buchsbaumſtöcklein einzuſteigen.

Es kam übrigens nicht alſo, wie die Frau Gräfin von Zollern in ihrem böſen Sinn hatte vorausſehen wollen. In der ganzen Umgegend wunderte man ſich nicht über Ritter Cuno. Man fand es ſchön und löblich, daß er die letzten Tage der alten Frau Feldheimerin aufheitern wollte, man pries ihn als einen frommen Herrn weil er den Pater Joſeph in ſein Schloß aufgenommen hatte. Die Einzigen, die ihm gram waren und auf ihn ſchmähten, waren ſeine Brüder und die Gräfin. Aber nur zu ihrem eigenen Schaden, denn man nahm allgemein ein Aergerniß an ſo unnatürlichen Brüdern, und zur Wiedervergeltung ging die Sage, daß ſie mit ihrer Mutter ſchlecht und in beſtändigem

Hader leben und unter sich selbst sich alles Mögliche zu Leide thun. Graf Cuno von Zollern-Hirschberg machte mehrere Versuche, seine Brüder mit sich auszusöhnen; denn es war ihm unerträglich, wenn sie oft an seiner Veste vorbeiritten, aber nie einsprachen, wenn sie ihm in Wald und Feld begegneten und ihn kälter begrüßten als einen Landfremden. Aber seine Versuche schlugen fehl, und er wurde noch überdies von ihnen verhöhnt. Eines Tages fiel ihm noch ein Mittel ein, wie er vielleicht ihre Herzen gewinnen könnte, denn er wußte, sie waren geizig und habgierig. Es lag ein Teich zwischen den drei Schlössern beinahe in der Mitte, jedoch so, daß er noch in Cunos Revier gehörte. In diesem Teich befanden sich aber die besten Hechte und Karpfen der ganzen Umgegend, und es war für die Brüder, die gerne fischten, ein nicht geringer Verdruß, daß ihr Vater vergessen hatte, den Teich auf ihr Theil zu schreiben. Sie waren zu stolz, um ohne Vorwissen ihres Bruders dort zu fischen, und doch mochten sie ihm auch kein gutes Wort geben, daß er es ihnen erlauben möchte. Nun kannte er aber seine Brüder, daß ihnen der Teich am Herzen liege, er lud sie daher eines Tages ein, mit ihm dort zusammen zu kommen.

Es war ein schöner Frühlingsmorgen, als beinahe in demselben Augenblick die drei Brüder von den drei Burgen dort zusammen kamen. „Ei! sieh da," rief der kleine Schalk, „das trifft sich ordentlich! ich bin mit Schlag sieben Uhr von Schalksberg weggeritten."

„Ich auch" — „und ich" antworteten die Brüder vom Hirschberg und vom Zollern.

„Nun da muß der Tisch hier gerade in der Mitte liegen," fuhr der Kleine fort. „Es ist ein schönes Wasser."

„Ja, und eben darum habe ich euch hieher beſchieden. Ich weiß, ihr ſeyd beide große Freunde vom Fiſchen, und ob ich gleich auch zuweilen gerne die Angel auswerfe, ſo hat doch der Weiher Fiſche genug für drei Schlöſſer, und an ſeinen Ufern iſt Platz genug für unſerer drei, ſelbſt wenn wir alle auf einmal zu angeln kämen. Darum will ich von heute an, daß dieſes Waſſer Gemeingut für uns ſey, und jeder von euch ſoll gleiche Rechte daran haben wie ich.“

„Ei, der Herr Bruder iſt ja gewaltig gnädig geſinnt,“ ſprach der kleine Schalk mit höhniſchem Lächeln, „gibt uns wahrhaftig ſechs Morgen Waſſer und ein Paar hundert Fiſchlein! Nu — und was werden wir dagegen geben müſſen? Denn umſonſt iſt der Tod!“

„Umſonſt ſollt ihr ihn haben,“ ſagte Cuno, „ach! ich möchte euch ja nur zuweilen an dieſem Teich ſehen und ſprechen. Sind wir doch eines Vaters Söhne.“

„Nein!“ erwiderte der vom Schalksberg, „das ginge ſchon nicht, denn es iſt nichts Einfältigeres als in Geſellſchaft zu fiſchen, es verjagt immer einer dem andern die Fiſche. Wollen wir aber Tage ausmachen, etwa Montag und Donnerſtag Du Cuno, Dienſtag und Freitag Wolf, Mittwoch und Sonnabend ich — ſo iſt es mir ganz recht.“

„Mir nicht einmal dann,“ rief der finſtre Wolf. „Geſchenkt will ich nichts haben und will auch mit niemand theilen. Du haſt Recht, Cuno, daß Du uns den Weiher anbieteſt, denn wir haben eigentlich alle drei gleichen Antheil daran, aber laſſet uns darum würfeln, wer ihn in Zukunft beſitzen ſoll; werde ich glücklicher ſeyn als ihr, ſo könnt ihr immer bei mir anfragen, ob ihr fiſchen dürfet.“

„Ich würfle nie,“ entgegnete Cuno, traurig über die Verſtocktheit ſeiner Brüder.

„Ja freilich," lachte der kleine Schalk, „er iſt ja gar fromm und gottesfürchtig, der Herr Bruder, und hält das Würfelſpiel für eine Todſünde. Aber ich will euch was anders vorſchlagen, woran ſich der frömmſte Klausner nicht ſchämen dürfte. Wir wollen uns Angelſchnüre und Haken holen, und wer dieſen Morgen, bis die Glocke in Zollern zwölf Uhr ſchlägt, die meiſten Fiſche angelt, ſoll den Weiher eigen haben."

„Ich bin eigentlich ein Thor," ſagte Cuno, „um das noch zu kämpfen, was mir mit Recht als Erbe zugehört. Aber damit ihr ſehet, daß es mir mit der Theilung ernſt war, will ich mein Fiſchgeräthe holen."

Sie ritten heim, jeder nach ſeinem Schloß. Die Zwillinge ſchickten in aller Eile ihre Diener aus, ließen alle alten Steine aufheben, um Würmer zur Lockſpeiſe für die Fiſche im Teich zu finden, Cuno aber nahm ſein gewöhnliches Angelzeug und die Speiſe, die ihn einſt Frau Feldheimerin zubereiten gelehrt, und war der erſte, der wieder auf dem Platz erſchien. Er ließ, als die beiden Zwillinge kamen, dieſe die beſten und bequemſten Stellen auswählen und warf dann ſelbſt ſeine Angel aus. Da war es, als ob die Fiſche in ihm den Herrn dieſes Teiches erkannt hätten. Ganze Züge von Karpfen und Hechten zogen heran und wimmelten um ſeine Angeln. Die älteſten und größten drängten die kleinen weg, jeden Augenblick zog er einen heraus, und wenn er die Angeln wieder ins Waſſer warf, ſperrten ſchon zwanzig, dreißig die Mäuler auf, um an den ſpitzigen Haken anzubeißen. Es hatte noch nicht zwei Stunden gedauert, ſo lag der Boden um ihn her voll der ſchönſten Fiſche. Da hörte er auf zu fiſchen und ging zu ſeinen Brüdern, um zu ſehen, was für Geſchäfte ſie machten. Der

kleine Schalk hatte einen kleinen Karpfen und zwei elende Weißfiſche; Wolf drei Barben und zwei kleine Gründlinge und Beide ſchauten trübſelig in den Teich, denn ſie konnten die ungeheure Menge, die Cuno gefangen, gar wohl von ihrem Platz aus bemerken. Als Cuno an ſeinen Bruder Wolf herankam, ſprang dieſer halbwüthend auf, zerriß die Angelſchnur, brach die Ruthe in Stücke und warf ſie in den Teich. „Ich wollte, es wären tauſend Haken, die ich hineinwerfe, ſtatt dem einen, und an jedem müßte eine von dieſen Creaturen zappeln,“ rief er; „aber mit rechten Dingen geht es nimmer zu, es iſt Zauberſpiel und Hexenwerk, wie ſollteſt Du denn, dummer Cuno, mehr Fiſche fangen in einer Stunde, als ich in einem Jahr?“

„Ja, ja, jetzt erinnere ich mich,“ fuhr der kleine Schalk fort, „bei der Frau Feldheimerin, bei der ſchnöden Hexe hat er das Fiſchen gelernt, und wir waren Thoren, mit ihm zu fiſchen; er wird doch bald Hexenmeiſter werden.“

„Ihr ſchlechten Menſchen!“ entgegnete Cuno unmuthig. „Dieſen Morgen habe ich hinlänglich Zeit gehabt, euren Geiz, eure Unverſchämtheit und eure Rohheit einzuſehen. Gehet jetzt und kommt nie wieder hieher, und glaubt mir, es wäre für eure Seelen beſſer, wenn ihr nur halb ſo fromm und gut wäret, als jene Frau, die ihr eine Hexe ſcheltet.“

„Nein, eine eigentliche Hexe iſt ſie nicht!“ ſagte der Schalk ſpöttiſch lachend. „Solche Weiber können wahrſagen, aber Frau Feldheimerin iſt ſo wenig eine Wahrſagerin, als eine Gans ein Schwan werden kann. Hat ſie doch dem Vater geſagt, von ſeinem Erbe werde man einen guten Theil um einen Hirſchgulden kaufen können, das heißt, er werde ganz verlumpen, und doch hat bei ſeinem Tod alles

ihm gehört, so weit man von der Zinne von Zollern sehen kann! Geh, geh, Frau Feldheimerin ist nichts als ein thörichtes altes Weib und Du der dumme Cuno."

Nach diesen Worten entfernte sich der kleine eilig, denn er fürchtete den starken Arm seines Bruders, und Wolf folgte ihm, indem er alle Flüche hersagte, die er von seinem Vater gelernt hatte.

In tiefster Seele betrübt ging Cuno nach Hause, denn er sah jetzt deutlich, daß seine Brüder nie mehr mit ihm sich vertragen wollten. Er nahm sich auch ihre harten Worte so sehr zu Herzen, daß er des andern Tages sehr krank wurde, und nur der Trost des würdigen Pater Joseph und die kräftigen Tränklein der Frau Feldheimerin retteten ihn vom Tode.

Als aber seine Brüder erfuhren, daß ihr Bruder Cuno schwer darniederliege, hielten sie ein fröhliches Bankett, und im Weinmuth sagten sie sich zu, wenn der dumme Cuno sterbe, so solle der, welcher es zuerst erfahre, alle Kanonen lösen, um es dem andern anzuzeigen, und wer zuerst schieße, solle das beste Faß Wein aus Cuno's Keller vorweg nehmen dürfen. Wolf ließ nun von da an immer einen Diener in der Nähe von Hirschberg Wache halten, und der kleine Schalk bestach sogar einen Diener Cuno's mit vielem Geld, damit er es ihm schnell anzeige, wenn sein Herr in den letzten Zügen liege.

Dieser Knecht aber war seinem milden und frommen Herrn mehr zugethan als dem bösen Grafen von Schalksberg. Er fragte also eines Abends Frau Feldheimerin theilnehmend nach dem Befinden seines Herrn, und als diese sagte, daß es ganz gut mit ihm stehe, erzählte er ihr den Anschlag der beiden Brüder, und daß sie Freudenschüsse thun

wollten auf des Grafen Cuno's Tod. Darüber ergrimmte die Alte sehr. Sie erzählte es flugs wieder dem Grafen, und als dieser an eine so große Liebloſigkeit seiner Brüder nicht glauben wollte, so rieth ſie ihm, er ſolle die Probe machen und ausſprengen laſſen, er ſey todt, ſo werde man bald hören, ob ſie kanoniren, ob nicht. Der Graf ließ den Diener, den ſein Bruder beſtochen, vor ſich kommen, befragte ihn nochmals und befahl ihm nach Schalksberg zu reiten und ſein nahes Ende zu verkünden.

Als nun der Knecht eilends den Hirſchberg herabritt, ſah ihn der Diener des Grafen Wolf von Zollern, hielt ihn an und fragte, wohin er ſo eilends zu reiten Willens ſey. „Ach," ſagte dieſer, „mein armer Herr wird dieſen Abend nicht überleben, ſie haben ihn alle aufgegeben."

„So? iſt's um dieſe Zeit?" rief jener, lief nach ſeinem Pferd, ſchwang ſich auf und jagte ſo eilends nach Zollern und den Schloßberg hinan, daß ſein Pferd am Thore niederfiel und er ſelbſt nur noch „Graf Cuno ſtirbt!" rufen konnte, ehe er ohnmächtig wurde. Da donnerten die Kanonen von Hohenzollern herab, Graf Wolf freute ſich mit ſeiner Mutter über das gute Faß Wein und das Erbe, den Teich, über den Schmuck und den ſtarken Wiederhall, den ſeine Kanonen gaben. Aber was er für Wiederhall gehalten, waren die Kanonen von Schalksberg, und Wolf ſagte lächelnd zu ſeiner Mutter: „So hat der Kleine auch einen Spion gehabt, und wir müſſen auch den Wein gleich theilen wie das übrige Erbe." Dann aber ſaß er zu Pferd, denn er argwohnte, der kleine Schalk möchte ihm zuvorkommen, und vielleicht einige Koſtbarkeiten des Verſtorbenen wegnehmen, ehe er käme.

Aber am Fiſchteich begegneten ſich die beiden Brüder,

und jeder erröthete vor dem andern, weil beide zuerst nach Hirschberg hatten kommen wollen. Von Cuno sprachen sie kein Wort, als sie zusammen ihren Weg fortsetzten, sondern sie beratheten sich brüderlich, wie man es in Zukunft halten wolle, und wem Hirschberg gehören solle. Wie sie aber über die Zugbrücke und in den Schloßhof ritten, da schaute ihr Bruder wohlbehalten und gesund zum Fenster heraus; aber Zorn und Unmuth sprühten aus seinen Blicken. Die Brüder erschracken sehr, als sie ihn sahen, hielten ihn anfänglich für ein Gespenst und bekreuzten sich; als sie aber sahen, daß er noch Fleisch und Blut habe, rief Wolf: „Ei, so wollt ich doch! Dummes Zeug, ich glaubte, Du wärest gestorben."

„Nun, aufgeschoben ist nicht aufgehoben," sagte der Kleine, der mit giftigen Blicken nach seinem Bruder hinauf schaute.

Dieser aber sprach mit donnernder Stimme: „Von dieser Stunde an sind alle Bande der Verwandtschaft zwischen uns los und ledig. Ich habe Eure Freudenschüsse wohl vernommen; aber sehet zu, auch ich habe fünf Feldschlangen hier auf dem Hof stehen, und habe sie Euch zu Ehren scharf laden lassen. Machet, daß Ihr aus dem Bereich meiner Kugeln kommt, oder Ihr sollt erfahren, wie man auf Hirschberg schießt." Sie ließen es sich nicht zweimal sagen, denn sie sahen ihm an, wie ernst es ihm war; sie gaben also ihren Pferden die Sporen und hielten einen Wettlauf den Berg hinunter, und ihr Bruder schoß eine Stückkugel hinter ihnen her, die über ihren Köpfen wegsauste, daß sie beide zugleich eine tiefe und höfliche Verbeugung machten; er wollte sie aber nur schrecken und nicht verwunden. „Warum hast Du denn geschossen?" fragte der kleine Schalk unmuthig. „Du Thor, ich schoß nur, weil ich Dich hörte."

„Im Gegentheil, frag' nur die Mutter!" erwiderte Wolf. „Du warst es, der zuerst schoß, und Du hast diese Schande über uns gebracht, kleiner Dachs."

Der Kleine blieb ihm keinen Ehrentitel schuldig, und als sie am Fischteich angekommen waren, gaben sie sich gegenseitig noch die vom alten Wetter von Zollern geerbten Flüche zum Besten und trennten sich in Haß und Unlust.

Tags darauf aber machte Cuno sein Testament, und Frau Feldheimerin sagte zum Pater: „Ich wollte was wetten, er hat keinen guten Brief für die Schützen geschrieben." Aber so neugierig sie war, und so oft sie in ihren Liebling drang, er sagte ihr nicht, was im Testament stehe, und sie erfuhr es auch nimmer, denn ein Jahr nachher verschied die gute Frau, und ihre Salben und Tränklein halfen ihr nichts; denn sie starb an keiner Krankheit, sondern am achtundneunzigsten Jahr, das auch einen ganz gesunden Menschen endlich unter den Boden bringen kann. Graf Cuno ließ sie bestatten, als ob sie nicht eine arme Frau, sondern seine Mutter gewesen wäre, und es kam ihm nachher noch viel einsamer vor auf seinem Schloß, besonders da der Pater Joseph der Frau Feldheimerin bald folgte.

Doch diese Einsamkeit fühlte er nicht sehr lange; der gute Cuno starb schon in seinem achtundzwanzigsten Jahr, und böse Leute behaupten an Gift, das ihm der kleine Schalk beigebracht hatte.

Wie dem aber auch sei, einige Stunden nach seinem Tod vernahm man wieder den Donner der Kanonen, und in Zollern und Schalksberg that man fünfundzwanzig Schüsse. „Diesmal hat er doch daran glauben müssen," sagte der Schalk, als sie unterwegs zusammentrafen.

„Ja," antwortete Wolf, „und wenn er noch einmal

auferſteht und zum Fenſter herausſchimpft, wie damals, ſo hab' ich eine Büchſe bei mir, die ihn höflich und ſtumm machen ſoll."

Als ſie den Schloßberg hinanritten, geſellte ſich ein Reiter mit Gefolge zu ihnen, den ſie nicht kannten. Sie glaubten, er ſei vielleicht ein Freund ihres Bruders und komme, um ihn beiſetzen zu helfen. Daher geberdeten ſie ſich kläglich, prieſen vor ihm den Verſtorbenen, beklagten ſein frühes Hinſcheiden, und der kleine Schalk preßte ſich ſogar einige Krokodilsthränen aus. Der Ritter antwortete ihnen aber nicht, ſondern ritt ſtill und ſtumm an ihrer Seite den Hirſchberg hinauf. „So, jetzt wollen wir es uns bequem machen, und Wein herbei, Kellermeiſter, vom beſten!" rief Wolf, als er abſtieg. Sie gingen die Wendeltreppen hinauf und in den Saal, auch dahin folgte ihnen der ſtumme Reiter, und als ſich die Zwillinge ganz breit an den Tiſch geſetzt hatten, zog jener ein Silberſtück aus dem Wamms, warf es auf den Schiefertiſch, daß es umherrollte und klingelte, und ſprach: „So, und da habt Ihr jetzt Euer Erbe, und es wird juſt recht ſein, ein Hirſchgulden." Da ſahen ſich die beiden Brüder verwundert an, lachten und fragten ihn, was er damit ſagen wolle.

Der Ritter aber zog ein Pergament hervor, mit hinlänglichen Siegeln, darin hatte der dumme Cuno alle Feindſeligkeiten aufgezeichnet, die ihm die Brüder bei ſeinen Lebzeiten bewieſen, und am Ende hatte er verordnet und bekannt, daß ſein ganzes Erbe, Hab und Gut, außer dem Schmuck ſeiner ſeligen Frau Mutter, auf den Fall ſeines Todes an Würtemberg verkauft ſey, und zwar — um einen elenden Hirſchgulden! Um den Schmuck aber ſolle man in der Stadt Balingen ein Armenhaus erbauen.

Da erſtaunten nun die Brüder abermals, lachten aber nicht dazu, ſondern biſſen die Zähne zuſammen, denn ſie konnten gegen Würtemberg nichts ausrichten, und ſo hatten ſie das ſchöne Gut, Wald, Feld, die Stadt Balingen, und ſelbſt — den Fiſchteich verloren, und nichts geerbt, als einen ſchlechten Hirſchgulden. Den ſteckte Wolf trotzig in ſein Wamms, ſagte nicht ja und nicht nein, warf ſein Barett auf den Kopf, und ging trotzig und ohne Gruß an dem würtembergiſchen Kommiſſär vorbei, ſchwang ſich auf ſein Roß und ritt nach Zollern.

Als ihn aber am andern Morgen ſeine Mutter mit Vorwürfen plagte, daß ſie Gut und Schmuck verſcherzt haben, ritt er hinüber zum Schalk auf der Schalksburg: „Wollen wir unſer Erbe verſpielen oder vertrinken?“ fragte er ihn.

„Vertrinken iſt beſſer,“ ſagte der Schalk, „dann haben wir beide gewonnen. Wir wollen nach Balingen reiten und uns den Leuten zum Trotz dort ſehen laſſen, wenn wir auch gleich das Städtlein ſchmählich verloren.“

„Und im Lamm ſchenkt man Rothen, der Kaiſer trinkt ihn nicht beſſer,“ ſetzte Wolf hinzu.

So ritten ſie mit einander nach Balingen ins Lamm und fragten, was die Maas vom Rothen koſte, und tranken ſich zu, bis der Gulden voll war. Dann ſtand Wolf auf, zog das Silberſtück mit dem ſpringenden Hirſch aus dem Wamms, warf es auf den Tiſch und ſprach: „Da habt Ihr Euren Gulden, ſo wirds richtig ſeyn.“

Der Wirth aber nahm den Gulden, beſah ihn links, beſah ihn rechts, und ſagte lächelnd: „Ja, wenn es kein Hirſchgulden wär', aber geſtern Nacht kam der Bote von Stuttgart, und heute früh hat man es ausgetrommelt im Namen des Grafen von Würtemberg, dem jetzt das Städt-

lein eigen; die ſind abgeſchätzt, und gebt mir nur anderes Geld."

Da ſahen ſich die beiden Brüder erbleichend an. „Zahl aus," ſagte der eine; „haſt Du keine Münze?" ſagte der Andere, und kurz, ſie mußten den Gulden ſchuldig bleiben im Lamm in Balingen. Sie zogen ſchweigend und nachdenkend ihren Weg; als ſie aber an den Kreuzweg kamen, wo es rechts nach Zollern, und links nach Schalksberg ging, da ſagte der Schalk: „Wie nun? Jetzt haben wir ſogar weniger geerbt als gar Nichts, und der Wein war überdies ſchlecht."

„Ja wohl," erwiderte ſein Bruder. „Aber was die Feldheimerin ſagte, iſt doch eingetroffen: Seht zu, wieviel von ſeinem Erbe übrig bleiben wird, um einen Hirſchgulden! Jetzt haben wir nicht einmal ein Maas Wein dafür kaufen können."

„Weiß ſchon!" antwortete der von der Schalksburg.

„Dummes Zeug!" ſagte der Zollern, und ritt zerfallen mit ſich und der Welt ſeinem Schloß zu.

„Das iſt die Sage von dem Hirſchgulden," endete der Zirkelſchmid, und wahr ſoll ſie ſeyn. Der Wirth in Dürrwangen, das nicht weit von den drei Schlöſſern liegt, hat ſie meinem guten Freund erzählt, der oft als Wegweiſer über die ſchwäbiſche Alb ging und immer in Dürrwangen einkehrte."

Die Gäſte gaben dem Zirkelſchmid Beifall. „Was man doch nicht alles hört in der Welt," rief der Fuhrmann. „Wahrhaftig jetzt erſt freut es mich, daß wir die Zeit nicht mit Kartenſpielen verderbten, ſo iſt es wahrlich beſſer, und

gemerkt habe ich mir die Geſchichte, daß ich ſie morgen meinen Kameraden erzählen kann, ohne ein Wort zu fehlen."

„Mir fiel da, während Ihr ſo erzähltet, etwas ein," ſagte der Student.

„O erzählet, erzählet!" baten der Zirkelſchmid und Felix.

„Gut," antwortete jener, „ob die Reihe jetzt an mich kömmt oder ſpäter, iſt gleichviel; ich muß ja doch heimgeben, was ich gehört. Das, was ich erzählen will, ſoll ſich wirklich einmal begeben haben."

Er ſetzte ſich zurecht und wollte eben anfangen zu erzählen, als die Wirthin den Spinnrocken bei Seite ſetzte und zu den Gäſten an den Tiſch trat. „Jetzt, Ihr Herren iſt es Zeit zu Bette zu gehen," ſagte ſie. „Es hat neun Uhr geſchlagen, und morgen iſt auch ein Tag."

„Ei, ſo gehe zu Bette;" rief der Student, „ſetze noch eine Flaſche Wein für uns hieher, und dann wollen wir Dich nicht länger abhalten."

„Mit nichten," entgegnete ſie grämlich, „ſo lange noch Gäſte in der Wirthsſtube ſitzen, kann Wirthin und Dienſtboten nicht weggehen. Und kurz und gut, Ihr Herren, machet, daß Ihr auf Eure Kammern kommet, mir wird die Zeit lange, und länger als neun Uhr darf in meinem Hauſe nicht gezecht werden."

„Was fällt Euch ein, Frau Wirthin?" ſprach der Zirkelſchmid ſtaunend. „Was ſchadet es denn Euch, ob wir hier-ſitzen, wenn Ihr auch längſt ſchlafet? Wir ſind rechtliche Leute, und werden Euch nichts hinwegtragen, noch ohne Bezahlung fortgehen. Aber ſo laſſe ich mir in keinem Wirthshaus ausbieten."

Die Frau rollte zornig die Augen: „Meint Ihr, ich

werde wegen jedem Lumpen von Handwerksburschen, wegen jedem Straßenläufer, der mir zwölf Kreuzer zu verdienen gibt, meine Hausordnung ändern? Ich sag Euch jetzt zum letztenmal, daß ich den Unfug nicht leide!"

Noch einmal wollte der Zirkelschmid etwas entgegnen, aber der Student sah ihn bedeutend an, und winkte mit den Augen den übrigen. „Gut," sprach er, „wenn es denn die Frau Wirthin nicht haben will, so laßt uns auf unsere Kammern gehen. Aber Lichter möchten wir gerne haben, um den Weg zu finden."

„Damit kann ich nicht dienen;" entgegnete sie finster, „die andern werden schon den Weg im Dunkeln finden, und für Euch ist dies Stümpchen hier hinlänglich; mehr habe ich nicht im Hause."

Schweigend nahm der junge Herr das Licht und stand auf. Die andern folgten ihm, und die Handwerksbursche nahmen ihre Bündel, um sie in der Kammer bei sich niederzulegen. Sie gingen dem Studenten nach; der ihnen die Treppe hinan leuchtete.

Als sie oben angekommen waren, bat sie der Student, leise aufzutreten, schloß sein Zimmer auf und winkte ihnen herein. „Jetzt ist kein Zweifel mehr," sagte er, „sie will uns verrathen; habt Ihr nicht bemerkt, wie ängstlich sie uns zu Bette zu bringen suchte, wie sie uns alle Mittel abschnitt, wach und beisammen zu bleiben? Sie meint wahrscheinlich, wir werden uns jetzt niederlegen und dann werde sie um so leichteres Spiel haben."

„Aber meint Ihr nicht, wir könnten noch entkommen?" fragte Felix. „Im Wald kann man doch eher auf Rettung denken, als hier im Zimmer."

„Die Fenster sind auch hier vergittert," rief der Student, indem er vergebens versuchte, einen der Eisenstäbe des Gitters los zu machen. „Uns bleibt nur ein Ausweg, wenn wir entweichen wollen, durch die Hausthüre; aber ich glaube nicht, daß sie uns fortlassen werden."

„Es käme auf den Versuch an," sprach der Fuhrmann; „ich will einmal probiren, ob ich bis in den Hof kommen kann. Ist dies möglich, so kehre ich zurück und hole Euch nach." Die übrigen billigten diesen Vorschlag, der Fuhrmann legte die Schuhe ab und schlich sich auf den Zehen nach der Treppe; ängstlich lauschten seine Genossen oben im Zimmer, schon war er die eine Hälfte der Treppe glücklich und unbemerkt hinabgestiegen; aber als er sich dort um einen Pfeiler wandte, richtete sich plötzlich eine ungeheure Dogge vor ihm in die Höhe, legte ihre Tatzen auf seine Schultern und wies ihm, gerade seinem Gesicht gegenüber, zwei Reihen langer, scharfer Zähne. Er wagte weder vor noch rückwärts auszuweichen; denn bei der geringsten Bewegung schnappte der entsetzliche Hund nach seiner Kehle. Zugleich fing er an zu heulen und zu bellen, und alsobald erschien der Hausknecht und die Frau mit Lichtern.

„Wohin? was wollt Ihr?" rief die Frau.

„Ich habe noch etwas in meinem Karren zu holen," antwortete der Fuhrmann am ganzen Leibe zitternd; denn als die Thüre aufgegangen war, hatte er mehrere braune, verdächtige Gesichter, Männer mit Büchsen in der Hand, im Zimmer bemerkt.

„Das hättet Ihr alles auch vorher abmachen können," sagte die Wirthin mürrisch. „Fassan, daher! schließ die Hofthüre zu, Jakob, und leuchte dem Mann an seinen Karren." Der Hund zog seine gräuliche Schnauze und seine

Tatzen von der Schulter des Fuhrmanns zurück und lagerte sich wieder quer über die Treppe, der Hausknecht aber hatte das Hofthor zugeschlossen und leuchtete dem Fuhrmann. An ein Entkommen war nicht zu denken. Aber als er nachsann, was er denn eigentlich aus dem Karren holen sollte, fiel ihm ein Pfund Wachslichter ein, die er in die nächste Stadt überbringen sollte; „das Stümpchen Licht oben kann kaum noch eine Viertelstunde dauern," sagte er zu sich; „und Licht müssen wir dennoch haben!" Er nahm also zwei Wachskerzen aus dem Wagen, verbarg sie in die Aermel und holte dann zum Schein seinen Mantel aus dem Karren, womit er sich, wie er dem Hausknecht sagte, heute Nacht bedecken wolle.

Glücklich kam er wieder auf dem Zimmer an. Er erzählte von dem großen Hund, der als Wache an der Treppe liege, von den Männern, die er flüchtig gesehen, von allen Anstalten, die man gemacht, um sich ihrer zu versichern, und schloß damit, daß er seufzend sagte: „Wir werden diese Nacht nicht überleben."

„Das glaube ich nicht," erwiderte der Student; „für so thöricht kann ich diese Leute nicht halten, daß sie wegen des geringen Vortheils, den sie von uns hätten, vier Menschen ans Leben gehen sollten. Aber vertheidigen dürfen wir uns nicht. Ich für meinen Theil werde wohl am meisten verlieren; mein Pferd ist schon in ihren Händen, es kostete mich fünfzig Dukaten noch vor vier Wochen; meine Börse, meine Kleider gebe ich willig hin; denn mein Leben ist mir am Ende doch lieber als alles dies."

„Ihr habt gut reden," erwiderte der Fuhrmann; „solche Sachen, wie Ihr sie verlieren könnt, ersetzt Ihr Euch leicht wieder; aber ich bin der Bote von Aschaffenburg und habe

allerlei Güter auf meinem Karren und im Stall zwei schöne Rosse, meinen einzigen Reichthum.“

„Ich kann unmöglich glauben, daß sie Euch etwas zu Leid thun werden,“ bemerkte der Goldschmid; „einen Boten zu berauben, würde schon viel Geschrei und Lärmen ins Land machen. Aber dafür bin ich auch, was der Herr dort sagt; lieber will ich gleich alles hergeben, was ich habe, und mit einem Eid versprechen, nichts zu sagen, ja niemals zu klagen, als mich gegen Leute, die Büchsen und Pistolen haben, um meine geringe Habe wehren.

Der Fuhrmann hatte während dieser Reden seine Wachskerzen hervorgezogen. Er klebte sie auf den Tisch und zündete sie an. „So laßt uns in Gottes Namen erwarten, was über uns kommen wird,“ sprach er; „wir wollen uns wieder zusammen niedersetzen, und durch Sprechen den Schlaf abhalten.“

„Das wollen wir,“ antwortete der Student; „und weil vorhin die Reihe an mir stehen geblieben war, will ich Euch etwas erzählen.“

Das kalte Herz.

Erste Abtheilung.

Wer durch Schwaben reist, der sollte nie vergessen, auch ein wenig in den Schwarzwald hineinzuschauen; nicht der Bäume wegen, obgleich man nicht überall solch unermeßliche Menge herrlich aufgeschossener Tannen findet, sondern wegen der Leute, die sich von den andern Menschen rings umher merkwürdig unterscheiden. Sie sind größer als gewöhnliche Menschen, breitschultrig, von starken Gliedern, und es ist, als ob der stärkende Duft, der Morgens durch die Tannen strömt, ihnen von Jugend auf einen freieren

Athem, ein klareres Auge und einen festeren, wenn auch rauheren Muth, als den Bewohnern der Stromthäler und Ebenen gegeben hätte. Und nicht nur durch Haltung und Wuchs, auch durch ihre Sitten und Trachten sondern sie sich von den Leuten, die außerhalb des Waldes wohnen, streng ab. Am schönsten kleiden sich die Bewohner des badenschen Schwarzwaldes; die Männer lassen den Bart wachsen, wie er von Natur dem Mann ums Kinn gegeben ist, ihre schwarzen Wämmser, ihre ungeheuren, enggefalteten Pluderhosen, ihre rothen Strümpfe und die spitzen Hüte, von einer weiten Scheibe umgeben, verleihen ihnen etwas Fremdartiges, aber etwas Ernstes, Ehrwürdiges. Dort beschäftigen sich die Leute gewöhnlich mit Glasmachen; auch verfertigen sie Uhren und tragen sie in der halben Welt umher.

Auf der andern Seite des Waldes wohnt ein Theil desselben Stammes, aber ihre Arbeiten haben ihnen andere Sitten und Gewohnheiten gegeben, als den Glasmachern. Sie handeln mit ihrem Wald; sie fällen und behauen ihre Tannen, flößen sie durch die Nagold in den Neckar, und von dem obern Neckar den Rhein hinab, bis weit hinein nach Holland, und am Meer kennt man die Schwarzwälder und ihre langen Flöße; sie halten an jeder Stadt, die am Strom liegt, an und erwarten stolz, ob man ihnen Balken und Bretter abkaufen werde; ihre stärksten und längsten Balken aber verhandeln sie um schweres Geld an die Mynheers, welche Schiffe daraus bauen. Diese Menschen nun sind an ein rauhes, wanderndes Leben gewöhnt. Ihre Freude ist, auf ihrem Holz die Ströme hinabzufahren, ihr Leid am Ufer wieder heraufzuwandeln. Darum ist auch ihr Prachtanzug so verschieden von dem der Glasmänner im andern Theil

des Schwarzwaldes. Sie tragen Wämmser von dunkler Leinwand, einen handbreiten grünen Hosenträger über die breite Brust, Beinkleider vom schwarzem Leder, aus deren Tasche ein Zollstab von Messing wie ein Ehrenzeichen hervorschaut; ihr Stolz und ihre Freude aber sind ihre Stiefeln, die größten wahrscheinlich, welche auf irgend einem Theil der Erde Mode sind; denn sie können zwei Spannen weit über das Knie hinaufgezogen werden, und die „Flözer" können damit in drei Schuh tiefem Wasser umherwandeln, ohne sich die Füße naß zu machen.

Noch vor kurzer Zeit glaubten die Bewohner dieses Waldes an Waldgeister, und erst in neuerer Zeit hat man ihnen diesen thörichten Aberglauben benehmen können. Sonderbar ist es aber, daß auch die Waldgeister, die der Sage nach im Schwarzwalde hausen, in diese verschiedenen Trachten sich getheilt haben. So hat man versichert, daß das Glasmännlein, ein gutes Geistchen von vierthalb Fuß Höhe, sich nie anders zeige, als in einem spitzen Hütlein mit großem Rand, mit Wamms und Pluderhöschen und rothen Strümpfchen. Der Holländer Michel aber, der auf der andern Seite des Waldes umgeht, soll ein riesengroßer, breitschultriger Kerl in der Kleidung der Flözer seyn, und mehrere, die ihn gesehen haben, wollen versichern, daß sie die Kälber nicht aus ihrem Beutel bezahlen möchten, deren Felle man zu seinen Stiefeln brauchen würde. „So groß, daß ein gewöhnlicher Mann bis an den Hals hineinstehen könnte," sagten sie, und wollten nichts übertrieben haben.

Mit diesen Waldgeistern soll einmal ein junger Schwarzwälder eine sonderbare Geschichte gehabt haben, die ich erzählen will. Es lebte nämlich im Schwarzwald eine Wittwe, Frau Barbara Munkin; ihr Gatte war Kohlenbrenner

gewesen, und nach seinem Tod hielt sie ihren sechzehnjährigen Knaben nach und nach zu dem Geschäft an. Der junge Peter Munk, ein schlauer Bursche, ließ es sich gefallen, weil er es bei seinem Vater auch nicht anders gesehen hatte, die ganze Woche über am rauchenden Meiler zu sitzen, oder schwarz und berußt und den Leuten ein Abscheu hinab in die Städte zu fahren und seine Kohlen zu verkaufen. Aber ein Köhler hat viel Zeit zum Nachdenken über sich und andere, und wenn Peter Munk an seinem Meiler saß, stimmten die dunkeln Bäume umher und die tiefe Waldesstille sein Herz zu Thränen und unbewußter Sehnsucht. Es betrübte ihn etwas, es ärgerte ihn etwas, er wußte nicht recht was. Endlich merkte er sich ab, was ihn ärgerte, und das war — sein Stand. „Ein schwarzer, einsamer Kohlenbrenner!“ sagte er sich. „Es ist ein elend Leben. Wie angesehen sind die Glasmänner, die Uhrmacher, selbst die Musikanten am Sonntag Abends! Und wenn Peter Munk, rein gewaschen und geputzt, in des Vaters Ehrenwamms mit silbernen Knöpfen und mit nagelneuen rothen Strümpfen erscheint, und wenn dann einer hinter mir hergeht und denkt: wer ist wohl der schlanke Bursche? Und lobt bei sich die Strümfe und meinen stattlichen Gang, — sieh, wenn er vorübergeht und schaut sich um, sagt er gewiß: ach es ist nur der Kohlenmunkpeter.“

Auch die Flözer auf der andern Seite waren ein Gegenstand seines Neides. Wenn diese Waldriesen herüberkamen, mit stattlichen Kleidern, und an Knöpfen, Schnallen und Ketten einen halben Centner Silber auf dem Leib trugen, wenn sie mit ausgespreizten Beinen und vornehmen Gesichtern dem Tanz zuschauten, Holländisch fluchten, und wie die vornehmsten Mynheer's aus ellenlangen köllnischen

Pfeifen rauchten, da ſtellte er ſich als das vollendetſte Bild eines glücklichen Menſchen ſolch einen Flözer vor. Und wenn dieſe Glücklichen dann erſt in die Taſchen fuhren, ganze Hände voll großer Thaler herauslangten und um Sechsbätzner würfelten, fünf Gulden hin, zehn her, ſo wollten ihm die Sinne vergehen, und er ſchlich trübſelig nach ſeiner Hütte; denn an manchem Feiertagabend hatte er einen oder den andern dieſer „Holzherren" mehr verſpielen ſehen, als der arme Vater Munk in einem Jahr verdiente. Es waren vorzüglich drei dieſer Männer, von welchen er nicht wußte, welchen er am meiſten bewundern ſollte. Der eine war ein dicker, großer Mann, mit rothem Geſicht, und galt für den reichſten Mann in der Runde. Man hieß ihn den dicken Ezechiel. Er reiste alle Jahre zweimal mit Bauholz nach Amſterdam und hatte das Glück, es immer um ſo viel theurer als andere zu verkaufen, daß er, wenn die übrigen zu Fuß heimgingen, ſtattlich herauffahren konnte. Der andere war der längſte und magerſte Menſch im ganzen Wald, man nannte ihn den langen Schlurker, und dieſen beneidete Munk wegen ſeiner ausnehmenden Kühnheit; er widerſprach den angeſehenſten Leuten, brauchte, wenn man noch ſo gedrängt im Wirthshaus ſaß, mehr Platz als vier der dickſten, denn er ſtützte entweder beide Ellbogen auf den Tiſch oder zog eines ſeiner langen Beine zu ſich auf die Bank, und doch wagte ihm keiner zu widerſprechen, denn er hatte unmenſchlich viel Geld. Der dritte aber war ein ſchöner, junger Mann, der am beſten tanzte weit und breit, und daher den Namen Tanzbodenkönig hatte. Er war ein armer Menſch geweſen und hatte bei einem Holzherren als Knecht gedient; da wurde er auf einmal ſteinreich; die einen ſagten, er habe unter einer alten Tanne einen Topf voll

Geld gefunden, die anderen behaupteten, er habe unweit Bingen im Rhein mit der Stechstange, womit die Flözer zuweilen nach den Fischen stechen, einen Pack mit Goldstücken heraufgefischt, und der Pack gehöre zu dem großen Nibelungenhort, der dort vergraben liegt; kurz, er war auf einmal reich geworden und wurde von Jung und Alt angesehen wie ein Prinz.

An diese drei Männer dachte Kohlenmunkpeter oft, wenn er einsam im Tannenwald saß. Zwar hatten alle drei einen Hauptfehler, der sie bei den Leuten verhaßt machte, es war dies ihr unmenschlicher Geiz, ihre Gefühllosigkeit gegen Schuldner und Arme, denn die Schwarzwälder sind ein gutmüthiges Völklein; aber man weiß, wie es mit solchen Dingen geht, waren sie auch wegen ihres Geizes verhaßt, so standen sie doch wegen ihres Geldes in Ansehen; denn wer konnte Thaler wegwerfen, wie sie, als ob man das Geld von den Tannen schüttelte?

„So geht es nicht mehr weiter," sagte Peter eines Tages schmerzlich betrübt zu sich; denn Tags zuvor war Feiertag gewesen, und alles Volk in der Schenke; „wenn ich nicht bald auf den grünen Zweig komme, so thu' ich mir etwas zu Leid; wär' ich doch nur so angesehen und reich, wie der dicke Ezechiel, oder so kühn und so gewaltig, wie der lange Schlurker, oder so berühmt, und könnte den Musikanten Thaler statt Kreuzer zuwerfen, wie der Tanzbodenkönig! Wo nur der Bursche das Geld her hat?" Allerlei Mittel ging er durch, wie man sich Geld erwerben könne, aber keines wollte ihm gefallen: endlich fielen ihm auch die Sagen von Leuten bei, die vor alten Zeiten durch den Holländer Michel und durch das Glasmännlein reich geworden waren. So lang sein Vater noch lebte, kamen

oft andere arme Leute zum Beſuch, und da wurde lang und breit von reichen Menſchen geſprochen, und wie ſie reich geworden; da ſpielte nun oft das Glasmännlein eine Rolle; ja, wenn er recht nachſann, konnte er ſich beinahe noch des Verſleins erinnern, das man am Tannenbühl in der Mitte des Waldes ſprechen mußte, wenn es erſcheinen ſollte. Es fing an:

Schatzhauſer im grünen Tannenwald,
biſt ſchon viel hundert Jahre alt,
Dir gehört all' Land, wo Tannen ſtehn —

Aber er mochte ſein Gedächtniß anſtrengen, wie er wollte, weiter konnte er ſich keines Verſes mehr entſinnen. Er dachte oft, ob er nicht dieſen oder jenen alten Mann fragen ſollte, wie das Sprüchlein heiße; aber immer hielt ihn eine gewiſſe Scheu, ſeine Gedanken zu verrathen ab, auch ſchloß er, es müſſe die Sage vom Glasmännlein nicht ſehr bekannt ſeyn und den Spruch müßten nur wenige wiſſen, denn es gab nicht viele reiche Leute im Wald, und — warum hatten denn nicht ſein Vater und die andern armen Leute ihr Glück verſucht? Er brachte endlich einmal ſeine Mutter auf das Männlein zu ſprechen, und dieſe erzählte ihm, was er ſchon wußte, kannte auch nur noch die erſte Zeile von dem Spruch und ſagte ihm endlich, nur Leuten, die an einem Sonntag zwiſchen elf und zwei Uhr geboren ſeyen, zeige ſich das Geiſtchen. Er ſelbſt würde wohl dazu paſſen, wenn er nur das Sprüchlein wüßte, denn er ſey ſchon Mittags zwölf Uhr geboren.

Als dies der Kohlenmunkpeter hörte, war er vor Freude und vor Begierde, dies Abenteuer zu unternehmen, beinahe außer ſich. Es ſchien ihm hinlänglich, einen Theil des Sprüchleins zu wiſſen und am Sonntag geboren zu ſeyn,

und Glasmännlein mußte ſich ihm zeigen. Als er daher eines Tages ſeine Kohlen verkauft hatte, zündete er keinen neuen Meiler an, ſondern zog ſeines Vaters Staatswamms und neue rothe Strümpfe an, ſetzte den Sonntagshut auf, faßte ſeinen fünf Fuß hohen Schwarzdornſtock in die Hand und nahm von der Mutter Abſchied: „Ich muß aufs Amt in die Stadt; denn wir werden bald ſpielen müſſen, wer Soldat wird, und da will ich dem Amtmann nur noch einmal einſchärfen, daß Ihr Wittwe ſeyd, und ich Euer einziger Sohn.“ Die Mutter lobte ſeinen Entſchluß, er aber machte ſich auf nach dem Tannenbühl. Der Tannenbühl liegt auf der höchſten Höhe des Schwarzwaldes, und auf zwei Stunden im Umkreis ſtand damals kein Dorf, ja nicht einmal eine Hütte, denn die abergläubiſchen Leute meinten, es ſey dort unſicher. Man ſchlug auch, ſo hoch und prachtvoll dort die Tannen ſtanden, ungern Holz in jenem Revier, denn oft waren den Holzhauern, wenn ſie dort arbeiteten, die Aexte vom Stiel geſprungen und in den Fuß gefahren, oder die Bäume waren ſchnell umgeſtürzt und hatten die Männer mit umgeriſſen und beſchädigt oder gar getödtet; auch hätte man die ſchönſten Bäume von dorther nur zu Brennholz brauchen können, denn die Floßherren nahmen nie einen Stamm aus dem Tannenbühl unter ein Floß auf, weil die Sage ging, daß Mann und Holz verunglücke, wenn ein Tannenbühler mit im Waſſer ſey. Daher kam es, daß im Tannenbühl die Bäume ſo dicht und ſo hoch ſtanden, daß es am hellen Tag beinahe Nacht war, und Peter Munk wurde es ganz ſchaurig dort zu Muth; denn er hörte keine Stimme, keinen Tritt als den ſeinigen, keine Axt; ſelbſt die Vögel ſchienen dieſe dichte Tannennacht zu vermeiden.

Kohlenmunkpeter hatte jetzt den höchſten Punkt des

Tannenbühls erreicht und ſtand vor einer Tanne von ungeheurem Umfang, um die ein holländiſcher Schiffsherr an Ort und Stelle viele hundert Gulden gegeben hätte. „Hier,“ dachte er, „wird wohl der Schatzhauſer wohnen,“ zog ſeinen großen Sonntagshut, machte vor dem Baum eine tiefe Verbeugung, räuſperte ſich und ſprach mit zitternder Stimme: „Wünſche glückſeligen Abend, Herr Glasmann.“ Aber es erfolgte keine Antwort, und alles umher war ſo ſtill wie zuvor. „Vielleicht muß ich doch das Verslein ſprechen,“ dachte er weiter und murmelte:

Schatzhauſer im grünen Tannenwald,
biſt ſchon viel hundert Jahre alt,
Dir gehört all' Land, wo Tannen ſtehn —

Indem er dieſe Worte ſprach, ſah er zu ſeinem großen Schrecken eine ganz kleine, ſonderbare Geſtalt hinter der dicken Tanne hervorſchauen; es war ihm, als habe er das Glasmännlein geſehen, wie man ihn beſchrieben, das ſchwarze Wämmschen, die rothen Strümpfchen, das Hütchen, alles war ſo, ſelbſt das blaſſe, aber feine und kluge Geſichtchen, wovon man erzählte, glaubte er geſehen zu haben. Aber ach, ſo ſchnell es hervorgeſchaut hatte, das Glasmännlein, ſo ſchnell war es auch wieder verſchwunden! „Herr Glasmann,“ rief nach einigem Zögern Peter Munk, „ſeyd ſo gütig und haltet mich nicht für'n Narren. — Herr Glasmann, wenn Ihr meint, ich habe Euch nicht geſehen, ſo täuſchet Ihr Euch ſehr, ich ſah Euch wohl hinter dem Baum hervorgucken.“ — Immer keine Antwort, nur zuweilen glaubte er ein leiſes, heiſeres Kichern hinter dem Baum zu vernehmen. Endlich überwand ſeine Ungeduld die Furcht, die ihn bis jetzt noch abgehalten hatte. „Warte Du kleiner

Burſche," rief er, „Dich will ich bald haben," ſprang mit einem Satz hinter die Tanne, aber da war kein Schatzhauſer im grünen Tannenwald, und nur ein kleines zierliches Eichhörnchen jagte an dem Baum hinauf.

Peter Munk ſchüttelte den Kopf; er ſah ein, daß er die Beſchwörung bis auf einen gewiſſen Grad gebracht habe, und daß ihm vielleicht nur noch ein Reim zu dem Sprüchlein fehle, ſo könne er das Glasmännlein hervorlocken; aber er ſann hin, er ſann her, und fand nichts. Das Eichhörnchen zeigte ſich an den unterſten Aeſten der Tanne und ſchien ihn aufzumuntern oder zu verſpotten. Es putzte ſich, es rollte den ſchönen Schweif, es ſchaut ihn mit klugen Augen an, aber endlich fürchtete er ſich doch beinahe, mit dieſem Thier allein zu ſeyn: denn bald ſchien das Eichhörnchen einen Menſchenkopf zu haben und einen dreiſpitzigen Hut zu tragen, bald war es ganz wie ein anderes Eichhörnchen und hatte nur an den Hinterfüßen rothe Strümpfe und ſchwarze Schuhe. Kurz es war ein luſtiges Thier, aber dennoch graute Kohlenpeter, denn er meinte, es gehe nicht mit rechten Dingen zu.

Mit ſchnelleren Schritten, als er gekommen war, zog Peter wieder ab. Das Dunkel des Tannenwaldes ſchien immer ſchwärzer zu werden, die Bäume ſtanden immer dichter, und ihm fing an ſo zu grauen, daß er im Trab davon jagte, und erſt, als er in der Ferne Hunde bellen hörte und bald darauf zwiſchen den Bäumen den Rauch einer Hütte erblickte, wurde er wieder ruhiger. Aber als er näher kam und die Tracht der Leute in der Hütte erblickte, fand er, daß er aus Angſt gerade die entgegengeſetzte Richtung genommen und ſtatt zu den Glasleuten zu den Flözern gekommen ſey. Die Leute, die in der Hütte wohnten, waren

Holzfäller; ein alter Mann, sein Sohn, der Hauswirth, und einige erwachsene Enkel. Sie nahmen Kohlenmunkpeter, der um ein Nachtlager bat, gut auf, ohne nach seinem Namen und Wohnort zu fragen; gaben ihm Apfelwein zu trinken, und Abends wurde ein großer Auerhahn, die beste Schwarzwaldspeise, aufgesetzt.

Nach dem Nachtessen setzten sich die Hausfrau und ihre Töchter mit ihren Kunkeln um den großen Lichtspan, den die Jungen mit dem feinsten Tannenharz unterhielten, der Großvater, der Gast und der Hauswirth rauchten und schauten den Weibern zu, die Bursche aber waren beschäftigt, Löffel und Gabeln aus Holz zu schnitzeln. Draußen im Wald heulte der Sturm und raste in den Tannen, man hörte da und dort sehr heftige Schläge, und es schien oft, als ob ganze Bäume abgeknickt würden und zusammen krachten. Die furchtlosen Jungen wollten hinaus in den Wald laufen, und dieses furchtbar schöne Schauspiel mit ansehen, ihr Großvater aber hielt sie mit strengem Wort und Blick zurück. „Ich will keinem rathen, daß er jetzt von der Thür' geht," rief er ihnen zu; „bei Gott, der kommt nimmermehr wieder; denn der Holländer Michel haut sich heute Nacht ein neues G'stair (Floßgelenk) im Wald."

Die Kleinen staunten ihn an; sie mochten von dem Holländer Michel schon gehört haben, aber sie baten jetzt den Ehni, einmal recht schön von jenem zu erzählen. Auch Peter Munk, der vom Holländer Michel auf der andern Seite des Waldes nur undeutlich hatte sprechen gehört, stimmte mit ein und fragte den Alten, wer und wo er sey. „Er ist der Herr dieses Waldes, und nach dem zu schließen, daß Ihr in Eurem Alter dies noch nicht erfahren, müßt Ihr

drüben über dem Tannenbühl oder wohl gar noch weiter zu Hause seyn. Vom Holländer Michel will ich Euch aber erzählen, was ich weiß, und wie die Sage von ihm geht. Vor etwa hundert Jahren, so erzählte es wenigstens mein Ehni, war weit und breit kein ehrlicheres Volk auf Erden, als die Schwarzwälder. Jetzt, seit so viel Geld im Land ist, sind die Menschen unredlich und schlecht. Die jungen Bursche tanzen und johlen am Sonntag, und fluchen, daß es ein Schrecken ist; damals war es aber anders, und wenn er jetzt zum Fenster dort herein schaute, so sag' ichs, und hab es oft gesagt, der Holländer Michel ist schuld an all dieser Verderbniß. Es lebte also vor hundert Jahr und drüber ein reicher Holzherr, der viel Gesinde hatte; er handelte bis weit in den Rhein hinab, und sein Geschäft war gesegnet, denn er war ein frommer Mann. Kommt eines Abends ein Mann an seine Thüre, dergleichen er noch nie gesehen. Seine Kleidung war wie der Schwarzwälder Burschen, aber er war einen guten Kopf höher als alle. und man hatte noch nie geglaubt, daß es einen solchen Riesen geben könne. Dieser bittet um Arbeit bei dem Holzherrn, und der Holzherr, der ihm ansah, daß er stark und zu großen Lasten tüchtig sey, rechnet mit ihm seinen Lohn, und sie schlagen ein. Der Michel war ein Arbeiter, wie selbiger Holzherr noch keinen gehabt. Beim Baumschlagen galt er für drei, und wenn sechs am einen End schleppten, trug er allein das andere. Als er aber ein halb Jahr Holz geschlagen, trat er eines Tags vor seinen Herrn und begehrte von ihm: „Hab jetzt lang genug hier Holz gehackt, und so möcht' ich auch sehen, wohin meine Stämme kommen, und wie wär' es, wenn Ihr mich auch 'mal auf den Floß ließet?"

Der Holzherr antwortete: „Ich will Dir nicht im Weg seyn, Michel, wenn Du ein wenig hinaus willst in die Welt; zwar beim Holzfällen brauche ich starke Leute wie Du bist, auf dem Floß aber kommt es auf Geschicklichkeit an, doch es sey für diesmal.“

„Und so war es; der Floß, mit dem er abgehen sollte, hatte acht Glaich (Glieder), und waren im letzten von den größten Zimmerbalken. Aber was geschah? Am Abend zuvor bringt der lange Michel noch acht Balken ans Wasser, so dick und lang, als man keinen je sah, und jeden trug er so leicht auf der Schulter, wie eine Flözerstange, so daß sich alles entsetzte. Wo er sie gehauen, weiß bis heute noch niemand. Dem Holzherrn lachte das Herz, als er dies sah, denn er berechnete, was diese Balken kosten könnten; Michel aber sagte: „So, die sind für mich zum Fahren, auf den kleinen Spähnen dort kann ich nicht fortkommen; sein Herr wollte ihm zum Dank ein Paar Flözerstiefel schenken, aber er warf sie auf die Seite und brachte ein Paar hervor, wie es sonst noch keine gab; mein Großvater hat versichert, sie haben hundert Pfund gewogen und seyen fünf Fuß lang gewesen.“

„Der Floß fuhr ab, und hatte der Michel früher die Holzhauer in Verwunderung gesetzt, so staunten jetzt die Flözer; denn statt daß der Floß, wie man wegen der ungeheuren Balken geglaubt hatte, langsamer auf dem Fluß ging, flog er, sobald sie in den Neckar kamen, wie ein Pfeil; machte der Neckar eine Wendung, und hatten sonst die Flözer Mühe gehabt, den Floß in der Mitte zu halten und nicht auf Kies oder Sand zu stoßen, so sprang jetzt Michel allemal ins Wasser, rückte mit einem Zug den Floß links oder rechts, so daß er ohne Gefahr vorüberglitt, und kam dann eine

gerade Stelle, so lief er aufs erste G'stair vor, ließ alle ihre Stangen beisetzen, steckte seinen ungeheuren Weberbaum ins Kies und mit einem Druck flog der Floß dahin, daß das Land und Bäume und Dörfer vorbeizujagen schienen. So waren sie in der Hälfte der Zeit, die man sonst brauchte, nach Köln am Rhein gekommen, wo sie sonst ihre Ladung verkauft hatten; aber hier sprach Michel: „Ihr seyd mir rechte Kaufleute, und versteht euren Nutzen! Meinet Ihr denn die Kölner brauchen all dies Holz, das aus dem Schwarzwald kömmt, für sich? Nein, um den halben Werth kaufen sie es Euch ab und verhandeln es theuer nach Holland. Lasset uns die kleinen Balken hier verkaufen, und mit den großen nach Holland gehen; was wir über den gewöhnlichen Preis lösen, ist unser eigener Profit."

„So sprach der arglistige Michel, und die andern waren es zufrieden; die einen, weil sie gern nach Holland gezogen wären, es zu sehen, die andern des Geldes wegen. Nur ein einziger war redlich und mahnte sie ab, das Gut ihres Herrn der Gefahr auszusetzen, oder ihn um den höheren Preis zu betrügen, aber sie hörten nicht auf ihn und vergaßen seine Worte, aber der Holländer Michel vergaß sie nicht. Sie fuhren auch mit dem Holz den Rhein hinab, Michel leitete den Floß und brachte sie schnell bis nach Rotterdam. Dort bot man ihnen das Vierfache von dem früheren Preis, und besonders die ungeheuren Balken des Michel wurden mit schwerem Geld bezahlt. Als die Schwarzwälder so viel Geld sahen, wußten sie sich vor Freude nicht zu fassen. Michel theilte ab, einen Theil dem Holzherrn, die drei andern unter die Männer. Und nun setzten sie sich mit Matrosen und anderem schlechten Gesindel in die Wirthshäuser, verschlemmten und verspielten ihr Geld,

den braven Mann aber, der ihnen abgerathen, verkaufte der Holländer Michel an einen Seelenverkäufer, und man hat nichts mehr von ihm gehört. Von da an war den Burschen im Schwarzwald Holland das Paradies, und Holländer Michel ihr König; die Holzherren erfuhren lange nichts von dem Handel, und unvermerkt kam Geld, Flüche, schlechte Sitten, Trunk und Spiel aus Holland herauf."

„Der Holländer Michel war, als die Geschichte herauskam, nirgends zu finden, aber todt ist er auch nicht; seit hundert Jahren treibt er seinen Spuk im Wald, und man sagt, daß er schon vielen behülflich gewesen sey, reich zu werden, aber — auf Kosten ihrer armen Seele, und mehr will ich nicht sagen. Aber so viel ist gewiß, daß er noch jetzt in solchen Sturmnächten im Tannenbühl, wo man nicht hauen soll, überall die schönsten Tannen aussucht, und mein Vater hat ihn eine vier Schuh dicke umbrechen sehen, wie ein Rohr. Mit diesen beschenkt er die, welche sich vom Rechten abwenden und zu ihm gehen; um Mitternacht bringen sie dann die G'stair ins Wasser, und er rudert mit ihnen nach Holland. Aber wäre ich Herr und König in Holland, ich ließe ihn mit Kartätschen in den Boden schmettern, denn alle Schiffe, die von dem Holländer Michel auch nur einen Balken haben, müssen untergehen. Daher kommt es, daß man von so viel Schiffbrüchen hört; wie könnte denn sonst ein schönes, starkes Schiff, so groß als eine Kirche, zu Grunde gehen auf dem Wasser? Aber so oft Holländer Michel in einer Sturmnacht im Schwarzwald eine Tanne fällt, springt eine seiner alten aus den Fugen des Schiffes; das Wasser dringt ein, und das Schiff ist mit Mann und Maus verloren. Das ist die Sage vom Holländer Michel, und wahr ist es, alles Böse im Schwarzwald schreibt sich

von ihm her; o! er kann einen reich machen!“ ſetzte der Greis geheimnißvoll hinzu, „aber ich möchte nichts von ihm haben; ich möchte um keinen Preis in der Haut des dicken Ezechiel und des langen Schlurkers ſtecken; auch der Tanzbodenkönig ſoll ſich ihm ergeben haben!“

Der Sturm hatte ſich während der Erzählung des Alten gelegt; die Mädchen zündeten ſchüchtern die Lampen an und gingen weg; die Männer aber legten Peter Munk einen Sack voll Laub als Kopfkiſſen auf die Ofenbank und wünſchten ihm gute Nacht.

Kohlenmunkpeter hatte noch nie ſo ſchwere Träume gehabt, wie in dieſer Nacht; bald glaubte er, der finſtere rieſige Holländer Michel reiße die Stubenfenſter auf und reiche mit ſeinem ungeheuer langen Arm einen Beutel voll Goldſtücke herein, die er unter einander ſchüttelte, daß es hell und lieblich klang; bald ſah er wieder das kleine, freundliche Glasmännlein auf einer ungeheuren grünen Flaſche im Zimmer umherreiten, und er meinte das heiſere Lachen wieder zu hören, wie im Tannenbühl; dann brummte es ihm wieder ins linke Ohr:

„In Holland gibts Gold,
könnets haben, wenn Ihr wollt
um geringen Sold,
Gold, Gold!“

Dann hörte er wieder in ſein rechtes Ohr das Liedchen vom Schatzhauſer im grünen Tannenwald, und eine zarte Stimme flüſterte: „Dummer Kohlenpeter, dummer Peter Munk kannſt kein Sprüchlein reimen auf ſtehen, und biſt doch am Sonntag geboren Schlag zwölf Uhr. Reime, dummer Peter, reime!“

Er ächzte, er ſtöhnte im Schlaf, er mühte ſich ab, einen Reim zu finden, aber da er in ſeinem Leben noch keinen gemacht hatte, war ſeine Mühe im Traume vergebens. Als er aber mit dem erſten Frühroth erwachte, kam ihm doch ſein Traum ſonderbar vor; er ſetzte ſich mit verſchränkten Armen hinter den Tiſch und dachte über die Einflüſterungen nach, die ihm noch immer im Ohr lagen; „reime, dummer Kohlenmunkpeter, reime,“ ſprach er zu ſich und pochte mit dem Finger an ſeine Stirne, aber es wollte kein Reim hervorkommen. Als er noch ſo da ſaß, trübe vor ſich hinſchaute und an den Reim auf ſtehen dachte, da zogen drei Burſche vor dem Haus vorbei in den Wald, und einer ſang im Vorübergehen:

„Am Berge that ich ſtehen
und ſchaute in das Thal,
da hab ich ſie geſehen
zum allerletztenmal.“

Das fuhr wie ein leuchtender Blitz durch Peters Ohr, und haſtig rafte er ſich auf, ſtürzte aus dem Haus, weil er meinte, nicht recht gehört zu haben, ſprang den drei Burſchen nach und packte den Sänger haſtig und unſanft beim Arm. „Halt Freund,“ rief er, „was habt Ihr da auf ſtehen gereimt? Thut mir die Liebe, und ſprecht, was Ihr geſungen.“

„Was ficht's Dich an, Burſche?“ entgegnete der Schwarzwälder. „Ich kann ſingen, was ich will, und laß gleich meinen Arm los, oder“ —

„Nein, ſagen ſollſt Du, was Du geſungen haſt!“ ſchrie Peter beinahe außer ſich und packte ihn noch feſter an; die zwei andern aber, als ſie dies ſahen, zögerten nicht lange, ſondern fielen mit derben Fäuſten über den armen Peter

her und walkten ihn derb, bis er vor Schmerzen das Gewand des dritten ließ und erschöpft in die Knie sank. „Jetzt hast Du Dein Theil," sprachen sie lachend, „und merk' Dir, toller Bursche, daß Du Leute, wie wir sind, nimmer anfällst auf offenem Wege."

„Ach, ich will mir es gewißlich merken!" erwiderte Kohlenpeter seufzend. „Aber so ich die Schläge habe, seyd so gut und saget deutlich, was jener gesungen."

Da lachten sie aufs neue und spotteten ihn aus; aber der das Lied gesungen, sagte es ihm vor, und lachend und singend zogen sie weiter.

„Also sehen;" sprach der arme Geschlagene, indem er sich mühsam aufrichtete; „sehen auf stehen, jetzt Glasmännlein, wollen wir wieder ein Wort zusammen sprechen." Er ging in die Hütte, holte seinen Hut und den langen Stock, nahm Abschied von den Bewohnern der Hütte und trat seinen Rückweg nach dem Tannenbühl an. Er ging langsam und sinnend seine Straße, denn er mußte ja einen Vers ersinnen; endlich, als er schon in dem Bereich des Tannenbühls ging, und die Tannen höher und dichter wurden, hatte er auch seinen Vers gefunden und machte vor Freuden einen Sprung in die Höhe. Da trat ein riesengroßer Mann in Flözerkleidung, und eine Stange so lang wie ein Mastbaum in der Hand, hinter den Tannen hervor. Peter Munk sank beinahe in die Knie, als er jenen langsamen Schrittes neben sich wandeln sah; denn er dachte, das ist der Holländer Michel, und kein anderer. Noch immer schwieg die furchtbare Gestalt, und Peter schielte zuweilen furchtsam nach ihm hin. Er war wohl einen Kopf größer, als der längste Mann, den Peter je gesehen, sein Gesicht war nicht mehr jung, doch auch nicht alt, aber voll

Furchen und Falten; er trug ein Wamms von Leinwand, und die ungeheuren Stiefeln, über die Lederbeinkleider heraufgezogen, waren Peter aus der Sage wohl bekannt.

„Peter Munk, was thuſt Du im Tannenbühl?“ fragte der Waldkönig endlich mit tiefer, dröhnender Stimme.

„Guten Morgen, Landsmann,“ antwortete Peter, indem er ſich unerſchrocken zeigen wollte, aber heftig zitterte. „Ich will durch den Tannenbühl nach Haus zurück.“

„Peter Munk,“ erwiderte jener und warf einen ſtechenden furchtbaren Blick nach ihm herüber, „Dein Weg geht nicht durch dieſen Hain.“

„Nun, ſo gerade juſt nicht,“ ſagte jener, „aber es macht heute warm, da dachte ich, es wird hier kühler ſeyn.“

„Lüge nicht, Du Kohlenpeter!“ rief Holländer Michel mit donnernder Stimme, „oder ich ſchlag Dich mit der Stange zu Boden; meinſt, ich hab Dich nicht betteln ſehen bei dem Kleinen?“ ſetzte er ſanft hinzu. „Geh, geh, das war ein dummer Streich, und gut iſt es, daß Du das Sprüchlein nicht wußteſt; er iſt ein Knauſer, der kleine Kerl, und gibt nicht viel, und wem er gibt, der wird ſeines Lebens nicht froh. — Peter, Du biſt ein armer Tropf und dauerſt mich in der Seele; ſo ein munterer, ſchöner Burſche, der in der Welt was anfangen könnte, und ſollſt Kohlen brennen! Wenn andere große Thaler oder Dukaten aus dem Aermel ſchütteln, kannſt Du kaum ein Paar Sechſer aufwenden; ’s iſt ein ärmlich Leben.“

„Wahr iſt’s; und Recht habt Ihr; ein elendes Leben.“

„Na, mir ſoll’s nicht darauf ankommen,“ fuhr der ſchreckliche Michel fort; „hab ſchon manchem braven Kerl aus der Noth geholfen, und Du wäreſt nicht der erſte. Sag einmal, wie viel hundert Thaler brauchſt Du für’s erſte?“

Bei dieſen Worten ſchüttelte er das Geld in ſeiner ungeheuren Taſche untereinander, und es klang wieder wie dieſe Nacht im Traum. Aber Peters Herz zuckte ängſtlich und ſchmerzhaft bei dieſen Worten, es wurde ihm kalt und warm, und der Holländer Michel ſah nicht aus, wie wenn er aus Mitleid Geld wegſchenkte, ohne etwas dafür zu verlangen. Es fielen ihm die geheimnißvollen Worte des alten Mannes über die reichen Menſchen ein, und von unerklärlicher Angſt und Bangigkeit gejagt, rief er: „Schön Dank, Herr! Aber mit Euch will ich nichts zu ſchaffen haben, und ich kenn' Euch ſchon," und lief, was er laufen konnte. — Aber der Waldgeiſt ſchritt mit ungeheuren Schritten neben ihm her und murmelte dumpf und drohend: „Wirſt's noch bereuen, Peter, auf Deiner Stirne ſteht's geſchrieben, in Deinem Auge iſt's zu leſen; Du entgehſt mir nicht. — Lauf nicht ſo ſchnell, höre nur noch ein vernünftig Wort, dort iſt ſchon meine Grenze." Aber als Peter dies hörte und unweit vor ihm einen kleinen Graben ſah, beeilte er ſich nur noch mehr, über die Grenze zu kommen, ſo daß Michel am Ende ſchneller laufen mußte und unter Flüchen und Drohungen ihn verfolgte. Der junge Mann ſetzte mit einem verzweifelten Sprung über den Graben, denn er ſah, wie der Waldgeiſt mit ſeiner Stange ausholte und ſie auf ihn niederſchmettern laſſen wollte; er kam glücklich jenſeits an, und die Stange zerſplitterte in der Luft, wie an einer unſichtbaren Mauer, und ein langes Stück fiel zu Peter herüber.

Triumphirend hob er es auf, um es dem groben Holländer Michel zuzuwerfen; aber in dieſem Augenblick fühlte er das Stück Holz in ſeiner Hand ſich bewegen, und zu ſeinem Entſetzen ſah er, daß es eine ungeheure Schlange ſey, was

er in der Hand hielt, die ſich ſchon mit geifernder Zunge und mit blitzenden Augen an ihm hinaufbäumte. Er ließ ſie los, aber ſie hatte ſich ſchon feſt um ſeinen Arm gewickelt und kam mit ſchwankendem Kopf ſeinem Geſicht immer näher; da rauſchte auf einmal ein ungeheurer Auerhahn nieder, packte den Kopf der Schlange mit dem Schnabel, erhob ſich mit ihr in die Lüfte, und Holländer Michel, der dies alles von dem Graben aus geſehen hatte, heulte und ſchrie und raste, als die Schlange von einem Gewaltigern entführt ward.

Erſchöpft und zitternd ſetzte Peter ſeinen Weg fort; der Pfad wurde ſteiler, die Gegend wilder, und bald fand er ſich an der ungeheuren Tanne. Er machte wieder wie geſtern ſeine Verbeugungen gegen das unſichtbare Glasmännlein und hub dann an:

„Schatzhauſer im grünen Tannenwald,
biſt ſchon viel hundert Jahre alt.
Dein iſt all' Land, wo Tannen ſtehn,
läßt Dich nur Sonntagskindern ſehn.“

„Haſt's zwar nicht ganz getroffen, aber weil Du es biſt, Kohlenmunkpeter, ſo ſoll es ſo hingehen,“ ſprach eine zarte, feine Stimme neben ihm. Erſtaunt ſah er ſich um, und unter einer ſchönen Tanne ſaß ein kleines, altes Männlein, in ſchwarzem Wamms und rothen Strümpfen, und den großen Hut auf dem Kopf. Er hatte ein feines, freundliches Geſichtchen und ein Bärtchen ſo zart wie aus Spinnweben; er rauchte, was ſonderbar anzuſehen war, aus einer Pfeife von blauem Glas, und als Peter näher trat, ſah er zu ſeinem Erſtaunen, daß auch Kleider, Schuhe und Hut des Kleinen aus gefärbtem Glas beſtanden; aber es war

geſchmeidig, als ob es noch heiß wäre, denn es ſchmiegte ſich wie ein Tuch nach jeder Bewegung des Männleins.

„Du haſt dem Flegel begegnet, dem Holländer Michel? ſagte der Kleine, indem er zwiſchen jedem Wort ſonderbar hüſtelte. „Er hat Dich recht ängſtigen wollen, aber ſeinen Kunſtprügel habe ich ihm abgejagt, den ſoll er nimmer wieder kriegen.“

„Ja, Herr Schatzhauſer,“ erwiderte Peter mit einer tiefen Verbeugung, „es war mir recht bange. Aber Ihr ſeyd wohl der Herr Auerhahn geweſen, der die Schlange todt gebiſſen; da bedanke ich mich ſchönſtens. — Ich komme aber um mich Raths zu erholen bei Euch; es geht mir gar ſchlecht und hinderlich, ein Kohlenbrenner bringt es nicht weit; und da ich noch jung bin, dächte ich doch, es könnte noch was beſſeres aus mir werden; und wenn ich oft andere ſehe, wie weit die es in kurzer Zeit gebracht haben: wenn ich nur den Ezechiel nehme und den Tanzbodenkönig; die haben Geld wie Heu.“

„Peter,“ ſagte der Kleine ſehr ernſt und blies den Rauch aus ſeiner Pfeife weit hinweg; „Peter, ſag mir nichts von dieſen. Was haben ſie davon, wenn ſie hier ein Paar Jahre dem Schein nach glücklich und dann nachher deſto unglücklicher ſind? Du mußt Dein Handwerk nicht verachten; Dein Vater und Großvater waren Ehrenleute und haben es auch getrieben, Peter Munk! Ich will nicht hoffen, daß es Liebe zum Müßiggang iſt, was Dich zu mir führt.“

Peter erſchrack vor dem Ernſt des Männleins und erröthete. „Nein,“ ſagte er, „Müßiggang, weiß ich wohl, Herr Schatzhauſer im Tannenwald, Müßiggang iſt aller Laſter Anfang, aber das könnet Ihr mir nicht übel nehmen,

wenn mir ein anderer Stand beſſer gefällt, als der meinige. Ein Kohlenbrenner iſt halt ſo gar etwas geringes auf der Welt und die Glasleute und Flözer und Uhrmacher und alle ſind angeſehener.“

„Hochmuth kommt oft vor dem Fall,“ erwiderte der kleine Herr vom Tannenwald etwas freundlicher. „Ihr ſeyd ein ſonderbar Geſchlecht, ihr Menſchen! Selten iſt einer mit dem Stand ganz zufrieden; in dem er geboren und erzogen iſt, und was gilts, wenn Du ein Glasmann wäreſt, möchteſt Du gern ein Holzherr ſeyn, und wäreſt Du Holzherr, ſo ſtünde Dir des Förſters Dienſt oder des Amtmanns Wohnung an? Aber es ſey; wenn Du verſprichſt, brav zu arbeiten, ſo will ich Dir zu etwas beſſerem verhelfen, Peter. Ich pflege jedem Sonntagskind, das ſich zu mir zu finden weiß, drei Wünſche zu gewähren. Die erſten zwei ſind frei. Den dritten kann ich verweigern, wenn er thöricht iſt. So wünſche Dir alſo jetzt etwas. Aber — Peter etwas Gutes und Nützliches.“

„Heiſa! Ihr ſeyd ein treffliches Glasmännlein, und mit Recht nennt man Euch Schatzhauſer, denn bei Euch ſind die Schätze zu Hauſe. Nu — und alſo darf ich wünſchen, wornach mein Herz begehrt, ſo will ich denn fürs erſte, daß ich noch beſſer tanzen könne, als der Tanzbodenkönig, und immer ſo viel Geld in der Taſche habe als der dicke Ezechiel.“

„Du Thor!“ erwiderte der Kleine zürnend. „Welch ein erbärmlicher Wunſch iſt dies, gut tanzen zu können, und Geld zum Spiel zu haben! Schämſt Du Dich nicht, dummer Peter, Dich ſelbſt ſo um Dein Glück zu betrügen? Was nützt es Dir und deiner armen Mutter, wenn Du tanzen kannſt? Was nützt Dir Dein Geld, das nach

Deinem Wunsch nur für das Wirthshaus ist, und wie das des elenden Tanzbodenkönigs dort bleibt? Dann hast Du wieder die ganze Woche nichts und darbst wie zuvor. Noch einen Wunsch gebe ich Dir frei, aber sieh Dich vor, daß Du vernünftiger wünscheſt."

Peter kratzte sich hinter den Ohren und sprach nach einigem Zögern: „Nun so wünsche ich mir die schönste und reichste Glashütte im ganzen Schwarzwald mit allem Zugehör und Geld, sie zu leiten."

„Sonst nichts?" fragte der kleine mit besorglicher Miene. „Peter, sonst nichts?"

„Nun — Ihr könnet noch ein Pferd dazuthun, und ein Wägelchen —"

„O, Du dummer Kohlenmunkpeter!" rief der kleine, und warf seine gläserne Pfeife im Unmuth an eine dicke Tanne, daß sie in hundert Stücke sprang, „Pferde? Wägelchen? Verstand, sag ich Dir, Verstand, gesunden Menschenverstand und Einsicht hätteſt Du Dir wünschen sollen, aber nicht Pferdchen und Wägelchen. Nun, werde nur nicht so traurig, wir wollen sehen, daß es auch so nicht zu Deinem Schaden ist; denn der zweite Wunsch war im ganzen nicht thöricht. Eine gute Glashütte nährt auch ihren Mann und Meister, nur hätteſt Du Einsicht und Verstand dazu mitnehmen können, Wagen und Pferde wären dann wohl von selbst gekommen."

„Aber, Herr Schatzhauser," erwiderte Peter. „Ich habe ja noch einen Wunsch übrig. Da könnte ich ja Verstand wünschen, wenn er mir so überaus nöthig ist, wie Ihr meinet."

„Nichts da. Du wirst noch in manche Verlegenheit kommen, wo Du froh seyn wirst, wenn Du noch einen

Wunsch frei hast. Und nun mache Dich auf den Weg nach Hause. Hier sind," sprach der kleine Tannengeist, indem er ein kleines Beutelein aus der Tasche zog, „hier sind zweitausend Gulden, und damit genug, und komm mir nicht wieder, um Geld zu fordern, denn dann müßte ich Dich an die höchste Tanne aufhängen. So hab ichs gehalten, seit ich in dem Wald wohne. Vor drei Tagen aber ist der alte Winkfritz gestorben, der die große Glashütte gehabt hat im Unterwald. Dorthin gehe morgen frühe und mach ein Bot auf das Gewerbe, wie es recht ist. Halt Dich wohl, sey fleißig, und ich will Dich zuweilen besuchen, und Dir mit Rath und That an die Hand gehen, weil Du Dir doch keinen Verstand erbeten. Aber, und das sag ich Dir ernstlich, Dein erster Wunsch war böse. Nimm Dich in acht vor dem Wirthshauslaufen. Peter! 's hat noch bei keinem lange gut gethan." Das Männlein hatte, während er dies sprach eine neue Pfeife vom schönsten Beinglas hervorgezogen, sie mit gedörrten Tannenzapfen gestopft und in den kleinen, zahnlosen Mund gesteckt. Dann zog er ein ungeheures Brennglas hervor, trat in die Sonne und zündete seine Pfeife an. Als er damit fertig war, bot er dem Peter freundlich die Hand, gab ihm noch ein Paar gute Lehren auf den Weg, rauchte und blies immer schneller und verschwand endlich in einer Rauchwolke, die nach ächtem holländischen Tabak roch und langsam sich kräuselnd in den Tannenwipfeln verschwebte.

Als Peter nach Haus kam, fand er seine Mutter sehr in Sorgen um ihn, denn die gute Frau glaubte nicht anders, als ihr Sohn sey zum Soldaten ausgehoben worden. Er aber war fröhlich und guter Dinge und erzählte ihr, wie er im Wald ein guten Freund getroffen, der ihm Geld

vorgeschossen habe, um ein anderes Geschäft als Kohlenbrennen anzufangen. Obgleich seine Mutter schon seit dreißig Jahren in der Köhlerhütte wohnte und an den Anblick berußter Leute so gewöhnt war, als jede Müllerin an das Mehlgesicht ihres Mannes, so war sie doch eitel genug, sobald ihr Peter ein glänzenderes Loos zeigte, ihren früheren Stand zu verachten und sprach: „Ja, als Mutter eines Mannes, der eine Glashütte besitzt, bin ich doch was anderes, als Nachbarin Grete und Bete, und setze mich in Zukunft vornehin in der Kirche, wo rechte Leute sitzen.“ Ihr Sohn aber wurde mit den Erben der Glashütte bald Handels einig. Er behielt die Arbeiter, die er vorfand, bei sich und ließ nun Tag und Nacht Glas machen. Anfangs gefiel ihm das Handwerk wohl. Er pflegte gemächlich in die Glashütte hinabzusteigen, ging dort mit vornehmen Schritten, die Hände in die Taschen gesteckt, hin und her, guckte dahin, guckte dorthin, sprach dies und jenes, worüber seine Arbeiter oft nicht wenig lachten, und seine größte Freude war, das Glas blasen zu sehen, und oft machte er sich an die Arbeit und formte aus der noch weichen Masse die sonderbarsten Figuren. Bald aber war ihm die Arbeit entleidet, und er kam zuerst nur noch eine Stunde des Tages in die Hütte, dann nur alle zwei Tage, endlich die Woche nur einmal, und seine Gesellen machten was sie wollten. Das alles kam aber nur vom Wirthshauslaufen. Den Sonntag, nachdem er vom Tannenbühl zurückgekommen war, ging er ins Wirthshaus, und wer schon auf dem Tanzboden sprang, war der Tanzbodenkönig, und der dicke Ezechiel saß auch schon hinter der Maaskanne und knöchelte um Kronenthaler. Da fuhr Peter schnell in die Tasche, zu sehen, ob ihm das Glasmännlein Wort gehalten, und siehe, seine Tasche strotzte

von Silber und Gold. Auch in ſeinen Beinen zuckte und drückte es, wie wenn ſie tanzen und ſpringen wollten, und als der erſte Tanz zu Ende war, ſtellte er ſich mit ſeiner Tänzerin oben an neben den Tanzbodenkönig, und ſprang dieſer drei Schuh hoch, ſo flog Peter vier, und machte dieſer wunderliche und zierliche Schritte, ſo verſchlang und drehte Peter ſeine Füße, daß alle Zuſchauer vor Luſt und Verwunderung beinahe außer ſich kamen. Als man aber auf dem Tanzboden vernahm, daß Peter eine Glashütte gekauft habe, als man ſah, daß er, ſo oft er an den Muſikanten vorbeitanzte, ihnen einen Sechsbätzner zuwarf, da war des Staunens kein Ende. Die einen glaubten, er habe einen Schatz im Wald gefunden, die andern meinten, er habe eine Erbſchaft gethan, aber alle verehrten ihn jetzt und hielten ihn für einen gemachten Mann, nur weil er Geld hatte. Verſpielte er doch noch an demſelben Abend zwanzig Gulden, und nichts deſto minder raſſelte und klang es in ſeiner Taſche, wie wenn noch hundert Thaler darin wären.

Als Peter ſah, wie angeſehen er war, wußte er ſich vor Freude und Stolz nicht zu faſſen. Er warf das Geld mit vollen Händen weg und theilte es den Armen reichlich mit, wußte er doch, wie ihn ſelbſt einſt die Armuth gedrückt hatte. Des Tanzbodenkönigs Künſte wurden vor den übernatürlichen Künſten des neuen Tänzers zu Schanden, und Peter führte jetzt den Namen Tanzkaiſer. Die unternehmendſten Spieler am Sonntag wagten nicht ſo viel wie er, aber ſie verloren auch nicht ſo viel. Und je mehr er verlor, deſto mehr gewann er. Das verhielt ſich aber ganz ſo, wie er es vom kleinen Glasmännlein verlangt hatte. Er hatte ſich gewünſcht, immer ſo viel Geld in der Taſche zu haben, wie der dicke Ezechiel, und gerade dieſer war es, an

welchen er ſein Geld verſpielte. Und wenn er zwanzig, dreißig Gulden auf einmal verlor, ſo hatte er ſie alſobald wieder in der Taſche, wenn ſie Ezechiel einſtrich. Nach und nach brachte er es aber im Schlemmen und Spielen weiter, als die ſchlechteſten Geſellen im Schwarzwald, und man nannte ihn öfter Spielpeter, als Tanzkaiſer, denn er ſpielte jetzt auch beinahe an allen Werktagen. Darüber kam aber ſeine Glashütte nach und nach in Verfall, und daran war Peters Unverſtand ſchuld. Glas ließ er machen, ſo viel man immer machen konnte, aber er hatte mit der Hütte nicht zugleich das Geheimniß gekauft, wohin man es am beſten verſchließen könne. Er wußte am Ende mit der Menge Glas nichts anzufangen und verkaufte es um den halben Preis an herumziehende Händler, nur um ſeine Arbeiter bezahlen zu können.

Eines Abends ging er auch wieder vom Wirthshaus heim und dachte trotz des vielen Weines, den er getrunken, um ſich fröhlich zu machen, mit Schrecken und Gram an den Verfall ſeines Vermögens. Da bemerkte er auf einmal, daß jemand neben ihm gehe, er ſah ſich um, und ſiehe da — es war das Glasmännlein. Da gerieth er in Zorn und Eifer, vermaß ſich hoch und theuer und ſchwur, der kleine ſey an all ſeinem Unglück ſchuld. „Was thu ich nun mit Pferd und Wägelchen?“ rief er. „Was nutzt mich die Hütte und all mein Glas? Selbſt als ich noch ein elender Köhlersburſch war, lebte ich froher und hatte keine Sorgen. Jetzt weiß ich nicht, wann der Amtmann kommt, und meine Habe ſchätzt und mich pfändet der Schulden wegen!“

„So?“ entgegnete das Glasmännlein. „So? Ich alſo ſoll ſchuld daran ſeyn, wenn Du unglücklich biſt? Iſt dies der Dank für meine Wohlthaten? Wer hieß Dich auch ſo

thöricht wünschen? Ein Glasmann wolltest Du seyn und wußtest nicht, wohin Dein Glas verkaufen? Sagte ich Dir nicht, Du solltest behutsam wünschen? Verstand, Peter, Klugheit hat Dir gefehlt."

„Was Verstand und Klugheit!" rief jener, „ich bin ein so kluger Bursche als irgend einer und will es Dir zeigen, Glasmännlein," und bei diesen Worten faßte er das Männlein unsanft am Kragen und schrie: „Hab' ich Dich jetzt, Schatzhauser im grünen Tannenwald? Und den dritten Wunsch will ich jetzt thun, den sollst Du mir gewähren. Und so will ich hier auf der Stelle zweimalhunderttausend harte Thaler, und ein Haus und — o weh!" schrie er und schüttelte die Hand, denn das Waldmännlein hatte sich in glühendes Glas verwandelt und brannte in seiner Hand wie sprühendes Feuer. Aber von dem Männlein war nichts mehr zu sehen.

Mehrere Tage lang erinnerte ihn seine geschwollene Hand an seine Undankbarkeit und Thorheit. Dann aber übertäubte er sein Gewissen und sprach: „Und wenn sie mir die Glashütte und alles verkaufen, so bleibt mir doch immer der dicke Ezechiel. So lange der Geld hat am Sonntag, kann es mir nicht fehlen."

Ja Peter! Aber wenn er keines hat? Und so geschah es eines Tages und war ein wunderliches Rechenexempel. Denn eines Sonntags kam er angefahren ans Wirthshaus, und die Leute streckten die Köpfe durch die Fenster, und der eine sagte: Da kommt der Spielpeter, und der andere: Ja, der Tanzkönig, der reiche Glasmann, und ein dritter schüttelte den Kopf und sprach: „Mit dem Reichthum kann man es machen, man sagt allerlei von seinen Schulden, und in der Stadt hat einer gesagt, der Amtmann werde nicht

mehr lang säumen zum Auspfänden.“ Indessen grüßte der reiche Peter die Gäste am Fenster vornehm und gravitätisch, stieg vom Wagen und schrie: „Sonnenwirth, guten Abend, ist der dicke Ezechiel schon da?“ Und eine tiefe Stimme rief: „Nur herein, Peter! Dein Platz ist Dir aufbehalten, wir sind schon da und bei den Karten.“ So trat Peter Munk in die Wirthsstube, fuhr gleich in die Tasche und merkte, daß Ezechiel gut versehen seyn müsse, denn seine Tasche war bis oben angefüllt.

Er setzte sich hinter den Tisch zu den andern, und spielte und gewann und verlor hin und her, und so spielten sie, bis andere ehrliche Leute, als es Abend wurde, nach Hause gingen, und spielten bei Licht, bis zwei andere Spiler sagten: „Jetzt ist's genug, und wir müssen heim zu Frau und Kind.“ Aber Spielpeter forderte den dicken Ezechiel auf zu bleiben. Dieser wollte lange nicht, endlich aber rief er: „Gut, jetzt will ich mein Geld zählen, und dann wollen wir knöcheln, den Satz um fünf Gulden, denn niederer ist es doch nur Kinderspiel.“ Er zog den Beutel und zählte, und fand hundert Gulden baar, und Spielpeter wußte nun, wie viel er selbst habe, und brauchte es nicht erst zu zählen. Aber hatte Ezechiel vorher gewonnen, so verlor er jetzt Satz für Satz und fluchte gräulich dabei. Warf er einen Pasch, gleich warf Spielpeter auch einen, und immer zwei Augen höher. Da setzte er endlich die letzten fünf Gulden auf den Tisch und rief: „Noch einmal, und wenn ich auch den noch verliere, so höre ich doch nicht auf, dann leihst Du mir von Deinem Gewinn, Peter, ein ehrlicher Kerl hilft dem andern!“

„So viel Du willst, und wenn es hundert Gulden seyn sollten,“ sprach der Tanzkaiser, fröhlich über seinen Gewinn,

und der dicke Ezechiel ſchüttelte die Würfel und warf fünfzehn. „Paſch!“ rief er, jetzt wollen wir ſehen!“ Peter aber warf achtzehn, und eine heiſere bekannte Stimme hinter ihm ſprach: „So, das war der letzte.“

Er ſah ſich um, und rieſengroß ſtand der Holländer Michel hinter ihm. Erſchrocken ließ er das Geld fallen, das er ſchon eingezogen hatte. Aber der dicke Ezechiel ſah den Waldmann nicht, ſondern verlangte, der Spielpeter ſolle ihm zehn Gulden vorſtrecken zum Spiel. Halb im Traum fuhr dieſer mit der Hand in die Taſche, aber da war kein Geld, er ſuchte in der andern Taſche, aber auch da fand ſich nichts, er kehrte den Rock um, aber es fiel kein rother Heller heraus, und jetzt erſt gedachte er ſeines eigenen erſten Wunſches, immer ſo viel Geld zu haben als der dicke Ezechiel. Wie Rauch war alles verſchwunden.

Der Wirth und Ezechiel ſahen ihn ſtaunend an, als er immer ſuchte und ſein Geld nicht finden konnte; ſie wollten ihm nicht glauben, daß er keines mehr habe; aber als ſie endlich ſelbſt in ſeinen Taſchen ſuchten, wurden ſie zornig und ſchwuren, der Spielpeter ſey ein böſer Zauberer, und habe all das gewonnene Geld und ſein eigenes nach Hauſe gewünſcht. Peter vertheidigte ſich ſtandhaft, aber der Schein war gegen ihn. Ezechiel ſagte, er wolle die ſchreckliche Geſchichte allen Leuten im Schwarzwald erzählen, und der Wirth verſprach ihm, morgen mit dem früheſten in die Stadt zu gehen, und Peter Munk als Zauberer anzuklagen, und er wolle es erleben, ſetzte er hinzu, daß man ihn verbrenne. Dann fielen ſie wüthend über ihn her, riſſen ihm das Wamms vom Leib und warfen ihn zur Thüre hinaus.

Kein Stern ſchien am Himmel, als Peter trübſelig ſeiner Wohnung zuſchlich, aber dennoch konnte er eine dunkle

Gestalt erkennen, die neben ihm herschritt und endlich sprach: „Mit Dir ist's aus, Peter Munk, all Deine Herrlichkeit ist zu Ende, und das hätt' ich Dir schon damals sagen können, als Du nichts von mir hören wolltest und zu dem dummen Glaszwerg liefst. Da siehst Du jetzt, was man davon hat, wenn man meinen Rath verachtet. Aber versuch es einmal mit mir, ich habe Mitleiden mit Deinem Schicksal. Noch keinen hat es gereut, der sich an mich wandte, und wenn Du den Weg nicht scheust, morgen den ganzen Tag bin ich am Tannenbühl zu sprechen, wenn Du mich rufst." Peter merkte wohl, wer so zu ihm spreche, aber es kam ihm ein Grauen an. Er antwortete nichts, sondern lief seinem Haus zu.

Bei diesen Worten wurde der Erzähler durch ein Geräusch vor der Schenke unterbrochen. Man hörte einen Wagen anfahren, mehrere Stimmen riefen nach Licht, es wurde heftig an das Hofthor gepocht, und dazwischen heulten mehrere Hunde. Die Kammer, die man dem Fuhrmann und den Handwerksburschen angewiesen hatte, ging nach der Straße hinaus; die vier Gäste sprangen auf und liefen dorthin, um zu sehen, was vorgefallen sey. Soviel sie beim Schein einer Laterne sehen konnten, stand ein großer Reisewagen vor der Schenke; so eben war ein großer Mann beschäftigt, zwei verschleierte Frauen aus dem Wagen zu heben, und einen Kutscher in Livree sah man die Pferde abspannen, ein Bedienter aber schnallte den Koffer los. „Diesen sey Gott gnädig," seufzte der Fuhrmann. „Wenn diese mit heiler Haut aus dieser Schenke kommen, so ist mir für meinen Karren auch nicht mehr bange."

„Stille!" flüsterte der Student. „Mir ahnet, daß

man eigentlich nicht uns, sondern diesen Damen auflauert. Wahrscheinlich waren sie unten schon von ihrer Reise unterrichtet. Wenn man sie nur warnen könnte! Doch halt! Es ist im ganzen Wirthshaus kein anständiges Zimmer für die Damen, als das neben dem meinigen. Dorthin wird man sie führen. Bleibet ihr ruhig in dieser Kammer, ich will die Bedienten zu unterrichten suchen."

Der junge Mann schlich sich auf sein Zimmer, löschte die Kerzen aus und ließ nur das Licht brennen, das ihm die Wirthin gegeben. Dann lauschte er an der Thüre.

Bald kam die Wirthin mit den Damen die Treppe herauf und führte sie mit freundlichen, sanften Worten in das Zimmer neben an. Sie redete ihren Gästen zu, sich bald niederzulegen, weil sie von der Reise erschöpft seyn werden. Dann ging sie wieder hinab. Bald darauf hörte der Student schwere männliche Tritte die Treppe herauf kommen. Er öffnete behutsam die Thüre und erblickte durch eine kleine Spalte den großen Mann, welcher die Damen aus dem Wagen gehoben. Er trug ein Jagdkleid, hatte einen Hirschfänger an der Seite und war wohl der Reisestallmeister oder Begleiter der fremden Damen. Als der Student bemerkte, daß dieser allein heraufgekommen war, öffnete er schnell die Thüre und winkte dem Mann, zu ihm einzutreten. Verwundert trat dieser näher, und ehe er noch fragen konnte, was man von ihm wolle, flüsterte ihm jener zu: „Mein Herr! Sie sind heute Nacht in eine Räuberschenke gerathen."

Der Mann erschrack. Der Student zog ihn vollends in seine Thüre und erzählte ihm, wie verdächtig es in diesem Hause aussehe.

Der Jäger wurde sehr besorgt, als er dies hörte. Er belehrte den jungen Mann, daß die Damen, eine Gräfin

und die Kammerfrau, anfänglich die ganze Nacht durch haben fahren wollen; aber etwa eine halbe Stunde von dieser Schenke sey ihnen ein Reiter begegnet, der sie angerufen und gefragt habe, wohin sie reisen wollten. Als er vernommen, daß sie gesonnen seyen, die ganze Nacht durch den Spessart zu reisen, habe er ihnen abgerathen, indem es gegenwärtig sehr unsicher sey. „Wenn Ihnen am Rathe eines redlichen Mannes etwas liegt," habe er hinzugesetzt, „so stehen Sie ab von diesem Gedanken; es liegt nicht weit von hier eine Schenke; so schlecht und unbequem sie seyn mag, so übernachten Sie lieber daselbst, als daß Sie sich in dieser dunkeln Nacht unnöthig der Gefahr preisgeben." Der Mann, der ihnen dies gerathen, habe sehr ehrlich und rechtlich ausgesehen, und die Gräfin habe in der Angst vor einem Räuberanfall befohlen, an dieser Schenke stille zu halten.

Der Jäger hielt es für seine Pflicht, die Damen von der Gefahr, worin sie schwebten zu unterrichten. Er ging in das andere Zimmer, und bald darauf öffnete er die Thüre, welche von dem Zimmer der Gräfin in das des Studenten führte. Die Gräfin, eine Dame von etwa vierzig Jahren, trat vor Schrecken bleich zu dem Studenten heraus, und ließ sich alles noch einmal von ihm wiederholen. Dann berieth man sich, was in dieser mißlichen Lage zu thun sey, und beschloß, so behutsam als möglich die zwei Bedienten, den Fuhrmann und die Handwerksbursche herbeizuholen, um im Fall eines Angriffs wenigstens gemeinsame Sache machen zu können.

Als dieses bald darauf geschehen war, wurde das Zimmer der Gräfin gegen die Hausflur hin verschlossen und mit Kommoden und Stühlen verrammelt. Sie setzte sich mit

ihrer Kammerfrau aufs Bette, und die zwei Bedienten hielten bei ihr Wache. Die früheren Gäste aber und der Jäger setzten sich im Zimmer des Studenten um den Tisch und beschlossen die Gefahr zu erwarten. Es mochte jetzt etwa zehn Uhr seyn, im Hause war alles ruhig und still, und noch machte man keine Miene, die Gäste zu stören. Da sprach der Zirkelschmid: „Um wach zu bleiben wäre es wohl das Beste, wir machten es wieder wie zuvor. Wir erzählten nämlich, was wir von allerlei Geschichten wissen, und wenn der Herr Jäger nichts dagegen hat, so könnten wir weiter fortfahren.“ Der Jäger aber hatte nicht nur nichts dagegen einzuwenden, sondern um seine Bereitwilligkeit zu zeigen, versprach er, selbst etwas zu erzählen. Er hub an:

Said's Schicksale.

Zur Zeit Harun Al-Raschids, des Beherrschers von Bagdad, lebte ein Mann in Balsora, mit Namen Benezar. Er hatte gerade so viel Vermögen, um für sich bequem und ruhig leben zu können, ohne ein Geschäft oder einen Handel zu treiben. Auch als ihm ein Sohn geboren wurde, ging er von dieser Weise nicht ab. „Warum soll ich in meinem Alter noch schachern und handeln,“ sprach er zu seinen Nachbarn, um vielleicht Said, meinem Sohn, tausend Goldstücke mehr hinterlassen zu können, wenn es gut geht, und geht es schlecht, tausend weniger? Wo zwei speisen wird auch ein dritter satt, sagt das Sprichwort, und wenn er nur sonst ein guter Junge wird, soll es ihm an nichts fehlen.“ So sprach Benezar, und hielt Wort. Denn er ließ auch seinen Sohn nicht zum Handel oder einem Gewerbe erziehen; doch unterließ er nicht, die Bücher der

Weisheit mit ihm zu lesen, und da nach seiner Ansicht einen jungen Mann außer Gelehrsamkeit und Ehrfurcht vor dem Alter nichts mehr zierte, als ein gewandter Arm und Muth, so ließ er ihn frühe in den Waffen unterweisen, und Said galt bald unter seinen Altersgenossen, ja selbst unter älteren Jünglingen für einen gewaltigen Kämpfer, und im Reiten und Schwimmen that es ihm keiner zuvor.

Als er achtzehn Jahre alt war, schickte ihn sein Vater nach Mecca zum Grab des Propheten, um an Ort und Stelle sein Gebet und seine religiösen Uebungen zu verrichten, wie es Sitte und Gebot erfordern. Ehe er abreiste, ließ ihn sein Vater noch einmal vor sich kommen, lobte seine Aufführung, gab ihm gute Lehren, versah ihn mit Geld, und sprach dann: „Noch etwas, mein Sohn Said! Ich bin ein Mann, der über die Vortheile des Pöbels erhaben ist. Ich höre zwar gerne Geschichten von Feyen und Zauberern erzählen, weil mir die Zeit dabei angenehm vergeht; doch bin ich weit entfernt, daran zu glauben, wie so viele unwissende Menschen thun, daß diese Genien, oder wer sie sonst seyn mögen, Einfluß auf das Leben und Treiben der Menschen haben. Deine Mutter aber, sie ist jetzt zwölf Jahre todt, deine Mutter glaubte so fest daran, als an den Koran; ja sie hat mir in einer einsamen Stunde, nachdem ich ihr geschworen, es niemand als ihrem Kind zu entdecken, vertraut, daß sie selbst von ihrer Geburt an mit einer Fee in Berührung gestanden habe. Ich habe sie deßwegen ausgelacht, und doch muß ich gestehen, Said, daß bei Deiner Geburt einige Dinge vorfielen, die mich selbst in Erstaunen setzten. Es hatte den ganzen Tag geregnet und gedonnert, und der Himmel war so schwarz, daß man nichts lesen konnte ohne Licht. Aber um vier Uhr Nachmittags sagte

man mir an, es sei mir ein Knäblein geboren. Ich eilte nach den Gemächern deiner Mutter, um meinen Erstgebornen zu sehen und zu segnen, aber alle ihre Zofen standen vor der Thüre, und auf meine Fragen antworteten sie, daß jetzt niemand in das Zimmer treten dürfe, Zemira, Deine Mutter habe alle hinausgehen heißen, weil sie allein seyn wolle. Ich pochte an die Thüre, aber umsonst, sie blieb verschlossen."

„Während ich so halb unwillig unter den Zofen vor der Thüre stand, klärte sich der Himmel so plötzlich auf, wie ich es nie gesehen hatte, und das wunderbarste war, daß nur über unserer lieben Stadt Balsora eine reine, blaue Himmelswölbung erschien, ringsum aber lagen die Wolken schwarz aufgerollt, und Blitze zuckten und schlängelten sich in diesem Umkreis. Während ich noch dieses Schauspiel neugierig betrachtete, flog die Thüre meiner Gattin auf; ich aber ließ die Mägde noch außen harren und trat allein in das Gemach, deine Mutter zu fragen, warum sie sich eingeschlossen habe. Als ich eintrat, quoll mir ein so betäubender Geruch von Rosen, Nelken und Hyacinthen entgegen, daß ich beinahe verwirrt wurde. Deine Mutter brachte mir Dich dar und deutete zugleich auf ein silbernes Pfeifchen, daß Du um den Hals an einer goldenen Kette, so fein wie Seide trugst. „„Die gütige Frau, von welcher ich Dir einst erzählte, ist da gewesen,"" sprach Deine Mutter, „„sie hat Deinem Knaben dieses Angebinde gegeben."" „„Das war also die Hexe, die das Wetter schön machte und diesen Rosen- und Nelkenduft hinterließ?"" sprach ich lachend und unglaubig. Aber sie hätte etwas Besseres bescheeren können, als dieses Pfeifchen; etwa einen Beutel voll Gold, ein Pferd oder dergleichen. Deine Mutter beschwor mich, nicht zu

ſpotten, weil die Feen leicht erzürnt ihren Segen in Unſegen verwandeln.“

„Ich that es ihr zu Gefallen und ſchwieg, weil ſie krank war, wir ſprachen auch nicht mehr von dem ſonderbaren Vorfall bis ſechs Jahre nachher, als ſie fühlte, daß ſie, ſo jung ſie noch war, ſterben müſſe. Da gab ſie mir das Pfeifchen, trug mir auf, es einſt, wenn Du zwanzig Jahre alt ſeyeſt, Dir zu geben, denn keine Stunde zuvor dürfe ich Dich von mir laſſen. Sie ſtarb. Hier iſt nun das Geſchenk,“ fuhr Benezar fort, indem er ein ſilbernes Pfeifchen an einer langen goldenen Kette aus einem Käſtchen hervorſuchte, „und ich gebe es Dir in Deinem achtzehnten, ſtatt in Deinem zwanzigſten Jahr, weil Du abreiſeſt, und ich vielleicht, ehe Du heimkehrſt, zu meinen Vätern verſammelt werde. Ich ſehe keinen vernünftigen Grund ein, warum Du noch zwei Jahre hier bleiben ſollſt, wie es Deine beſorgte Mutter wünſchte. Du biſt ein guter und geſcheiter Junge, führſt die Waffen ſo gut, als einer von vierundzwanzig Jahren, daher kann ich Dich heute eben ſo gut für mündig erklären, als wäreſt Du ſchon zwanzig. Und nun ziehe im Frieden und denke in Glück und Unglück, vor welchem der Himmel Dich bewahren wolle, an Deinen Vater.“

So ſprach Benezar von Balſora, als er ſeinen Sohn entließ. Said nahm bewegt von ihm Abſchied, hing die Kette um den Hals, ſteckte das Pfeifchen in den Gürtel, ſchwang ſich aufs Pferd, und ritt nach dem Ort, wo ſich die Karavane nach Mecca verſammelte. In kurzer Zeit waren an achtzig Kameele und viele hundert Reiter beiſammen; die Karavane ſetzte ſich in Marſch, und Said ritt aus dem Thor von Balſora, ſeiner Vaterſtadt, die er in langer Zeit nicht mehr ſehen ſollte.

Das Neue einer ſolchen Reiſe und die mancherlei niegeſehenen Gegenſtände, die ſich ihm aufdrängten, zerſtreuten ihn anfangs; als man ſich aber der Wüſte näherte, und die Gegend immer öder und einſamer wurde, da fing er an, über manches nachzudenken und unter anderem auch über die Worte, womit ihn Benezar, ſein Vater, entlaſſen hatte.

Er zog das Pfeifchen hervor, beſchaute es hin und her und ſetzte es endlich an den Mund, um einen Verſuch zu machen, ob es vielleicht einen recht hellen und ſchönen Ton von ſich gebe; aber ſiehe, es tönte nicht; er blähte die Backen auf und blies aus Leibeskräften, aber er konnte keinen Ton hervorbringen, und unwillig über das nutzloſe Geſchenk, ſteckte er das Pfeifchen wieder in den Gürtel. Aber bald richteten ſich alle ſeine Gedanken wieder auf die geheimnißvollen Worte ſeiner Mutter; er hatte von Feen manches gehört, aber nie hatte er erfahren, daß dieſer oder jener Nachbar in Balſora mit einem übernatürlichen Genius in Verbindung geſtanden ſey, ſondern man hatte die Sagen von dieſen Geiſtern immer in weit entfernte Länder und alte Zeiten verſetzt, und ſo glaubte er, es gebe heutzutage keine ſolche Erſcheinungen mehr, oder die Feyen haben aufgehört, die Menſchen zu beſuchen und an ihren Schickſalen Theil zu nehmen. Obgleich er aber alſo dachte, ſo war er doch immer wieder von neuem verſucht, an irgend etwas Geheimnißvolles und Uebernatürliches zu glauben, was mit ſeiner Mutter vorgegangen ſeyn könnte, und ſo kam es, daß er beinahe einen ganzen Tag wie ein Träumender zu Pferde ſaß und weder an den Geſprächen der Reiſenden Theil nahm, noch auf ihren Geſang oder ihr Gelächter achtete.

Said war ein sehr schöner Jüngling; sein Auge war muthig und kühn, sein Mund voll Anmuth, und so jung er war, so hatte er doch in seinem ganzen Wesen schon eine gewisse Würde, die man in diesem Alter nicht so oft trifft, und der Anstand, womit er, leicht, aber sicher, und in vollem kriegerischen Schmuck zu Pferde saß, zog die Blicke manches der Reisenden auf sich. Ein alter Mann, der an seiner Seite ritt, fand Wohlgefallen an ihm und versuchte, durch manche Fragen auch seinen Geist zu prüfen. Said, welchem Ehrfurcht gegen das Alter eingeprägt worden war, antwortete bescheiden, aber klug und umsichtig, so daß der Alte eine große Freude an ihm hatte. Da aber der Geist des jungen Mannes schon den ganzen Tag nur mit einem Gegenstand beschäftigt war, so geschah es, daß man bald auf das geheimnißvolle Reich der Feen zu sprechen kam, und endlich fragte Said den Alten geradezu, ob er glaube, daß es Feen, gute oder böse Geister geben könne, welche den Menschen beschützen oder verfolgen.

Der alte Mann strich sich den Bart, neigte seinen Kopf hin und her und sprach dann: „Läugnen läßt es sich nicht, daß es solche Geschichten gegeben hat, obgleich ich bis heute weder einen Geisterzwerg, noch einen Genius als Riese, weder einen Zauberer, noch eine Fee gesehen habe.“ Der Alte hub dann an und erzählte dem jungen Mann so viele und wunderbare Geschichten, daß ihm der Kopf schwindelte, und er nicht anders dachte, als alles, was bei seiner Geburt vorgegangen, die Aenderung des Wetters, der süße Rosen- und Hyacinthenduft, sey von großer und glücklicher Vorbedeutung, er selbst stehe unter dem besonderen Schutz einer mächtigen, gütigen Fee, und das Pfeifchen sey zu nichts Geringerem ihm geschenkt worden, als der Fee im Fall der Noth zu pfeifen. Er träumte die ganze Nacht von Schlössern, Zauberpferden,

Genien und dergleichen und lebte in einem wahren Feenreich.

Doch leider mußte er schon am folgenden Tag die Erfahrung machen, wie nichtig all seine Träume im Schlafen oder Wachen seyen. Die Karavane war schon den größten Theil des Tages im gemächlichen Schritt fortgezogen; Said, immer an der Seite seines alten Gefährten, als man dunkle Schatten am fernsten Ende der Wüste bemerkte; die einen hielten es für Sandhügel, die andern für Wolken, wieder andere für eine neue Karavane; aber der Alte, der schon mehrere Reisen gemacht hatte, rief mit lauter Stimme, sich vorzusehen, denn es sey eine Horde räuberischer Araber im Anzug. Die Männer griffen zu den Waffen, die Weiber und die Waaren wurden in die Mitte genommen, und alles war auf einen Angriff gefaßt. Die dunkle Masse bewegte sich langsam über die Ebene her und war anzusehen wie eine große Schaar Störche, wenn sie in ferne Länder ausziehen. Nach und nach kamen sie schneller heran, und kaum hatte man Männer und Lanzen unterschieden, als sie auch schon mit Windes Eile herbeistürmten und auf die Karavane einhieben.

Die Männer wehrten sich tapfer, aber die Räuber waren über vierhundert Mann stark, umschwärmten sie von allen Seiten, tödteten viel aus der Ferne her und machten dann einen Angriff mit der Lanze. In diesem furchtbaren Augenblick fiel Said, der immer unter den Vordersten wacker gestritten hatte, sein Pfeifchen ein, er zog es schnell hervor, setzte es an den Mund, blies und — ließ es schmerzlich wieder sinken, denn es gab auch nicht den leisesten Ton von sich. Wüthend über diese grausame Enttäuschung zielte er und schoß einen Araber, der sich durch seine prachtvolle

Kleidung auszeichnete, durch die Bruſt; jener wankte und fiel vom Pferd.

„Allah! was habt Ihr gemacht, junger Menſch!“ rief der Alte an ſeiner Seite. „Jetzt ſind wir alle verloren.“ Und ſo ſchien es auch; denn kaum ſahen die Räuber dieſen Mann fallen, als ſie ein ſchreckliches Geſchrei erhuben und mit ſolcher Wuth eindrangen, daß die wenigen noch unverwundeten Männer bald zerſprengt wurden. Said ſah ſich in einem Augenblick von fünf oder ſechs umſchwärmt. Er führte ſeine Lanze ſo gewandt, daß keiner ſich heranzunahen wagte; endlich hielt einer an, legte einen Pfeil auf, zielte und wollte eben die Sehne ſchnellen laſſen, als ihm ein anderer winkte. Der junge Mann machte ſich auf einen neuen Angriff gefaßt, aber ehe er ſich deſſen verſah, hatte ihm einer der Araber eine Schlinge über den Kopf geworfen, und ſo ſehr er ſich bemühte, das Seil zu zerreißen, ſo war doch alles umſonſt, die Schlinge wurde feſter und immer feſter angezogen, und Said war gefangen.

Die Karavane war endlich entweder ganz aufgerieben oder gefangen worden, und die Araber, welche nicht zu einem Stamm gehörten, theilten jetzt die Gefangenen und die übrige Beute und zogen dann, der eine Theil nach Süden, der andere nach Oſten. Neben Said ritten vier Bewaffnete, welche ihn oft mit bitterem Grimm anſchauten und Verwünſchungen über ihn ausſtießen; er merkte, daß es ein vornehmer Mann, vielleicht ſogar ein Prinz geweſen ſey, welchen er getödtet hatte. Die Sklaverei, welcher er entgegen ſah, war noch härter als der Tod, darum wünſchte er ſich im Stillen Glück, den Grimm der ganzen Horde auf ſich gezogen zu haben, denn er glaubte nicht anders, als in ihrem Lager getödtet zu werden. Die Bewaffneten

bewachten alle ſeine Bewegungen, und ſo oft er ſich umſchaute, drohten ſie ihm mit ihren Spießen; einmal aber, als das Pferd des einen ſtrauchelte, wandte er den Kopf ſchnell um und erblickte zu ſeiner Freude den Alten, ſeinen Reiſegefährten, welchen er unter den Todten geglaubt hatte.

Endlich ſah man in der Ferne Bäume und Zelte, als ſie näher kamen, ſtrömte ein ganzer Schwall von Kindern und Weibern entgegen, aber kaum hatten dieſe einige Worte mit den Räubern gewechſelt, als ſie in ein ſchreckliches Geheul ausbrachen und alle nach Said hinblickten, die Arme gegen ihn aufhoben und Verwünſchungen ausſtießen. „Jener iſt es,“ ſchrieen ſie, „der den großen Almanſor erſchlagen hat, den tapferſten aller Männer; er muß ſterben, wir wollen ſein Fleiſch dem Schakal der Wüſte zur Beute geben.“ Dann drangen ſie mit Holzſtücken, Erdſchollen und was ſie zur Hand hatten, ſo furchtbar auf Said ein, daß ſich die Räuber ſelbſt ins Mittel legen mußten. „Hinweg ihr Unmündigen, fort ihr Weiber!“ riefen ſie, und trieben die Menge mit den Lanzen auseinander; „er hat den großen Almanſor erſchlagen im Gefecht, und er muß ſterben, aber nicht von der Hand eines Weibes, ſondern vom Schwert der Tapfern.“

Als ſie unter den Zelten auf einem freien Platz angelangt waren, machten ſie Halt; die Gefangenen wurden je zwei und zwei zuſammengebunden, die Beute in die Zelte gebracht, Said aber wurde einzeln gefeſſelt und in ein großes Zelt geführt. Dort ſaß ein alter, prachtvoll gekleideter Mann, deſſen ernſte, ſtolze Miene verkündete, daß er das Oberhaupt dieſer Horde ſey. Die Männer, welche Said führten, traten traurig und mit geſenktem Haupt vor ihn hin. „Das Geheul der Weiber ſagt mir, was geſchehen iſt,“

ſprach der majeſtätiſche Mann, indem er die Räuber der Reihe nach anblickte; „Eure Mienen beſtätigen es, — Almanſor iſt gefallen.“

„Almanſor iſt gefallen,“ antworteten die Männer, „aber hier, Selim, Beherrſcher der Wüſte, iſt ſein Mörder, und wir bringen ihn, damit Du ihn richteſt; welche Todesart ſoll er ſterben? Sollen wir ihn aus der Ferne mit Pfeilen erſchießen, ſollen wir ihn durch eine Gaſſe von Lanzen jagen, oder willſt Du, daß er an einem Strick aufgehängt oder von Pferden zerriſſen werde?“

„Wer biſt Du?“ fragte Selim düſter auf den Gefangenen blickend, der zum Tod bereit, aber muthig vor ihm ſtand.

Said beantwortete ſeine Frage kurz und offen.

„Haſt Du meinen Sohn meuchlings umgebracht? Haſt Du ihn von hinten mit einem Pfeil oder einer Lanze durchbohrt?“

„Nein, Herr!“ entgegnete Said. „Ich habe ihn in offenem Kampf beim Angriff auf unſere Reihen von vorne getödtet, weil er ſchon acht meiner Genoſſen vor meinen Augen erſchlagen hatte.“

„Iſt es alſo, wie er ſprach?“ fragte Selim die Männer, die ihn gefangen hatten.

„Ja, Herr, er hat Almanſor in offenem Kampf getödtet,“ ſprach einer von den Gefragten.

„Dann hat er nicht mehr und nicht minder gethan, als wir ſelbſt gethan haben würden,“ verſetzte Selim, „er hat ſeinen Feind, der ihm Freiheit und Leben rauben wollte, bekämpft und erſchlagen; drum löſet ſchnell ſeine Bande!“

Die Männer ſahen ihn ſtaunend an und gingen nur

zaudernd und mit Widerwillen ans Werk. „So ſoll der Mörder Deines Sohnes, des tapfern Almanſor, nicht ſterben?“ fragte einer, indem er wüthende Blicke auf Said warf. „Hätten wir ihn lieber gleich umgebracht!“

„Er ſoll nicht ſterben!“ rief Selim, „und ich nehme ihn ſogar in mein eigenes Zelt auf, ich nehme ihn als meinen gerechten Antheil an der Beute, er ſey mein Diener.“

Said fand keine Worte, dem Alten zu danken; die Männer aber verließen murrend das Zelt, und als ſie den Weibern und Kindern, die draußen verſammelt waren und auf Saids Hinrichtung warteten, den Entſchluß des alten Selim mittheilten, erhoben ſie ein ſchreckliches Geheul und Geſchrei und riefen, ſie würden Almanſors Tod an ſeinem Mörder rächen, weil ſein eigener Vater die Blutrache nicht üben wolle.

Die übrigen Gefangenen wurden an die Horden vertheilt, einige entließ man, um Löſegeld für die Reicheren einzutreiben, andere wurden zu den Herden als Hirten geſchickt, und manche, die vorher von zehn Sklaven ſich bedienen ließen, mußten die niedrigſten Dienſte in dieſem Lager verſehen. Nicht ſo Said. War es ſein muthiges, heldenmäßiges Ausſehen oder der geheimnißvolle Zauber einer gütigen Fee, was den alten Selim für den Jüngling einnahm? Man wußte es nicht zu ſagen, aber Said lebte in ſeinem Zelt mehr als Sohn, denn als Diener. Aber die unbegreifliche Zuneigung des alten Mannes zog ihm die Feindſchaft der übrigen Diener zu. Er begegnete überall nur feindlichen Blicken, und wenn er allein durchs Lager ging, ſo hörte er ringsumher Schimpfworte und Verwünſchungen ausſtoßen, ja, einigemal flogen Pfeile an ſeiner Bruſt vorüber, die offenbar ihm gegolten hatten, und daß

ſie ihn nicht trafen, ſchrieb er nur dem Pfeilchen zu, das er noch immer auf der Bruſt trug, und welchem er dieſen Schutz zuſchrieb. Oft beklagte er ſich bei Selim über dieſe Angriffe auf ſein Leben, aber vergebens ſuchte dieſer die Meuchelmörder ausfindig zu machen, denn die ganze Horde ſchien gegen den begünſtigten Fremdling verbunden zu ſeyn. Da ſprach eines Tages Selim zu ihm: „Ich hatte gehofft, Du werdeſt mir vielleicht den Sohn erſetzen, der durch Deine Hand umgekommen iſt; an Dir und mir liegt nicht die Schuld, daß es nicht ſeyn konnte; alle ſind gegen Dich erbittert, und ich ſelbſt kann Dich in Zukunft nicht mehr ſchützen, denn was hilft es Dir oder mir, wenn ſie Dich heimlich getödtet haben, die Schuldigen zur Strafe zu ziehen? Darum, wenn die Männer von ihrem Streifzug heimkehren, werde ich ſagen, Dein Vater habe mir Löſegeld geſchickt, und ich werde Dich durch einige treue Männer durch die Wüſte geleiten laſſen.“

„Aber kann ich irgend einem außer Dir trauen?“ fragte Said beſtürzt. „Werden ſie mich nicht unterwegs tödten?“

„Davor ſchützt Dich der Eid, den ſie mir ſchwören müſſen, und den noch keiner gebrochen hat,“ erwiderte Selim mit großer Ruhe. Einige Tage nachher kehrten die Männer ins Lager zurück, und Selim hielt ſein Verſprechen. Er ſchenkte dem Jüngling Waffen, Kleider und ein Pferd, verſammelte die ſtreitbaren Männer, wählte fünf zur Bekleidung Saids aus, ließ ſie einen furchtbaren Eid ablegen, daß ſie ihn nicht tödten wollen, und entließ ihn dann mit Thränen.

Die fünf Männer ritten finſter und ſchweigend mit Said durch die Wüſte; der Jüngling ſah, wie ungern ſie den Auftrag erfüllten, und es machte ihm nicht wenig

Beſorgniß, daß zwei von ihnen bei jenem Kampf zugegen waren, wo er Almanſor tödtete. Als ſie etwa acht Stunden zurückgelegt hatten, hörte Said, daß ſie unter einander flüſterten, und bemerkte, daß ihre Mienen noch düſterer wurden, als vorher. Er ſtrengte ſich an, aufzuhorchen, und vernahm, daß ſie ſich in einer Sprache unterhielten, die nur von dieſer Horde, und immer nur bei geheimnißvollen oder gefährlichen Unternehmungen geſprochen wurde; Selim, der den Plan gehabt hatte, den jungen Mann auf immer in ſeinem Zelt zu behalten, hatte ſich manche Stunde damit abgegeben, ihn dieſe geheimnißvollen Worte zu lehren; aber es war nichts Erfreuliches, was er jetzt vernahm.

„Hier iſt die Stelle;“ ſprach einer, „hier griffen wir die Karavane an, und hier fiel der tapferſte Mann von der Hand eines Knaben.“

„Der Wind hat die Spuren ſeines Pferdes verweht,“ fuhr ein anderer fort, „aber ich habe ſie nicht vergeſſen.“

„Und zu unſerer Schande ſoll der noch leben und frei ſeyn, der Hand an ihn legte? Wann hat man je gehört, daß ein Vater den Tod ſeines einzigen Sohnes nicht rächte? Aber Selim wird alt und kindiſch.“

„Und wenn es der Vater unterläßt,“ ſagte ein vierter, „ſo iſt es Freundes Pflicht, den gefallenen Freund zu rächen. Hier an dieſer Stelle ſollten wir ihn niederhauen. So iſt es Recht und Brauch ſeit den älteſten Zeiten.“

„Aber wir haben dem Alten geſchworen,“ rief ein fünfter, „wir dürfen ihn nicht tödten, unſer Eid darf nicht gebrochen werden.“

„Es iſt wahr,“ ſprachen die andern, „wir haben geſchworen, und der Mörder darf frei aus den Händen ſeiner Feinde.“

„Halt!“ rief einer, der finſterſte unter allen. „Der alte Selim iſt ein kluger Kopf, aber doch nicht ſo klug, als man glaubt; haben wir ihm geſchworen, dieſen Burſchen da oder dorthin zu bringen? Nein, er nahm uns nur den Schwur auf ſein Leben ab, und dieſes wollen wir ihm ſchenken. Aber die brennende Sonne und die ſcharfen Zähne des Schakals werden unſere Rache übernehmen. Hier an dieſer Stelle wollen wir ihn gebunden liegen laſſen.“ So ſprach der Räuber, aber ſchon ſeit einigen Minuten hatte ſich Said auf das äußerſte gefaßt gemacht, und indem jener noch die letzten Worte ſprach, riß er ſein Pferd auf die Seite, trieb es mit einem tüchtigen Hieb an und flog wie ein Vogel über die Ebene hin. Die fünf Männer ſtaunten einen Augenblick, aber wohlbewandert in ſolchen Verfolgungen, theilten ſie ſich, jagten rechts und links nach, und weil ſie die Art und Weiſe wie man in der Wüſte reiten muß, beſſer kannten, hatten zwei von ihnen den Flüchtling bald überholt, wandten ſich gegen ihn um, und als er auf die Seite floh, fand er auch dort zwei Gegner, und den fünften in ſeinem Rücken. Der Eid, ihn nicht zu tödten, hielt ſie ab, ihre Waffen zu gebrauchen; ſie warfen ihm auch jetzt wieder von hinten eine Schlinge über den Kopf, zogen ihn vom Pferd, ſchlugen unbarmherzig auf ihn los, banden ihn dann an Händen und Füßen und legten ihn in den glühenden Sand der Wüſte.

Said flehte ſie um Barmherzigkeit an, er verſprach ihnen ſchreiend ein großes Löſegeld, aber lachend ſchwangen ſie ſich auf und jagten davon. Noch einige Augenblicke lauſchte er auf die leichten Tritte ihrer Roſſe, dann aber gab er ſich verloren. Er dachte an ſeinen Vater, an den Gram des alten Mannes, wenn ſein Sohn nicht mehr heimkehre; er

dachte an ſein eigenes Elend, daß er ſo frühe ſterben müſſe; denn nichts war ihm gewiſſer, als daß er in dem heißen Sand den martervollen Tod des Verſchmachtens erleiden müſſe, oder daß er von einem Schakal zerriſſen werde. Die Sonne ſtieg immer höher und brannte glühend auf ſeiner Stirne; mit unendlicher Mühe gelang es ihm, ſich aufzuwälzen; aber es gab ihm wenig Erleichterung. Das Pfeifchen an der Kette war durch dieſe Anſtrengung aus ſeinem Kleid gefallen. Er mühte ſich ſo lange, bis er es mit dem Mund erfaſſen konnte; endlich berührten es ſeine Lippen, er verſuchte zu blaſen, aber auch in dieſer ſchrecklichen Noth verſagte es den Dienſt. Verzweiflungsvoll ließ er den Kopf zurückſinken, und endlich beraubte ihn die ſtechende Sonne der Sinne; er fiel in eine tiefe Betäubung.

Nach vielen Stunden erwachte Said an einem Geräuſch in ſeiner Nähe, er fühlte zugleich, daß ſeine Schulter gepackt wurde, und er ſtieß einen Schrei des Entſetzens aus, denn er glaubte nicht anders, als ein Schakal ſey herangekommen, ihn zu zerreißen. Jetzt wurde er auch an den Beinen angefaßt, aber er fühlte, daß es nicht die Krallen eines Raubthiers ſeyen, die ihn umfaßten, ſondern die Hände eines Mannes, der ſich ſorgſam mit ihm beſchäftigte und mit zwei oder drei andern ſprach. „Er lebt," flüſterten ſie, „aber er hält uns für Feinde."

Endlich ſchlug Said die Augen auf und erblickte über ſich das Geſicht eines kleinen, dicken Mannes mit kleinen Augen und langem Bart. Dieſer ſprach ihm freundlich zu, half ihm ſich aufzurichten, reichte ihm Speiſe und Trank und erzählte ihm, während er ſich ſtärkte, er ſey ein Kaufmann aus Bagdad, heiße Kalum-Bek und handle mit Shawls und feinen Schleiern für die Frauen. Er habe eine

Handelsreise gemacht, sey jetzt auf der Rückkehr nach Hause begriffen und habe ihn elend und halbtodt im Sand liegen sehen. Sein prachtvoller Anzug und die blitzenden Steine seines Dolches hätten ihn aufmerksam gemacht; er habe alles angewandt, ihn zu beleben, und es sey ihm also gelungen. Der Jüngling dankte ihm für sein Leben, denn er sah wohl ein, daß er ohne die Dazwischenkunft dieses Mannes elend hätte sterben müssen; und da er weder Mittel hatte, sich selbst fortzuhelfen, noch Willens war, zu Fuß und allein durch die Wüste zu wandern, so nahm er dankbar einen Sitz auf einem der schwer beladenen Kameele des Kaufmanns an und beschloß fürs erste, mit nach Bagdad zu ziehen, vielleicht könnte er dort sich an eine Gesellschaft, die nach Balsora reisete, anschließen.

Unterwegs erzählte der Kaufmann seinem Reisegefährten manches von dem trefflichen Beherrscher der Gläubigen, Harun Al-Raschid. Er erzählte ihm von seiner Gerechtigkeitsliebe und seinem Scharfsinn, wie er die verwickeltsten Processe auf einfache und bewundernswürdige Weise zu schlichten wisse; unter anderem führte er die Geschichte von dem Seiler, die Geschichte von dem Topf mit Oliven an, Geschichten, die jedes Kind weiß, die aber Said sehr bewunderte. „Unser Herr, der Beherrscher der Gläubigen," fuhr der Kaufmann fort, „unser Herr ist ein wunderbarer Mann. Wenn Ihr meinet, er schlafe, wie andere gemeine Leute, so täuschet Ihr Euch sehr. Zwei, drei Stunden in der Morgendämmerung ist alles. Ich muß das wissen, denn Mesrour, sein erster Kämmerer, ist mein Vetter, und obgleich er so verschwiegen ist, wie das Grab, was die Geheimnisse seines Herrn anbelangt, so läßt er doch der guten Verwandtschaft zu lieb hin und wieder einen Wink fallen,

wenn er ſieht, daß einer aus Neugierde beinahe vom Verſtand kommen könnte. Statt nun wie andere Menſchen zu ſchlafen, ſchleicht der Kalif Nachts durch die Straßen von Bagdad, und ſelten verſtreicht eine Woche, worin er nicht auf ein Abenteuer ſtößt; denn Ihr müßt wiſſen, wie ja auch aus der Geſchichte mit dem Oliventopf erhellt, die ſo wahr iſt, als das Wort des Propheten, daß er nicht mit der Wache und zu Pferd in vollem Putz und mit hundert Fackelträgern ſeine Runde macht, wie er wohl thun könnte, wenn er wollte, ſondern angezogen, bald als Kaufmann, bald als Schiffer, bald als Soldat, bald als Mufti geht er umher und ſchaut, ob alles recht und in Ordnung ſey."

„Daher kommt es aber auch, daß man in keiner Stadt Nachts ſo höflich gegen jeden Narren iſt, auf den man ſtößt, wie in Bagdad; denn es könnte eben ſo gut der Kalif, wie ein ſchmutziger Araber aus der Wüſte ſeyn, und es wächst Holz genug, um allen Menſchen in und um Bagdad die Baſtonade zu geben."

So ſprach der Kaufmann, und Said, ſo ſehr ihn hin und wieder die Sehnſucht nach ſeinem Vater quälte, freute ſich doch, Bagdad und den berühmten Harun Al-Raſchid zu ſehen.

Nach zehn Tagen kamen ſie in Bagdad an, und Said ſtaunte und bewunderte die Herrlichkeit dieſer Stadt, die damals gerade in ihrem höchſten Glanz war. Der Kaufmann lud ihn ein, mit in ſein Haus zu kommen, und Said nahm es gerne an; denn jetzt erſt unter dem Gewühl der Menſchen fiel es ihm ein, daß hier wahrſcheinlich außer der Luft und dem Waſſer des Tigris und einem Nachtlager auf den Stufen einer Moſchee nichts umſonſt zu haben ſeyn werde.

Den Tag nach seiner Ankunft, als er sich eben angekleidet hatte und sich gestand, daß er in diesem prachtvollen kriegerischen Aufzug sich in Bagdad wohl sehen lassen könne und vielleicht manchen Blick auf sich ziehe, trat der Kaufmann in sein Zimmer. Er betrachtete den schönen Jüngling mit schelmischem Lächeln, strich sich den Bart und sprach dann: „Das ist alles recht schön, junger Herr! Aber was soll denn nun aus Euch werden? Ihr seyd, kommt es mir vor, ein großer Träumer und denket nicht an den folgenden Tag; oder habt Ihr soviel Geld bei Euch, um dem Kleid gemäß zu leben, das Ihr traget?“

„Lieber Herr Kalum-Bek,“ sprach der Jüngling verlegen und erröthend, „Geld habe ich freilich nicht, aber vielleicht strecket Ihr mir etwas vor, womit ich heimreisen kann; mein Vater wird es gewiß richtig erstatten.“

„Dein Vater, Bursche?“ rief der Kaufmann laut lachend. „Ich glaube die Sonne hat Dir das Hirn verbrannt. Meinst Du, ich glaube Dir so aufs Wort das ganze Märchen, das Du mir in der Wüste erzähltest, daß Dein Vater ein reicher Mann in Balsora sey, Du sein einziger Sohn, und den Anfall der Araber, und Dein Leben in ihrer Horde und dies und jenes. Schon damals ärgerte ich mich über Deine frechen Lügen und Deine Unverschämtheit. Ich weiß, daß in Balsora alle reichen Leute Kaufleute sind, habe schon mit allen gehandelt und müßte von einem Benezar gehört haben, und wenn er nur sechstausend Tomans im Vermögen hätte. Es ist also entweder erlogen, daß Du aus Balsora bist, oder Dein Vater ist ein armer Schlucker, dessen hergelaufenem Jungen ich keine Kupfermünze leihen mag. Sodann der Ueberfall in der Wüste! Wann hat man gehört, seit der weise Kalif Harun die Handelswege durch die Wüste gesichert

hat, daß es Räuber gewagt haben, eine Karavane zu plündern und ſogar Menſchen hinwegzuführen? Auch müßte es bekannt geworden ſeyn, aber auf meinem ganzen Weg, und auch hier in Bagdad, wo Menſchen aus allen Gegenden der Welt zuſammen kommen, hat man nichts davon geſprochen. Das iſt die zweite Lüge, junger, unverſchämter Menſch!"

Bleich vor Zorn und Unmuth wollte Said dem kleinen böſen Mann in die Rede fallen, jener aber ſchrie ſtärker als er, und focht dazu mit den Armen. „Und die dritte Lüge, Du frecher Lügner, iſt die Geſchichte im Lager Selims. Selims Name iſt wohlbekannt unter allen, die jemals einen Araber geſehen haben, aber Selim iſt bekannt als der ſchrecklichſte und grauſamſte Räuber, und Du wagſt zu erzählen, Du habeſt ſeinen Sohn getödtet und ſeyeſt nicht ſogleich in Stücke gehauen worden; ja Du treibeſt die Frechheit ſo weit, daß Du das Unglaubliche ſagſt, Selim habe Dich gegen ſeine Horde beſchützt, in ſein eigenes Zelt aufgenommen und ohne Löſegeld entlaſſen, ſtatt daß er Dich aufgehängt hätte an den nächſten beſten Baum, er, der oft Reiſende gehängt hat, nur um zu ſehen, welche Geſichter ſie machen, wenn ſie aufgehängt ſind. O Du abſcheulicher Lügner!"

„Und ich kann nichts weiter ſagen," rief der Jüngling, „als daß alles wahr iſt bei meiner Seele und beim Bart des Propheten!"

„Was! bei Deiner Seele willſt Du ſchwören?" ſchrie der Kaufmann, „bei Deiner ſchwarzen, lügenhaften Seele? Wer ſoll da glauben? Und beim Bart des Propheten, Du, der Du ſelbſt keinen Bart haſt? Wer ſoll da trauen?"

„Ich habe freilich keinen Zeugen," fuhr Said fort, „aber habt Ihr mich nicht gefesselt und elend gefunden?"

„Das beweist mir gar nichts," sprach jener, „Du bist gekleidet wie ein stattlicher Räuber, und leicht hast Du einen angefallen, der stärker war, als Du, und Dich besiegte und band."

„Den einzelnen, oder sogar zwei möchte ich sehen," entgegnete Said, „die mich niederstrecken und binden, wenn sie mir nicht von hinten eine Schlinge über den Kopf werfen. Ihr mögt in Eurem Bazar freilich nicht wissen, was ein einzelner vermag, wenn er in den Waffen geübt ist. Aber Ihr habt mir das Leben gerettet, und ich danke Euch. Was wollt Ihr denn aber jetzt mit mir beginnen? Wenn Ihr mich nicht unterstützet, so muß ich betteln, und ich mag keinen Meinesgleichen um eine Gnade anflehen; an den Kalifen will ich mich wenden."

„So?" sprach der Kaufmann höhnisch lächelnd. „An niemand anders wollt Ihr Euch wenden, als an unsern allergnädigsten Herrn? Das heiße ich vornehm betteln! Ei, ei! Bedenket aber, junger, vornehmer Herr, daß der Weg zum Kalifen an meinem Vetter Messour vorbeigeht, und daß es mich ein Wort kostet, den Oberkämmerer darauf aufmerksam zu machen, wie trefflich Ihr lügen könnet. — Aber mich dauert Deine Jugend, Said. Du kannst Dich bessern, es kann noch etwas aus Dir werden. Ich will Dich in mein Gewölb im Bazar nehmen, dort sollst Du mir ein Jahr lang dienen, und ist dies vorbei, und willst Du nicht bei mir bleiben, so zahle ich Dir Deinen Lohn aus und lasse Dich gehen wohin Du willst, nach Aleppo oder Medina, nach Stambul oder nach Balsora, meinetwegen zu den Unglaubigen. Bis Mittag gebe ich Dir Bedenkzeit; willst Du,

ſo iſt es gut, willſt Du nicht, ſo berechne ich Dir nach billigem Anſchlag die Reiſekoſten, die Du mir verurſachteſt, und den Platz auf dem Kameel, mache mich mit Deinen Kleidern und allem, was Du haſt, bezahlt, und werfe Dich auf die Straße; dann kannſt Du beim Kalifen oder beim Mufti, an der Moſchee oder im Bazar betteln."

Mit dieſen Worten verließ der böſe Mann den unglücklichen Jüngling. Said blickte ihm voll Verachtung nach. Er war ſo empört über die Schlechtigkeit dieſes Menſchen, der ihn abſichtlich mitgenommen und in ſein Haus gelockt hatte, damit er ihn in ſeine Gewalt bekäme. Er verſuchte, ob er nicht entfliehen könnte, aber ſein Zimmer war vergittert, und die Thüre verſchloſſen. Endlich, nachdem ſein Sinn ſich lange dagegen geſträubt hatte, beſchloß er fürs erſte den Vorſchlag des Kaufmanns anzunehmen und ihm in ſeinem Gewölbe zu dienen. Er ſah ein, daß ihm nichts Beſſeres zu thun übrig bleibe; denn wenn er auch entfloh, ſo konnte er ohne Geld doch nicht bis Balſora kommen. Aber er nahm ſich vor, ſobald als möglich den Kalifen ſelbſt um Schutz anzuflehen.

Den folgenden Tag führte Kalum-Bek ſeinen neuen Diener in ſein Gewölbe im Bazar. Er zeigte Said alle Shawls und Schleier und andere Waaren, womit er handelte, und wies ihm ſeinen beſondern Dienſt an. Dieſer beſtand darin, daß Said, angekleidet wie ein Kaufmannsdiener, und nicht mehr im kriegeriſchem Schmuck, in der einen Hand einen Shawl, in der andern einen prachtvollen Schleier, unter der Thüre des Gewölbes ſtand, die vorübergehenden Männer oder Frauen anrief, ſeine Waaren vorzeigte, ihren Preis nannte, und die Leute zum Kaufen einlud; und jetzt konnte ſich Said auch erklären, warum ihn

Kalum-Bek zu dieſem Geſchäft beſtimmt habe. Er war ein kleiner, häßlicher Alter, und wenn er ſelbſt unter dem Laden ſtand und anrief, ſo ſagte mancher Nachbar oder auch einer der Vorübergehenden ein witziges Wort über ihn, oder die Knaben ſpotteten ſeiner, und die Frauen nannten ihn eine Vogelſcheuche; aber jedermann ſah gerne den jungen, ſchlanken Said, der mit Anſtand die Kunden anrief und Shawl und Schleier geſchickt und zierlich zu halten wußte.

Als Kalum-Bek ſah, daß ſein Laden im Bazar an Kunden zunahm, ſeitdem Said unter der Thüre ſtand, wurde er freundlicher gegen den jungen Mann, ſpeiste ihn beſſer, als zuvor, und war darauf bedacht, ihn in ſeiner Kleidung immer ſchön und ſtattlich zu halten. Aber Said wurde durch ſolche Beweiſe der milderen Geſinnungen ſeines Herrn wenig gerührt und ſann den ganzen Tag und ſelbſt in ſeinen Träumen auf gute Art und Weiſe, um in ſeine Vaterſtadt zurückzukehren.

Eines Tages war im Gewölbe vieles gekauft worden, und alle Packknechte, welche die Waaren nach Hauſe trugen, waren ſchon verſandt, als eine Frau eintrat und noch einiges kaufte. Sie hatte bald gewählt und verlangte dann jemand, der ihr gegen ein Trinkgeld die Waaren nach Hauſe trage. „In einer halben Stunde kann ich Euch alles ſchicken," antwortete Kalum-Bek, „nur ſo lange müßt Ihr Euch gedulden oder irgend einen anderen Packer nehmen."

„Seyd Ihr ein Kaufmann und wollet Euren Kunden fremde Packer mitgeben?" rief die Frau. Kann nicht ein ſolcher Burſche im Gedräng mit meinem Pack davon laufen? Und an wen ſoll ich mich dann wenden? Nein, Eure Pflicht iſt es nach Marktrecht, mir meinen Pack nach Hauſe tragen zu laſſen, und an Euch kann und will ich mich halten."

„Aber nur eine halbe Stunde wartet, werthe Frau!“ ſprach der Kaufmann, ſich immer ängſtlicher drehend. „Alle meine Packknechte ſind verſchickt —“

„Das iſt ein ſchlechtes Gewölbe, das nicht immer einige Knechte übrig hat;“ entgegnete das böſe Weib. „Aber dort ſteht ja noch ſolch ein junger Müßiggänger; komm, junger Burſche, nimm meinen Pack und trag' ihn mir nach.“

„Halt, Halt!“ ſchrie Kalum-Bek. „Das iſt mein Aushängeſchild, mein Ausrufer, mein Magnet! Der darf die Schwelle nicht verlaſſen!“

„Was da!“ erwiderte die alte Dame und ſteckte Said ohne weiteres ihren Pack unter den Arm. „Das iſt ein ſchlechter Kaufmann und elende Waaren, die ſich nicht ſelbſt loben, und erſt noch ſolch einen müßigen Bengel zum Schild brauchen. Geh, geh, Burſche, Du ſollſt heute ein Trinkgeld verdienen.“

„So lauf im Namen Arimans und aller böſen Geiſter,“ murmelte Kalum-Bek ſeinem Magnet zu; „und ſiehe zu, daß Du bald wieder kommſt; die alte Hexe könnte mich ins Geſchrei bringen auf dem ganzen Bazar, wollte ich mich länger weigern.“

Said folgte der Frau, die leichteren Schrittes, als man ihrem Alter zutrauen ſollte, durch den Markt und die Straßen eilte. Sie ſtand endlich vor einem prachtvollen Hauſe ſtill, pochte an, die Flügelthüren ſprangen auf, und ſie ſtieg eine Marmortreppe hinan und winkte Said zu folgen. Sie gelangten endlich in einen hohen, weiten Saal, der mehr Pracht und Herrlichkeit enthielt, als Said jemals geſchaut hatte. Dort ſetzte ſich die alte Frau erſchöpft auf ein Polſter, winkte dem jungen Mann, ſeinen Pack nieder-

zulegen, reichte ihm ein kleines Silberstück und hieß ihn gehen.

Er war schon an der Thüre, als eine helle, feine Stimme „Said" rief; verwundert, daß man ihn hier kenne, schaute er sich um, und eine wunderschöne Dame, umgeben von vielen Sklaven und Dienerinnen, saß statt der Alten auf dem Polster. Said, ganz stumm vor Verwunderung, kreuzte seine Arme und machte eine tiefe Verbeugung.

„Said, mein lieber Junge," sprach die Dame, „so sehr ich die Unfälle bedaure, die Dich nach Bagdad führten, so war doch dies der einzige, vom Schicksal bestimmte Ort, wo sich, wenn Du vor dem zwanzigsten Jahr Dein Vaterhaus verließest, Dein Schicksal lösen würde. Said, hast Du noch Dein Pfeifchen?"

„Wohl hab ich es noch," rief er freudig, indem er die goldne Kette hervorzog; „und Ihr seyd vielleicht die gütige Fee, die mir dieses Angebinde gab, als ich geboren wurde?"

„Ich war die Freundin Deiner Mutter," antwortete die Fee, „und bin auch Deine Freundin, so lange Du gut bleibst. Ach! daß Dein Vater, der leichtsinnige Mann, meinen Rath befolgt hätte! Du würdest vielen Leiden entgangen seyn."

„Nun, es hat wohl so kommen müssen!" erwiderte Said. „Aber gnädigste Fee, lasset einen tüchtigen Nordostwind an Euren Wolkenwagen spannen, nehmet mich auf und führet mich in ein Paar Minuten nach Balsora zu meinem Vater; ich will dann die sechs Monate bis zu meinem zwanzigsten Jahre geduldig dort ausharren."

Die Fee lächelte. „Du hast eine gute Weise, mit uns zu sprechen," antwortete sie, „aber armer Said! Es ist nicht möglich; ich vermag jetzt, wo Du außer Deinem

Vaterhause bist, nichts Wunderbares für Dich zu thun. Nicht einmal aus der Gewalt des elenden Kalum-Bek vermag ich Dich zu befreien! Er steht unter dem Schutz Deiner mächtigen Feindin."

„Also nicht nur eine gütige Freundin habe ich?" fragte Said, „auch eine Feindin? Nun, ich glaube ihren Einfluß schon öfter erfahren zu haben. Aber mit Rath dürfet Ihr mich doch unterstützen? Soll ich nicht zum Kalifen gehen und ihn um Schutz bitten? Er ist ein weiser Mann, er wird mich gegen Kalum-Bek beschützen."

„Ja, Harun ist ein weiser Mann!" erwiderte die Fee. „Aber leider ist er auch nur ein Mensch. Er traut seinem Großkämmerer Mesfour so viel als sich selbst, und er hat Recht, denn er hat Mesfour erprobt und treu gefunden. Mesfour aber traut Deinem Freund Kalum-Bek auch wie sich selbst, und darin hat er Unrecht, denn Kalum ist ein schlechter Mann, wenn er schon Mesfours Verwandter ist. Kalum ist zugleich ein verschlagener Kopf und hat, sobald er hieher kam, seinem Vetter Großkämmerer eine Fabel über Dich erdichtet und angeheftet, und dieser hat sie wieder dem Kalifen erzählt, so daß Du, kämest Du auch jetzt gleich in den Palast Haruns, schlecht empfangen werden würdest, denn er traute Dir nicht. Aber es gibt andere Mittel und Wege, sich ihm zu nahen, und es steht in den Sternen geschrieben, daß Du seine Gnade erwerben sollst."

„Das ist freilich schlimm," sagte Said wehmüthig. „Da werde ich schon noch einige Zeit der Ladenhüter des elenden Kalum-Bek seyn müssen. Aber eine Gnade, verehrte Fee, könnet Ihr mir doch gewähren. Ich bin zum Waffenwerk erzogen, und meine höchste Freude ist ein Kampfspiel, wo recht tüchtig gefochten wird mit Lanze, Bogen und stumpfem

Schwert. Nun halten die edelsten Jünglinge dieser Stadt alle Wochen ein solches Kampfspiel. Aber nur Leute im höchsten Schmuck, und überdies nur freie Männer dürfen in die Schranken reiten, namentlich aber kein Diener aus dem Bazar. Wenn Ihr nun bewirken könntet, daß ich alle Wochen ein Pferd, Kleider, Waffen haben könnte, und daß man mein Gesicht nicht so leicht erkennte —"

„Das ist ein Wunsch, wie ihn ein edler, junger Mann wohl wagen darf," sprach die Fee; „der Vater Deiner Mutter war der tapferste Mann in Syrien, und sein Geist scheint sich auf Dich vererbt zu haben. Merke Dir dies Haus; Du sollst jede Woche hier ein Pferd und zwei berittene Knappen, ferner Waffen und Kleider finden, und ein Waschwasser für Dein Gesicht, das Dich für alle Augen unkenntlich machen soll. Und nun, Said, lebe wohl! Harre aus und sey klug und tugendhaft! In sechs Monaten wird Dein Pfeifchen tönen, und Zulima's Ohr wird für seine Töne offen seyn."

Der Jüngling schied von seiner wunderbaren Beschützerin mit Dank und Verehrung; er merkte sich das Haus und die Straße genau und ging dann wieder nach dem Bazar.

Als Said in den Bazar zurückkehrte, kam er gerade noch zu rechter Zeit, um seinen Herrn und Meister Kalum-Bek zu unterstützen und zu retten. Ein großes Gedränge war um den Laden, Knaben tanzten um den Kaufmann her und verhöhnten ihn, und die Alten lachten. Er selbst stand vor Wuth zitternd und in großer Verlegenheit vor dem Laden, in der einen Hand einen Shawl, in der andern den Schleier. Diese sonderbare Scene kam aber von einem Vorfall her, der sich nach Saids Abwesenheit ereignet hatte.

Kalum hatte sich statt seines schönen Dieners unter die Thüre gestellt und ausgerufen, aber niemand mochte bei dem alten, häßlichen Burschen kaufen. Da gingen zwei Männer den Bazar herab und wollten für ihre Frauen Geschenke kaufen. Sie waren suchend schon einigemal auf und niedergegangen, und eben jetzt sah man sie mit umherirrenden Blicken wieder herabgehen.

Kalum-Bek, der dies bemerkte, wollte es sich zu Nutzen machen und rief: „Hier, meine Herren, hier! Was suchet Ihr? Schöne Schleier, schöne Waare?“

„Guter Alter,“ erwiderte einer, „Deine Waaren mögen recht gut seyn, aber unsere Frauen sind wunderlich, und es ist Sitte in der Stadt geworden, die Schleier bei niemand zu kaufen, als bei dem schönen Ladendiener Said; wir gehen schon eine halbe Stunde umher, ihn zu suchen, und finden ihn nicht; aber kannst Du uns sagen, wo wir ihn etwa treffen, so kaufen wir Dir ein andermal ab.“

„Allahit Allah!“ rief Kalum-Bek freundlich grinzend. „Euch hat der Prophet vor die rechte Thüre geführt. „Zum schönen Ladendiener wollet Ihr, um Schleier zu kaufen? Nun, tretet nur ein, hier ist sein Gewölbe.“

Der eine dieser Männer lachte über Kalums kleine und häßliche Gestalt und seine Behauptung, daß er der schöne Ladendiener sey; der andere aber glaubte, Kalum wolle sich über ihn lustig machen, blieb ihm nichts schuldig, sondern schimpfte ihn weidlich. Dadurch kam Kalum-Bek außer sich; er rief seine Nachbarn zu Zeugen auf, daß man keinen andern Laden als den seinigen das Gewölbe des schönen Ladendieners nenne; aber die Nachbarn, welche ihn wegen des Zulaufs, den er seit einiger Zeit hatte, beneideten, wollten hievon nichts wissen und die beiden Männer gingen nun

dem alten Lügner, wie sie ihn nannten, ernstlich zu Leib. Kalum vertheidigte sich mehr durch Geschrei und Schimpfworte, als durch seine Faust, und so lockte er eine Menge Menschen vor sein Gewölbe; die halbe Stadt kannte ihn als einen geizigen, gemeinen Filz, alle Umstehenden gönnten ihm die Püffe, die er bekam, und schon packte ihn einer der beiden Männer am Bart, als eben dieser am Arm gefaßt und mit einem einzigen Ruck zu Boden geworfen wurde, so daß sein Turban herabfiel, und seine Pantoffeln weit hinweg flogen.

Die Menge, welche es wahrscheinlich gerne gesehen hätte, wenn Kalum-Bek mißhandelt worden wäre, murrte laut, der Gefährte des Niedergeworfenen sah sich nach dem um, der es gewagt hatte, seinen Freund niederzuwerfen; als er aber einen hohen, kräftigen Jüngling mit blitzenden Augen und muthiger Miene vor sich stehen sah, wagte er es nicht, ihn anzugreifen, da überdies Kalum, dem seine Rettung wie ein Wunder erschien, auf den jungen Mann deutete und schrie: „Nun! was wollt Ihr denn mehr? Da steht er ja, Ihr Herren, das ist Said, der schöne Ladendiener.“ Die Leute umher lachten, weil sie wußten, daß Kalum-Bek vorhin Unrecht geschehen war. Der niedergeworfene Mann stand beschämt auf und hinkte mit seinem Genossen weiter, ohne weder Shawl noch Schleier zu kaufen.

„O Du Stern aller Ladendiener, Du Krone des Bazar!“ rief Kalum, als er seinen Diener in den Laden führte: „Wahrlich, das heiße ich zu rechter Zeit kommen, das nenne ich die Hand ins Mittel legen; lag doch der Bursche auf dem Boden, als ob er nie auf den Beinen gestanden wäre, und ich — ich hätte keinen Barbier mehr gebraucht, um mir den Bart kämmen und salben zu lassen, wenn Du nur

zwei Minuten ſpäter kamſt; womit kann ich es Dir vergelten?“

Es war nur das ſchnelle Gefühl des Mitleids geweſen, was Saids Hand und Herz regiert hatte; jetzt, als dieſes Gefühl ſich legte, reute es ihm faſt, daß er die gute Züchtigung dem böſen Mann erſpart hatte; ein Dutzend Barthaare weniger, dachte er, hätten ihn auf zwölf Tage ſanft und geſchmeidig gemacht; er ſuchte aber dennoch die günſtige Stimmung des Kaufmanns zu benutzen und erbat ſich von ihm zum Dank die Gunſt, alle Wochen einen Abend für ſich benützen zu dürfen zu einem Spaziergang, oder zu was es auch ſey, Kalum gab es zu; denn er wußte wohl, daß ſein gezwungener Diener zu vernünftig ſey, um ohne Geld und gute Kleider zu entfliehen.

Bald hatte Said erreicht, was er wollte. Am nächſten Mittwoch, dem Tag, wo ſich die jungen Leute aus den vornehmſten Ständen auf einem öffentlichen Platz der Stadt verſammelten, um ihre kriegeriſchen Uebungen zu halten, ſagte er zu Kalum, er wolle dieſen Abend für ſich benützen, und als dieſer es erlaubt hatte, ging er in die Straße, wo die Fee wohnte, pochte an, und ſogleich ſprang die Pforte auf. Die Diener ſchienen auf ſeine Ankunft ſchon vorbereitet geweſen zu ſeyn, denn ohne ihn erſt nach ſeinem Begehren zu fragen, führten ſie ihn die Treppe hinan in ein ſchönes Gemach; dort reichten ſie ihm zuerſt das Waſchwaſſer, das ihn unkenntlich machen ſollte. Er benetzte ſein Geſicht damit, ſchaute dann in einen Metallſpiegel und kannte ſich beinahe ſelbſt nicht mehr, denn er war jetzt von der Sonne gebräunt, trug einen ſchönen, ſchwarzen Bart und ſah zum mindeſten zehn Jahre älter aus, als er in der That zählte.

Hierauf führten ſie ihn in ein zweites Gemach, wo er eine vollſtändige und prachtvolle Kleidung fand, an welcher ſich der Kalif von Bagdad ſelbſt nicht hätte ſchämen dürfen an dem Tag, wo er im vollen Glanze ſeiner Herrlichkeit ſein Heer muſterte. Außer einem Turban vom feinſten Gewebe mit einer Agraffe von Diamanten und hohen Reiherfedern, einem Kleid von ſchwerem rothem Seidenzeug mit ſilbernen Blumen durchwirkt, fand Said einen Bruſtpanzer von ſilbernen Ringen, der ſo fein gearbeitet war, daß er ſich nach jeder Bewegung des Körpers ſchmiegte, und doch zugleich ſo feſt, daß ihn weder die Lanze, noch das Schwert durchdringen konnten. Eine damascener Klinge in reich verzierter Scheide mit einem Griff, deſſen Steine Said unſchätzbar däuchten, vollendete ſeinen kriegeriſchen Schmuck. Als er völlig gerüſtet wieder aus der Thüre trat, überreichte ihm einer der Diener ein ſeidenes Tuch und ſagte ihm, daß die Gebieterin des Hauſes ihm dieſes Tuch ſchicke; wenn er damit ſein Geſicht abwiſche, ſo werde der Bart und die braune Farbe verſchwinden.

In dem Hof des Hauſes ſtanden drei ſchöne Pferde; das ſchönſte beſtieg Said, die beiden andern ſeine Diener, und dann trabte er freudig dem Platze zu, wo die Kampfſpiele gehalten werden ſollten. Durch den Glanz ſeiner Kleider und die Pracht ſeiner Waffen zog er aller Augen auf ſich, und ein allgemeines Geflüſter des Staunens entſtand, als er in den Ring, welchen die Menge umgab, einritt. Es war eine glänzende Verſammlung der tapferſten und edelſten Jünglinge Bagdads; ſelbſt die Brüder des Kalifen ſah man ihre Roſſe tummeln und die Lanzen ſchwingen. Als Said heranritt, und niemand ihn zu kennen ſchien, ritt der Sohn des Grosweſſirs mit einigen Freunden

auf ihn zu, grüßte ihn ehrerbietig, lud ihn ein, an ihren Spielen Theil zu nehmen, und fragte ihn nach ſeinem Namen und ſeinem Vaterland. Said gab vor, er heiße Almanſor und komme von Kairo, ſey auf einer Reiſe begriffen und habe von der Tapferkeit und Geſchicklichkeit der jungen Edeln von Bagdad ſo vieles gehört, daß er nicht geſäumt habe, ſie zu ſehen und kennen zu lernen. Den jungen Leuten gefiel der Anſtand und das muthige Weſen Said-Almanſors; ſie ließen ihm eine Lanze reichen und ſeine Partie wählen, denn die ganze Geſellſchaft hatte ſich in zwei Partien getheilt, um einzeln und in Schaaren gegen einander zu fechten.

Aber hatte ſchon Saids Aeußeres die Aufmerkſamkeit auf ihn gelenkt, ſo ſtaunte man jetzt noch mehr über ſeine ungewöhnliche Geſchicklichkeit und Behendigkeit. Sein Pferd war ſchneller als ein Vogel, und ſein Schwert ſchwirrte noch behender umher. Er warf die Lanze ſo leicht und genau ans Ziel, als wäre ſie ein Pfeil, den er von einem ſicheren Bogen abgeſchnellt hätte. Die Tapferſten ſeiner Gegenpartei beſiegte er, und am Schluß der Spiele war er ſo allgemein als Sieger anerkannt, daß einer der Brüder des Kalifen und der Sohn des Großweſſir, die auf Saids Seite gekämpft hatten, ihn baten, auch mit ihnen zu ſtreiten. Ali, der Bruder des Kalifen wurde von ihm beſiegt, aber der Sohn des Großweſſirs widerſtand ihm ſo tapfer, daß ſie es nach langem Kampf für beſſer hielten, die Entſcheidung für das nächſtemal aufzuſparen.

Den Tag nach dieſen Spielen ſprach man in ganz Bagdad von nichts als dem ſchönen, reichen und tapfern Fremdling; alle, die ihn geſehen hatten, ja ſelbſt, die er beſiegt hatte, waren entzückt von ſeinen edlen Sitten,

und ſogar vor ſeinen eignen Ohren im Gewölbe Kalum-Beks wurde über ihn geſprochen; und man beklagte nur, daß niemand wiſſe, wo er wohne. Das nächſtemal fand er im Hauſe der Fee ein noch ſchöneres Kleid, und noch köſtlicheren Waffenſchmuck. Diesmal hatte ſich halb Bagdad zugedrängt, ſelbſt der Kalif ſah von einem Balkon herab dem Schauſpiel zu; auch er bewunderte den Fremdling Almanſor und hing ihm, als die Spiele geendet hatten, eine große Denkmünze von Gold an einer goldnen Kette um den Hals, um ihm ſeine Bewunderung zu bezeigen. Es konnte nicht anders kommen, als daß dieſer zweite, noch glänzendere Sieg den Neid der jungen Leute von Bagdad aufregte. „Ein Fremdling," ſprachen ſie unter einander, „ſoll hierher kommen nach Bagdad, uns Ruhm, Ehre und Sieg zu entreißen? Er ſoll ſich an andern Orten damit brüſten können, daß unter der Blüte von Bagdads Jünglingen keiner geweſen ſey, der es entfernt hätte mit ihm aufnehmen können?" So ſprachen ſie und beſchloſſen, beim nächſten Kampfſpiel, als wäre es durch Zufall geſchehen, zu fünf oder ſechs über ihn herzufallen.

Said's ſcharfen Blicken entgingen dieſe Zeichen des Unmuths nicht; er ſah, wie ſie in der Ecke zuſammen ſtanden, flüſterten und mit böſen Mienen auf ihn deuteten; er ahnete, daß außer dem Bruder des Kalifen und dem Sohn des Großweſſir keiner ſehr freundlich gegen ihn geſinnt ſeyn möchte, und dieſe ſelbſt wurden ihm durch ihre Fragen läſtig: wo ſie ihn aufſuchen könnten, womit er ſich beſchäftige, was ihm in Bagdad wohlgefallen habe, und dergleichen.

Es war ein ſonderbarer Zufall, daß derjenige der jungen Männer, welcher Said-Almanſor mit den grimmigſten Blicken betrachtete und am feindſeligſten gegen ihn geſinnt

ſchien, niemand anders war, als der Mann, den er vor einiger Zeit bei Kalum-Beks Bude niedergeworfen hatte, als er gerade im Begriff war, dem unglücklichen Kaufmann den Bart auszureißen. Dieſer Mann betrachtete ihn immer aufmerkſam und neidiſch, Said hatte ihn zwar ſchon einigemal beſiegt, aber dies war kein hinlänglicher Grund zu ſolcher Feindſeligkeit, und Said fürchtete ſchon, jener möchte ihn an ſeinem Wuchs oder an der Stimme als Kalum-Beks Ladendiener erkannt haben, eine Entdeckung, die ihn dem Spott und der Rache dieſer Leute ausſetzen würde. Der Anſchlag, welchen ſeine Neider auf ihn gemacht hatten, ſcheiterte ſowohl an ſeiner Vorſicht und Tapferkeit, als auch an der Freundſchaft, womit ihm der Bruder des Kalifen und der Sohn des Grosweſſir zugethan waren. Als dieſe ſahen, daß er von wenigſtens ſechs umringt ſey, die ihn vom Pferd zu wenden oder zu entwaffnen ſuchten, ſprengten ſie herbei, jagten den ganzen Trupp auseinander und drohten den jungen Leuten, welche ſo verrätheriſch gehandelt hatten, ſie aus der Kampfbahn zu ſtoßen. Mehr denn vier Monate hatte Said auf dieſe Weiſe zum Erſtaunen Bagdads ſeine Tapferkeit erprobt, als er eines Abends beim Nachhauſegehen von dem Kampfplatz einige Stimmen vernahm, die ihm bekannt ſchienen. Vor ihm gingen vier Männer, die ſich langſamen Schrittes über etwas zu berathen ſchienen. Als Said leiſe näher trat, hörte er, daß ſie den Dialekt der Horde Selims in der Wüſte ſprechen, und ahnete, daß die vier Männer auf irgend eine Räuberei ausgingen. Sein erſtes Gefühl war, ſich von dieſen vieren zurückzuziehen; als er aber bedachte, daß er irgend etwas Böſes verhindern könnte, ſchlich er ſich noch näher herzu, dieſe Männer zu behorchen.

„Der Thürsteher hat ausdrücklich gesagt, die Straße rechts vom Bazar," sprach der eine, „dort werde und müsse er heute Nacht mit dem Grosweſſir durchkommen."

„Gut," antwortete ein anderer. „Den Grosweſſir fürchte ich nicht; er ist alt und wohl kein sonderlicher Held, aber der Kalif soll ein gutes Schwert führen, und ich traue ihm nicht; es schleichen ihm gewiß zehn oder zwölf von der Leibwache nach."

„Keine Seele," entgegnete ihm ein dritter. „Wenn man ihn je gesehen und erkannt hat bei Nacht, war er immer nur allein mit dem Weſſir oder mit dem Oberkämmerling. Heute Nacht muß er unser seyn, aber es darf ihm kein Leid geschehen."

„Ich denke, das Beste ist," sprach der erste, „wir werfen ihm eine Schlinge über den Kopf; tödten dürfen wir ihn nicht, denn für seinen Leichnam würden sie ein geringes Lösegeld geben, und überdies wären wir nicht sicher, es zu bekommen."

„Also eine Stunde vor Mitternacht!" sagten sie zusammen und schieden, der eine hier hin, der andere dorthin.

Said war über diesen Anschlag nicht wenig erschrocken. Er beschloß, sogleich zum Palast des Kalifen zu eilen und ihn von der Gefahr, die ihm drohte, zu unterrichten. Aber als er schon durch mehrere Straßen gelaufen war, fielen ihm die Worte der Fee bei, die ihm gesagt hatte, wie schlecht er bei dem Kalifen angeschrieben sey: er bedachte, daß man vielleicht seine Angabe verlachen, oder als einen Versuch, bei dem Beherrscher von Bagdad sich einzuschmeicheln, ansehen könnte, und so hielt er seine Schritte an, und achtete es für das Beste, sich auf sein gutes

Schwert zu verlaſſen und den Kalifen perſönlich aus den Händen der Räuber zu retten.

Er ging daher nicht in Kalum-Beks Haus zurück, ſondern ſetzte ſich auf die Stufen einer Moſchee und wartete dort, bis die Nacht völlig angebrochen war; dann ging er am Bazar vorbei in jene Straße, welche die Räuber bezeichnet hatten und verbarg ſich hinter dem Vorſprung eines Hauſes. Er mochte ungefähr eine Stunde dort geſtanden ſeyn, als er zwei Männer langſam die Straße herabkommen hörte; anfänglich glaubte er, es ſey der Kalif und ſein Großweſſir, aber einer der Männer klatſchte in die Hand, und ſogleich eilten zwei andere ſehr leiſe die Straße herauf vom Bazar her. Sie flüſterten eine Weile und vertheilten ſich dann; drei verſteckten ſich nicht weit von ihm, und einer ging in der Straße auf und ab. Die Nacht war ſehr finſter, aber ſtille, und ſo mußte ſich Said auf ſein ſcharfes Ohr beinahe ganz allein verlaſſen.

Wieder war etwa eine halbe Stunde vergangen, als man gegen den Bazar hin Schritte vernahm. Der Räuber mochte ſie auch gehört haben; er ſchlich an Said vorüber dem Bazar zu. Die Schritte kamen näher, und ſchon konnte Said einige dunkle Geſtalten erkennen, als der Räuber in die Hand klatſchte, und in demſelben Augenblick ſtürzten die drei aus dem Hinterhalt hervor. Die Angegriffenen mußten übrigens bewaffnet ſeyn, denn er vernahm den Klang von aneinander geſchlagenen Schwertern. Sogleich zog er ſeine Damascerklinge und ſtürzte ſich mit dem Ruf: „Nieder mit den Feinden des großen Harun!“ auf die Räuber, ſtreckte mit dem erſten Hieb einen zu Boden und drang dann auf zwei andere ein, die eben im Begriff waren, einen Mann, um welchen ſie einen Strick geworfen

hatten, zu entwaffnen. Er hieb blindlings auf den Strick ein, um ihn zu zerſchneiden, aber er traf dabei einen der Räuber ſo heftig über den Arm, daß er ihm die Hand abſchlug; der Räuber ſtürzte mit fürchterlichem Geſchrei auf die Knie. Jetzt wandte ſich der vierte, der mit einem andern Mann gefochten hatte, gegen Said, der noch mit dem dritten im Kampf war, aber der Mann, um welchen man die Schlinge geworfen hatte, ſah ſich nicht ſobald frei, als er ſeinen Dolch zog und ihn dem Angreifenden von der Seite in die Bruſt ſtieß. Als dies der noch Uebergebliebene ſah, warf er ſeinen Säbel weg und floh.

Said blieb nicht lange in Ungewißheit, wen er gerettet habe; denn der größere der beiden Männer trat zu ihm und ſprach: „Das eine iſt ſo ſonderbar wie das andere, dieſer Angriff auf mein Leben oder meine Freiheit, wie die unbegreifliche Hülfe und Rettung. Wie wußtet Ihr, wer ich bin? Habt Ihr von dem Anſchlag dieſer Menſchen gewußt?“

„Beherrſcher der Gläubigen,“ antwortete Said, „denn ich zweifle nicht, daß Du es biſt, ich ging heute Abend durch die Straße El Malek hinter einigen Männern, deren fremden und geheimnißvollen Dialekt ich einſt gelernt habe. Sie ſprachen davon, Dich gefangen zu nehmen und den würdigen Mann Deinen Weſſir zu tödten. Weil es nun zu ſpät war, Dich zu warnen, beſchloß ich, an den Platz zu gehen, wo ſie Dir auflauern wollten, um Dir beizuſtehen.“

„Danke Dir,“ ſprach Harun, „an dieſer Stätte iſt übrigens nicht gut weilen; nimm dieſen Ring und komm damit morgen in meinen Palaſt; wir wollen dann mehr über Dich und Deine Hülfe reden und ſehen, wie ich Dich

am beſten belohnen kann. Komm Weſſir, hier iſt nicht gut bleiben, ſie können wieder kommen.“

Er ſprach es und wollte den Großweſſir fortziehen, nachdem er dem Jüngling einen Ring an den Finger geſteckt hatte; dieſer aber bat ihn noch ein wenig zu verweilen, wandte ſich um und reichte dem überraſchten Jüngling einen ſchweren Beutel: „Junger Mann,“ ſprach er, „mein Herr, der Kalif, kann Dich zu allem machen, wozu er will, ſelbſt zu meinem Nachfolger, ich ſelbſt kann wenig thun, und was ich thun kann, geſchieht heute beſſer als morgen; drum nimm dieſen Beutel. Das ſoll meinen Dank übrigens nicht abkaufen. So oft Du irgend einen Wunſch haſt, komm getroſt zu mir.“

Ganz trunken vor Glück eilte Said nach Hauſe. Aber hier wurde er übel empfangen; Kalum-Bek wurde über ſein langes Ausbleiben zuerſt unwillig und dann beſorgt, denn er dachte, er könnte leicht den ſchönen Aushängeſchild ſeines Gewölbes verlieren. Er empfing ihn mit Schmähworten und tobte und raste wie ein Wahnſinniger. Aber Said, der einen Blick in den Beutel gethan und gefunden hatte, daß er lauter Goldſtücke enthalte, bedachte, daß er jetzt nach ſeiner Heimath reiſen könne, auch ohne die Gnade des Kalifen, die gewiß nicht geringer war, als der Dank ſeines Weſſirs, und ſo blieb er ihm kein Wort ſchuldig, ſondern erklärte ihm rund und deutlich, daß er keine Stunde länger bei ihm bleiben werde. Von Anfang erſchrack Kaium-Bek hierüber ſehr, dann aber lachte er höhniſch und ſprach: „Du Lump und Landläufer, Du ärmlicher Wicht! Wohin willſt Du denn Deine Zuflucht nehmen, wenn ich meine Hand von Dir abziehe? Wo willſt Du ein Mittageſſen bekommen, und wo ein Nachtlager?“

„Das ſoll Euch nicht bekümmern, Herr Kalum-Bek,“ antwortete Said trotzig, „gehabt Euch wohl, mich ſehet Ihr nicht wieder!“

Er ſprach es und lief zur Thüre hinaus, und Kalum-Bek ſchaute ihm ſprachlos vor Staunen nach. Den andern Morgen aber, nachdem er ſich den Fall recht überlegt hatte, ſchickte er ſeine Packknechte aus und ließ überall nach dem Flüchtling ſpähen. Lange ſuchten ſie umſonſt, endlich aber kam einer zurück und ſagte, er habe Said, den Ladendiener, aus einer Moſchee kommen, und in eine Karavanſerei gehen ſehen. Er ſey aber ganz verändert, trage ein ſchönes Kleid, einen Dolch und Säbel, und einen prachtvollen Turban.

Als Kalum-Bek dies hörte, ſchwur er und rief: „Beſtohlen hat er mich und ſich dafür gekleidet. O ich geſchlagener Mann!“ Dann lief er zum Aufſeher der Polizei, und da man wußte, daß er ein Verwandter von Meſſour, dem Oberkämmerling ſey, ſo wurde es ihm nicht ſchwer, einige Polizeidiener von ihm zu erlangen, um Said zu verhaften. Said ſaß vor einer Karavanſerei und beſprach ſich ganz ruhig mit einem Kaufmann, den er da gefunden, über eine Reiſe nach Balſora, ſeiner Vaterſtadt; da fielen plötzlich einige Männer über ihn her und banden ihm, trotz ſeiner Gegenwehr die Hände auf den Rücken. Er fragte ſie, was ſie zu dieſer Gewaltthat berechtige, und ſie antworteten, es geſchehe im Namen der Polizei und ſeines rechtmäßigen Gebieters Kalum-Bek. Zugleich trat der kleine, häßliche Mann herzu, verhöhnte und verſpottete Said, griff in ſeine Taſche und zog zum Staunen der Umſtehenden und mit Triumphgeſchrei einen großen Beutel mit Gold heraus.

„Sehet! Das alles hat er mir nach und nach geſtohlen, der ſchlechte Menſch!“ rief er, und die Leute ſahen mit

Abscheu auf den Gefangenen und riefen: „Wie! Noch so jung, so schön, und doch so schlecht! Zum Gericht, zum Gericht, damit er die Bastonade erhalte.“ So schleppten sie ihn fort, und ein ungeheurer Zug Menschen aus allen Ständen schloß sich an, sie riefen: „Sehet, das ist der schöne Ladendiener vom Bazar; er hat seinen Herrn bestohlen und ist entflohen; zweihundert Goldstücke hat er gestohlen.“

Der Aufseher der Polizei empfing den Gefangenen mit finsterer Miene; Said wollte sprechen, aber der Beamte gebot ihm zu schweigen und verhörte nur den kleinen Kaufmann. Er zeigte ihm den Beutel und fragte ihn, ob ihm dieses Gold gestohlen worden sey; Kalum-Bek beschwor es; aber sein Meineid verhalf ihm zwar zu dem Gold, doch nicht zu dem schönen Ladendiener, der ihm tausend Goldstücke werth war, denn der Richter sprach: „Nach einem Gesetz, das mein großmächtigster Herr, der Kalif, erst vor wenigen Tagen geschärft hat, wird jeder Diebstahl, der hundert Goldstücke übersteigt und auf dem Bazar begangen wird, mit ewiger Verbannung auf eine wüste Insel bestraft. Dieser Dieb kommt gerade zu rechter Zeit, er macht die Zahl von zwanzig solcher Bursche voll; morgen werden sie auf eine Barke gepackt und in die See geführt.“

Said war in Verzweiflung; er beschwor den Beamten, ihn anzuhören, ihn nur ein Wort mit dem Kalifen sprechen zu lassen; aber er fand keine Gnade. Kalum-Bek, der jetzt seinen Schwur bereute, sprach ebenfalls für ihn, aber der Richter antwortete: „Du hast Dein Gold und kannst zufrieden seyn, gehe nach Hause und verhalte Dich ruhig, sonst strafe ich Dich für jeden Widerspruch um zehn Goldstücke.“

Kalum ſchwieg beſtürzt, der Richter aber winkte, und der unglückliche Said wurde abgeführt.

Man brachte ihn in ein finſteres und feuchtes Gefängniß; neunzehn elende Menſchen lagen dort auf Stroh umher und empfingen ihn als ihren Leidensgefährten mit rohem Gelächter und Verwünſchungen gegen den Richter und den Kalifen. So ſchrecklich ſein Schickſal vor ihm lag, ſo fürchterlich der Gedanke war, auf eine wüſte Inſel verbannt zu werden, ſo fand er doch noch einigen Troſt darin, ſchon am folgenden Tag aus dieſem ſchrecklichen Gefängniß erlöst zu werden. Aber er täuſchte ſich ſehr, als er glaubte, ſein Zuſtand auf dem Schiff werde beſſer ſeyn. In den unterſten Raum, wo man nicht aufrecht ſtehen konnte, wurden die zwanzig Verbrecher hinabgeworfen, und dort ſtießen und ſchlugen ſie ſich um die beſten Plätze.

Die Anker wurden gelichtet, und Said weinte bittere Thränen, als das Schiff, das ihn von ſeinem Vaterland entführen ſollte, ſich zu bewegen anfing. Nur einmal des Tages theilte man ihnen ein wenig Brod und Früchte und einen Trunk ſüßen Waſſers aus, und ſo dunkel war es in dem Schiffsraum, daß man immer Lichter herabbringen mußte, wenn die Gefangenen ſpeiſen ſollten. Beinahe alle zwei, drei Tage fand man einen Todten unter ihnen, ſo ungeſund war die Luft in dieſem Waſſerkerker, und Said wurde nur durch ſeine Jugend und ſeine feſte Geſundheit erhalten.

Vierzehn Tage waren ſie ſchon auf dem Waſſer, als eines Tages die Wellen heftiger rauſchten, und ein ungewöhnliches Treiben und Rennen auf dem Schiffe entſtand.

Said ahnete, daß ein Sturm im Anzug ſey; es war ihm ſogar angenehm, denn er hoffte dann zu ſterben.

Heftiger wurde das Schiff hin und hergeworfen, und

endlich saß es mit schrecklichem Krachen fest. Geschrei und Geheul scholl von dem Verdeck herab und mischte sich mit dem Brausen des Sturmes. Endlich wurde es wieder stille, aber zu gleicher Zeit entdeckte auch einer der Gefangenen, daß das Wasser in das Schiff eindringe. Sie pochten an der Fallthüre nach oben, aber man antwortete ihnen nicht. Als daher das Wasser immer heftiger eindrang, stemmten sie sich mit vereinigten Kräften gegen die Thüre und sprengten sie auf.

Sie stiegen die Treppe hinan, aber oben fanden sie keinen Menschen mehr. Die ganze Schiffsmannschaft hatte sich in Böten gerettet. Jetzt geriethen die meisten Gefangenen in Verzweiflung; denn der Sturm wüthete immer heftiger, das Schiff krachte und senkte sich. Noch einige Stunden saßen sie auf dem Verdeck und hielten ihre letzte Mahlzeit von den Vorräthen, die sie im Schiff gefunden, dann erneuerte sich auf einmal der Sturm, das Schiff wurde von der Klippe, worauf es fest saß, hinweggerissen und brach zusammen.

Said hatte sich am Mast angeklammert und hielt ihn, als das Schiff geborsten war, noch immer fest. Die Wellen warfen ihn hin und her, aber er hielt sich, mit den Füßen rudernd, immer wieder oben. So schwamm er in immerwährender Todesgefahr eine halbe Stunde, da fiel die Kette mit dem Pfeifchen wieder aus seinem Kleid, und noch einmal wollte er versuchen, ob es nicht töne. Mit der einen Hand klammerte er sich fest, mit der andern setzte er es an seinen Mund, blies, ein heller, klarer Ton erscholl, und augenblicklich legte sich der Sturm, und die Wellen glätteten sich, als hätte man Oel darauf ausgegossen. Kaum hatte er sich mit leichterem Athem umgesehen, ob er nicht

irgendwo Land erſpähen könnte, als der Maſt unter ihm ſich auf eine ſonderbare Weiſe auszudehnen und zu bewegen anfing, und zu ſeinem nicht geringen Schrecken nahm er wahr, daß er nicht mehr auf Holz, ſondern auf einem ungeheuren Delphin reite; nach einigen Augenblicken aber kehrte ſeine Faſſung zurück, und da er ſah, daß der Delphin zwar ſchnell, aber ruhig und gelaſſen ſeine Bahn fortſchwimme, ſchrieb er ſeine wunderbare Rettung dem ſilbernen Pfeifchen und der gütigen Fee zu und rief ſeinen feurigſten Dank in die Lüfte.

Pfeilſchnell trug ihn ſein wunderbares Pferd durch die Wogen, und noch ehe es Abend wurde, ſah er Land und erkannte einen breiten Fluß, in welchen der Delphin auch ſogleich einbog. Strom aufwärts ging es langſamer, und um nicht verſchmachten zu müſſen, nahm Said, der ſich aus alten Zaubergeſchichten erinnerte, wie man zaubern müſſe, das Pfeifchen heraus, pfiff laut und herzhaft und wünſchte ſich dann ein gutes Mahl. Sogleich hielt der Fiſch ſtille, und hervor aus dem Waſſer tauchte ein Tiſch, ſo wenig naß, als ob er acht Tage an der Sonne geſtanden wäre, und reich beſetzt mit köſtlichen Speiſen. Said griff weidlich zu, denn ſeine Koſt während ſeiner Gefangenſchaft war ſchmal und elend geweſen, und als er ſich hinlänglich geſättigt hatte, ſagte er Dank; der Tiſch tauchte nieder, er aber ſtauchte den Delphin in die Seite und ſogleich ſchwamm dieſer weiter den Fluß hinauf.

Die Sonne fing ſchon an zu ſinken, als Said in dunkler Ferne eine große Stadt erblickte, deren Minarets ihm Aehnlichkeit mit denen von Bagdad zu haben ſchienen. Der Gedanke an Bagdad war ihm nicht ſehr angenehm, aber ſein Vertrauen auf die gütige Fee war ſo groß, daß er feſt

glaubte, ſie werde ihn nicht wieder in die Hände des ſchändlichen Kalum-Beck fallen laſſen. Zur Seite etwa eine Meile von der Stadt und nahe am Fluß erblickte er ein prachtvolles Landhaus, und zu ſeiner großen Verwunderung lenkte der Fiſch nach dieſem Hauſe hin.

Auf dem Dach des Hauſes ſtanden mehrere ſchön gekleidete Männer, und am Ufer ſah Said eine große Menge Diener, und alle ſchauten nach ihm und ſchlugen vor Verwunderung die Hände zuſammen. An einer Marmortreppe, die vom Waſſer nach dem Luſtſchloß hinaufführte, hielt der Delphin an, und kaum hatte Said einen Fuß auf die Treppe geſetzt, ſo war auch ſchon der Fiſch ſpurlos verſchwunden. Zugleich eilten einige Diener die Treppe hinab und baten im Namen ihres Herrn, zu ihm hinauf zu kommen, und boten ihm trockene Kleider an. Er kleidete ſich ſchnell um und folgte dann den Dienern auf das Dach, wo er drei Männer fand, von welchen der größte und ſchönſte ihm freundlich und huldreich entgegenkam. „Wer biſt Du, wunderbarer Fremdling," ſprach er, „der Du die Fiſche des Meeres zähmſt und ſie links und rechts leiteſt, wie der beſte Reiter ſein Streitroß? Biſt Du ein Zauberer oder ein Menſch wie wir?"

„Herr!" antwortete Said, „mir iſt es in den letzten Wochen ſchlecht ergangen, wenn Ihr aber Vergnügen daran findet, ſo will ich Euch erzählen." Und nun hub er an und erzählte den drei Männern ſeine Geſchichte von dem Augenblick an, wo er ſeines Vaters Haus verlaſſen hatte, bis zu ſeiner wunderbaren Rettung. Oft wurde er von ihnen mit Zeichen des Staunens und der Verwunderung unterbrochen; als er aber geendet hatte, ſprach der Herr des Hauſes, der ihn ſo freundlich empfangen hatte: „Ich traue

Deinen Worten, Said! Aber Du erzähltest uns, daß Du im Wettkampfe eine Kette gewonnen, und daß Dir der Kalif einen Ring geschenkt; kannst Du wohl diese uns zeigen?"

„Hier auf meinem Herzen habe ich beide verwahrt," sprach der Jüngling, „und nur mit meinem Leben hätte ich so theure Geschenke hergegeben, denn ich achte es für die ruhmvollste und schönste That, daß ich den großen Kalifen aus den Händen seiner Mörder befreite." Zugleich zog er Kette und Ring hervor und übergab beides den Männern."

„Beim Bart des Propheten, er ist's, es ist mein Ring!" rief der hohe schöne Mann. „Großwessir, laß uns ihn umarmen, denn hier steht unser Retter." Said war es wie ein Traum, als diese zwei ihn umschlangen, aber alsobald warf er sich nieder und sprach: „Verzeihe, Beherrscher der Gläubigen, daß ich so vor Dir gesprochen habe, denn Du bist kein anderer, als Harun Al-Raschid, der große Kalif von Bagdad."

„Der bin ich, Dein Freund!" antwortete Harun, „und von dieser Stunde an sollen sich alle Deine trüben Schicksale wenden. Folge mir nach Bagdad, bleibe in meiner Umgebung und sey einer meiner vertrautesten Beamten, denn wahrlich, Du hast in jener Nacht gezeigt, daß Dir Harun nicht gleichgültig sey, und nicht jeden meiner treuesten Diener möchte ich auf gleiche Probe stellen!"

Said dankte dem Kalifen; er versprach ihm, auf immer bei ihm zu bleiben, wenn er zuvor eine Reise zu seinem Vater, der in großen Sorgen um ihn seyn müsse, gemacht haben werde, und der Kalif fand dies gerecht und billig. Sie setzten sich bald zu Pferd und kamen noch vor Sonnenuntergang in Bagdad an. Der Kalif ließ Said eine lange

Reihe prachtvoll geſchmückter Zimmer in ſeinem Palaſt anweiſen und verſprach ihm noch überdies, ein eigenes Haus für ihn erbauen zu laſſen.

Auf die erſte Kunde von dieſem Ereigniß eilten die alten Waffenbrüder Saids, der Bruder des Kalifen und der Sohn des Großweſſirs, herbei. Sie umarmten ihn als Retter dieſer theuren Männer und baten ihn, er möchte ihr Freund werden. Aber ſprachlos wurden ſie vor Erſtaunen, als er ſagte: „Euer Freund bin ich längſt,“ als er die Kette, die er als Kampfpreis erhalten, hervorzog und ſie an dieſes und jenes erinnerte. Sie hatten ihn immer nur ſchwärzlichbraun und mit langem Bart geſehen, und erſt als er erzählte, wie und warum er ſich entſtellt habe, als er zu ſeiner Rechtfertigung ſtumpfe Waffen herbeibringen ließ, mit ihnen focht und ihnen den Beweis gab, daß er Almanſor der Tapfere ſey, erſt dann umarmten ſie ihn mit Jubel von neuem und prieſen ſich glücklich, einen ſolchen Freund zu haben.

Den folgenden Tag, als eben Said mit dem Großweſſir bei Harun ſaß, trat Meſſour, der Oberkämmerer herein und ſprach: „Beherrſcher der Gläubigen, ſo es anders ſeyn kann, möchte ich Dich um eine Gnade bitten.“

„Ich will zuvor hören,“ antwortete Harun.

„Draußen ſteht mein lieber, leiblicher Vetter Kalum-Bek, ein berühmter Kaufmann auf dem Bazar,“ ſprach er, „der hat einen ſonderbaren Handel mit einem Mann aus Balſora, deſſen Sohn bei Kalum-Bek diente, nachher geſtohlen hat, dann entlaufen iſt, und niemand weiß wohin.“ Nun will aber der Vater ſeinen Sohn von Kalum haben, und dieſer hat ihn doch nicht. Er wünſcht daher und bittet um die Gnade, Du möchteſt kraft Deiner großen Erleuchtung

und Weisheit sprechen zwischen dem Mann aus Aleppo und ihm."

„Ich will richten," erwiderte der Kalif. „In einer halben Stunde möge Dein Herr Vetter mit seinem Gegner in den Gerichtssaal treten."

Als Messour dankend gegangen war, sprach Harun: „Das ist niemand anders, als Dein Vater, Said, und da ich nun glücklicherweise alles, wie es ist, erfahren habe, will ich richten wie Salomo. Du, Said, verbirgst Dich hinter den Vorhang meines Thrones, bis ich Dich rufe, und Du, Großwessir, läßt mir sogleich den schlechten und voreiligen Polizeirichter holen. Ich werde ihn im Verhör brauchen."

Sie thaten beide, wie er befohlen. Saids Herz pochte stärker, als er seinen Vater bleich und abgehärmt, mit wankenden Schritten in den Gerichtssaal treten sah, und Kalum-Beks feines, zuversichtiges Lächeln, womit er zu seinem Vetter Oberkämmerer flüsterte, machte ihn so grimmig, daß er gerne hinter dem Vorhang hervor auf ihn losgestürzt wäre. Denn seine größten Leiden und Kümmernisse hatte er diesem schlechten Menschen zu danken.

Es waren viele Menschen im Saal, die den Kalifen Recht sprechen hören wollten. Der Großwessir gebot, nachdem der Herrscher von Bagdad auf seinem Thron Platz genommen hatte, Stille und fragte, wer hier als Kläger vor seinem Herrn erscheine.

Kalum-Bek trat mit frecher Stirne vor und sprach: „Vor einigen Tagen stand ich unter der Thüre meines Gewölbes im Bazar, als ein Ausrufer, einen Beutel in der Hand, und diesen Mann hier neben sich, durch die Buden schritt und rief: „Einen Beutel Gold dem, der Auskunft

geben kann über Said aus Balſora.“ Dieſer Said war in meinen Dienſten geweſen, und ich rief daher: „Hierher, Freund! ich kann den Beutel verdienen.“ Dieſer Mann, der jetzt ſo feindlich gegen mich iſt, kam freundlich und fragte, was ich wüßte. Ich antwortete: „Ihr ſeyd wohl Benezar, ſein Vater?“ und als er dies freudig bejahte, erzählte ich ihm, wie ich den jungen Menſchen in der Wüſte gefunden, gerettet und gepflegt und nach Bagdad gebracht habe. In der Freude ſeines Herzens ſchenkte er mir den Beutel. Aber hört dieſen unſinnigen Menſchen, wie ich ihm nun weiter erzählte, daß ſein Sohn bei mir gedient habe, daß er ſchlechte Streiche gemacht, geſtohlen habe und davon gegangen ſey, will er es nicht glauben, hadert ſchon ſeit einigen Tagen mit mir, fordert ſeinen Sohn und ſein Geld zurück, und beides kann ich nicht geben, denn das Geld gebührt mir für die Nachricht, die ich ihm gab, und ſeinen ungerathenen Burſchen kann ich nicht herbeiſchaffen.

Jetzt ſprach auch Benazar. Er ſchilderte ſeinen Sohn, wie edel und tugendhaft er ſey, und daß er nie habe ſo ſchlecht ſeyn können, zu ſtehlen. Er forderte den Kalifen auf, ſtreng zu unterſuchen.

„Ich hoffe,“ ſprach Harun, „Du haſt, wie es Pflicht iſt, den Diebſtahl angezeigt, Kalum-Bek?“

„Ei freilich!“ rief jener lächelnd. „Vor den Polizeirichter habe ich ihn geführt.“

„Man bringe den Polizeirichter!“ befahl der Kalif.

Zum allgemeinen Erſtaunen erſchien dieſer ſogleich, wie durch Zauberei herbei gebracht. Der Kalif fragte ihn, ob er ſich dieſes Handels erinnere, und dieſer geſtand den Fall zu.

„Haſt Du den jungen Mann verhört, hat er den Diebſtahl eingeſtanden?“ fragte Harun.

„Nein, er war ſogar ſo verſtockt, daß er niemand als Euch ſelbſt geſtehen wollte!“ erwiderte der Richter.

„Aber ich erinnere mich nicht, ihn geſehen zu haben,“ ſagte der Kalif.

„Ei warum auch! da müßte ich alle Tage einen ganzen Pack ſolches Geſindel zu Euch ſchicken, die Euch ſprechen wollen.“

„Du weißt, daß mein Ohr für jeden offen iſt,“ antwortete Harun, „aber wahrſcheinlich waren die Beweiſe über den Diebſtahl ſo klar, daß es nicht nöthig war, den jungen Menſchen vor mein Angeſicht zu bringen. Du hatteſt wohl Zeugen, daß das Geld, das Dir geſtohlen wurde, Dir gehörte, Kalum?“

„Zeugen?“ fragte dieſer erbleichend, „nein, Zeugen hatte ich nicht, und Ihr wiſſet ja, Beherrſcher der Gläubigen, daß ein Goldſtück ausſieht wie das andere. Woher konnte ich den Zeugen nehmen, daß dieſe hundert Stücke in meiner Kaſſe fehlen?“

„An was erkannteſt Du denn, daß jene Summe gerade Dir gehöre?“ fragte der Kalif.

„An dem Beutel, in welchem ſie war,“ erwiderte Kalum.

„Haſt Du den Beutel hier?“ forſchte jener weiter.

„Hier iſt er,“ ſprach der Kaufmann, zog einen Beutel hervor und reichte ihn dem Großweſſir, damit er ihm den Kalifen gebe.

„Doch der Weſſir rief mit verſtelltem Erſtaunen: „Beim Bart des Propheten! der Beutel ſoll Dein ſeyn, Du Hund? Mein gehörte dieſer Beutel, und ich gab ihn mit hundert

Goldstücken gefüllt einem braven jungen Mann, der mich aus einer großen Gefahr befreite."

„Kannst Du darauf schwören?" fragte der Kalif.

„So gewiß als ich einst ins Paradies kommen will," antwortete der Wessir, denn meine Tochter hat ihn selbst verfertigt."

„Ei! ei!" rief Harun, „so wurdest Du also falsch berichtet, Polizeirichter? Warum hast Du denn geglaubt, daß der Beutel diesem Kaufmann gehöre?"

„Er hat geschworen," antwortete der Polizeirichter furchtsam.

„So hast Du falsch geschworen?" donnerte der Kalif den Kaufmann an, der erbleichend und zitternd vor ihm stand.

„Allah, Allah!" rief jener. Ich will gewiß nichts gegen den Herrn Großwessir sagen, er ist ein glaubwürdiger Mann, aber ach! Der Beutel gehörte doch mein, und der nichtswürdige Said hat ihn gestohlen. Tausend Toman wollte ich geben, wenn er jetzt zur Stelle wäre."

„Was hast Du denn mit diesem Said angefangen?" fragte der Kalif. „Sag' an, wohin man schicken muß, damit er vor mir Bekenntniß ablege!"

„Ich habe ihn auf eine wüste Insel geschickt," sprach der Polizeirichter.

„O Said! mein Sohn, mein Sohn!" rief der unglückliche Vater und weinte.

„So hat er also das Verbrechen bekannt?" fragte Harun.

Der Polizeirichter erbleichte. Er rollte seine Augen hin und her; und endlich sprach er. „Wenn ich mich noch recht erinnern kann — ja."

„Du weißt es alſo nicht gewiß?“ fuhr der Kalif mit ſchrecklicher Stimme fort; „ſo wollen wir ihn ſelbſt fragen. Tritt hervor, Said, und Du, Kalum-Bek, zahlſt vor allem tauſend Goldſtücke, weil er jetzt hier zur Stelle iſt.“

Kalum und der Polizeirichter glaubten ein Geſpenſt zu ſehen. Sie ſtürzten nieder und riefen: „Gnade! Gnade!“ Benezar, vor Freuden halb ohnmächtig, eilte in die Arme ſeines verlorenen Sohnes. Aber mit eiſerner Strenge fragte jetzt der Kalif: „Polizeirichter, hier ſteht Said, hat er eingeſtanden?„

„Nein, nein!“ heulte der Polizeirichter, „ich habe nur Kalums Zeugniß gehört, weil er ein angeſehener Mann iſt.“

„Habe ich Dich darum als Richter über alle beſtellt, daß Du nur den Vornehmen höreſt?“ rief Harun Al-Raſchid mit edlem Zorn. „Auf zehn Jahre verbanne ich Dich auf eine wüſte Inſel, mitten im Meere, da kannſt Du über Gerechtigkeit nachdenken, und Du, elender Menſch, der Du Sterbende erweckſt, nicht um ſie zu retten, ſondern um ſie zu Deinen Sklaven zu machen, Du zahlſt, wie ſchon geſagt tauſend Tomans, weil Du ſie verſprochen, wenn Said käme, um für Dich zu zeugen.“

Kalum freute ſich, ſo wohlfeil aus dem böſen Handel zu kommen, und wollte eben dem gütigen Kalifen danken. Doch dieſer fuhr fort: „Für den falſchen Eid wegen der hundert Goldſtücke bekommſt Du hundert Hiebe auf die Fußſohlen. Ferner hat Said zu wählen, ob er Dein ganzes Gewölbe und Dich als Laſtträger nehmen will, oder ob er mit zehn Goldſtücken für jeden Tag, welchen er Dir diente, zufrieden iſt?“

„Laſſet den Elenden laufen, Kalif!“ rief der Jüngling, „ich will nichts, das ihm gehörte.“

„Nein," antwortete Harun, „ich will, daß Du entſchädigt werdeſt. Ich wähle ſtatt Deiner die zehn Goldſtücke für den Tag, und Du magſt berechnen, wie viel Tage Du in ſeinen Klauen warſt. Jetzt fort mit dieſen Elenden."

Sie wurden abgeführt, und der Kalif führte Benazar und Said in einen andern Saal, dort erzählte er ihm ſelbſt ſeine wunderbare Rettung durch Said und wurde nur zuweilen durch das Geheul Kalum-Beks unterbrochen, dem man ſo eben im Hof ſeine hundert vollwichtigen Goldſtücke auf die Fußſohlen zählte.

Der Kalif lud Benazar ein, mit Said bei ihm in Bagdad zu leben. Er ſagte es zu und reiste nur noch einmal nach Hauſe, um ſein großes Vermögen abzuholen. Said aber lebte in dem Palaſt, den ihm der dankbare Kalife erbaut hatte, wie ein Fürſt. Der Bruder des Kalifen und der Sohn des Großweſſirs waren ſeine Geſellſchafter, und es war in Bagdad zum Sprichwort geworden: Ich möchte ſo gut und ſo glücklich ſeyn, als Said, der Sohn Benezars.

„Bei ſolcher Unterhaltung käme mir kein Schlaf in die Augen, wenn ich auch zwei, drei und mehrere Nächte wach bleiben müßte," ſagte der Zirkelſchmid, als der Jäger geendigt hatte. „Und oft ſchon habe ich dies bewährt befunden. So war ich in früherer Zeit als Geſelle bei einem Glockengießer. Der Meiſter war ein reicher Mann und kein Geizhals. Aber eben darum wunderten wir uns nicht wenig, als wir einmal eine große Arbeit hatten, und er, ganz gegen ſeine Gewohnheit, ſo knickerig als möglich erſchien. Es wurde in die neue Kirche eine Glocke gegoſſen, und wir Jungen und Geſellen mußten die ganze Nacht am Herd ſitzen und das Feuer hüten. Wir glaubten nicht anders,

als der Meiſter werde ſein Mutterfäßchen anſtechen und uns den beſten Wein vorſetzen. Aber nicht alſo. Er ließ nur alle Stunden einen Umtrunk thun und fing an von ſeiner Wanderſchaft, von ſeinem Leben allerlei Geſchichten zu erzählen, dann kam es an den Obergeſellen, und ſo nach der Reihe, und keiner von uns wurde ſchläfrig, denn begierig horchten wir alle zu. Ehe wir uns deſſen verſahen war es Tag. Da erkannten wir die Liſt des Meiſters, daß er uns durch Reden habe wach halten wollen. Denn als die Glocke fertig war, ſchonte er ſeinen Wein nicht und holte ein, was er weislich in jener Nacht verſäumte."

„Das war ein vernünftiger Mann," erwiderte der Student. „Für den Schlaf, das iſt gewiß, hilft nichts als Reden. Darum möchte ich dieſe Nacht nicht einſam bleiben, weil ich mich gegen eilf Uhr hin des Schlafes nicht erwehren könnte."

„Das haben auch die Bauersleute wohlbedacht," ſagte der Jäger. „Wenn die Frauen und Mädchen in den langen Winterabenden bei Licht ſpinnen, ſo bleiben ſie nicht einſam zu Hauſe, weil ſie da wohl mitten unter der Arbeit einſchliefen, ſondern ſie kommen zuſammen in den ſogenannten Lichtſtuben, ſetzen ſich in großer Geſellſchaft zur Arbeit und erzählen."

„Ja," fiel der Fuhrmann ein, „da geht es oft recht gräulich zu, daß man ſich ordentlich fürchten möchte, denn ſie erzählen von feurigen Geiſtern, die auf der Welt gehen, von Kobolden, die Nachts in den Kammern poltern, und von Geſpenſtern, die Menſchen und Vieh ängſtigen."

„Da haben ſie nun freilich nicht die beſte Unterhaltung," entgegnete der Student. „Mir, ich geſtehe es, iſt nichts ſo verhaßt, als Geſpenſtergeſchichten."

„Ei, da denke ich gerade das Gegentheil," rief der Zirkelschmid. „Mir ist es recht behaglich bei einer rechten Schauergeschichte. Es ist gerade wie beim Regenwetter, wenn man unter dem Dach schläft. Man hört die Tropfen tick, tack, tick, tack auf die Ziegel herunter rauschen und fühlt sich recht warm im Trockenen. So, wenn man bei Licht und in Gesellschaft von Gespenstern hört, fühlt man sich sicher und behaglich."

„Aber nachher?" sagte der Student. „Wenn einer zu gehört hat, der dem lächerlichen Glauben an Gespenster ergeben ist, wird er sich nicht grauen, wenn er allein ist und im Dunkeln? Wird er nicht an alles das Schauerliche denken, was er gehört? Ich kann mich noch heute über diese Gespenstergeschichten ärgern, wenn ich an meine Kindheit denke. Ich war ein munterer, aufgeweckter Junge und mochte vielleicht etwas unruhiger seyn, als meiner Amme lieb war. Da wußte sie nun kein anderes Mittel, mich zum Schweigen zu bringen, als daß sie mich fürchten machte. Sie erzählte mir allerlei schauerliche Geschichten von Hexen und bösen Geistern, die im Hause spuken sollten, und wenn eine Katze auf dem Boden ihr Wesen trieb, flüsterte sie mir ängstlich zu: Hörst Du, Söhnchen? Jetzt geht er wieder Treppe auf, Treppe ab, der todte Mann. Er trägt seinen Kopf unter dem Arm, aber seine Augen glänzen doch wie Laternen, Krallen hat er statt der Finger, und wenn er einen im Dunkeln erwischt, dreht er ihm den Hals um."

Die Männer lachten über diese Geschichten, aber der Student fuhr fort: „Ich war zu jung, als daß ich hätte einsehen können, dies alles sey unwahr und erfunden. Ich fürchtete mich nicht vor dem größten Jagdhund, warf jeden meiner Gespielen in den Sand; aber wenn ich ins Dunkle

kam, drückte ich vor Angſt die Augen zu, denn ich glaubte, jetzt werde der todte Mann heranſchleichen. Es ging ſo weit, daß ich nicht mehr allein und ohne Licht aus der Thüre gehen wollte, wenn es dunkel war, und wie manchmal hat mich mein Vater nachher gezüchtigt, als er dieſe Unart bemerkte! Aber lange Zeit konnte ich dieſe kindiſche Furcht nicht los werden, und allein meine thörichte Amme trug die Schuld."

„Ja, das iſt ein großer Fehler," bemerkte der Jäger, „wenn man die kindlichen Gedanken mit ſolchem Aberwitz füllt. Ich kann Sie verſichern, daß ich brave, beherzte Männer gekannt habe, Jäger, die ſich ſonſt vor drei Feinden nicht fürchteten — wenn ſie Nachts im Wald aufs Wild lauern ſollten oder auf Wildiebe, da gebrach es ihnen oft plötzlich an Muth; denn ſie ſahen einen Baum für ein ſchreckliches Geſpenſt, einen Buſch für eine Hexe, und ein Paar Glühwürmer für die Augen eines Ungethüms an, das im Dunkeln auf ſie laure."

„Und nicht nur für Kinder," entgegnete der Student, „halte ich Unterhaltungen dieſer Art für höchſt ſchädlich und thöricht, ſondern auch für jeden; denn welcher vernünftige Menſch wird ſich über das Treiben und Weſen von Dingen unterhalten, die eigentlich nur im Hirn eines Thoren wirklich ſind? Dort ſpukt es, ſonſt nirgends. Doch am allerſchädlichſten ſind dieſe Geſchichten unter dem Landvolk. Dort glaubt man feſt und unabweichlich an Thorheiten dieſer Art, und dieſer Glaube wird in den Spinnſtuben und in der Schenke genährt, wo ſie ſich enge zuſammenſetzen und mit furchtſamer Stimme die allergräulichſten Geſchichten erzählen."

„Ja, Herr!" erwiderte der Fuhrmann, „Ihr möget

nicht Unrecht haben; ſchon manches Unglück iſt durch ſolche Geſchichten entſtanden, iſt ja doch ſogar meine eigene Schweſter dadurch elendiglich ums Leben gekommen.“

„Wie das? An ſolchen Geſchichten?“ riefen die Männer erſtaunt.

„Ja wohl an ſolchen Geſchichten;“ ſprach jener weiter. „In dem Dorf, wo unſer Vater wohnte, iſt auch die Sitte, daß die Frauen und die Mädchen in den Winterabenden zum Spinnen ſich zuſammenſetzen. Die jungen Burſche kommen dann auch und erzählen mancherlei. So kam es eines Abends, daß man von Geſpenſtern und Erſcheinungen ſprach, und die jungen Burſche erzählten von einem alten Krämer, der ſchon vor zehn Jahren geſtorben ſey, aber im Grab keine Ruhe finde. Jede Nacht werfe er die Erde von ſich ab, ſteige aus dem Grab, ſchleiche langſam und huſtend, wie er im Leben gethan, nach ſeinem Laden, und wäge dort Zucker und Kaffee ab, indem er vor ſich hin murmle:

Drei Viertel, drei Viertel um Mitternacht
haben bei Tag ein Pfund gemacht.

Viele behaupteten ihn geſehen zu haben, und die Mädchen und Weiber fingen an, ſich zu fürchten. Meine Schweſter aber, ein Mädchen von ſechzehn Jahren, wollte klüger ſeyn, als die andern, und ſagte: „„Das glaube ich alles nicht; wer einmal todt iſt, kommt nicht wieder!““ Sie ſagte es, aber leider ohne Ueberzeugung, denn ſie hatte ſich oft ſchon gefürchtet. Da ſagte einer von den jungen Leuten: „„Wenn Du dies glaubſt, ſo wirſt Du Dich auch nicht vor ihm fürchten; ſein Grab iſt nur zwei Schritte von Käthchens, die letzthin geſtorben. Wage es einmal, gehe hin auf den Kirchhof, brich von Kätchens Grab eine Blume und bringe

ſie uns, ſo wollen wir glauben, daß Du Dich vor dem Krämer nicht fürchteſt!““

Meine Schweſter ſchämte ſich, von den andern verlacht zu werden, darum ſagte ſie: „„O! das iſt mir ein Leichtes; was wollt Ihr denn für eine Blume?““

„„Es blüht im ganzen Dorf keine weiße Roſe, als dort; darum bring uns einen Strauß von dieſen,““ antwortete eine ihrer Freundinnen. Sie ſtand auf und ging, und alle Männer lobten ihren Muth, aber die Frauen ſchüttelten den Kopf und ſagten: „„Wenn es nur gut abläuft!““ Meine Schweſter ging dem Kirchhof zu: der Mond ſchien hell, und ſie fing an zu ſchaudern, als es zwölf Uhr ſchlug und ſie die Kirchhofpforte öffnete.“

„Sie ſtieg über manchen Grabhügel weg, den ſie kannte, und ihr Herz wurde bange und immer banger, je näher ſie zu Käthchens weißen Roſen und zum Grab des geſpenſtigen Krämers kam.“

„Jetzt war ſie da; zitternd kniete ſie nieder und knickte die Blumen ab. Da glaubte ſie ganz in der Nähe ein Geräuſch zu vernehmen; ſie ſah ſich um: zwei Schritte von ihr flog die Erde von einem Grab hinweg, und langſam richtete ſich eine Geſtalt daraus empor. Es war ein alter, bleicher Mann mit einer weißen Schlafmütze auf dem Kopf. Meine Schweſter erſchrack; ſie ſchaute noch einmal hin, um ſich zu überzeugen, ob ſie recht geſehen; als aber der im Grabe mit näſelnder Stimme anfing zu ſprechen: „„Guten Abend, Jungfer; woher ſo ſpät?““ da erfaßte ſie ein Grauen des Todes; ſie raffte ſich auf, ſprang über die Gräber hin nach jenem Hauſe, erzählte beinahe athemlos, was ſie geſehen und wurde ſo ſchwach, daß man ſie nach Hauſe tragen mußte. Was nützte es uns, daß wir am andern Tage erfuhren,

daß es der Todtengräber geweſen ſey, der dort ein Grab gemacht und zu meiner armen Schweſter geſprochen habe? Sie verfiel noch, ehe ſie dies erfahren konnte, in ein hitziges Fieber, an welchem ſie nach drei Tagen ſtarb. Die Roſen zu ihrem Todtenkranz hatte ſie ſich ſelbſt gebrochen."

Der Fuhrmann ſchwieg, und eine Thräne hing in ſeinen Augen, die andern aber ſahen theilnehmend auf ihn.

„So hat das arme Kind auch an dieſem Köhlerglauben ſterben müſſen," ſagte der junge Goldarbeiter; „mir fällt da eine Sage bei, die ich Euch wohl erzählen möchte, und leider mit einem ſolchen Trauerfall zuſammenhängt."

Die Höhle von Steenfoll.

Eine ſchottländiſche Sage.

Auf einer der Felſeninſeln Schottlands lebten vor vielen Jahren zwei Fiſcher in glücklicher Eintracht. Sie waren beide unverheirathet, hatten auch ſonſt keine Angehörigen, und ihre gemeinſame Arbeit, obgleich verſchieden angewendet, nährte ſie beide. Im Alter kamen ſie einander ziemlich nahe, aber von Perſon und an Gemüthsart glichen ſie einander nicht mehr, als ein Adler und ein Seekalb.

Kaſpar Strumpf war ein kurzer, dicker Menſch mit einem breiten fetten Vollmondsgeſicht und gutmüthig lachenden Augen, denen Gram und Sorge fremd zu ſeyn ſchienen. Er war nicht nur fett, ſondern auch ſchläfrig und faul, und ihm fielen daher die Arbeiten des Hauſes, Kochen und Backen, das Stricken der Netze zum eigenen Fiſchfang und zum Verkaufe, auch ein großer Theil der Beſtellung ihres kleinen Feldes anheim. Ganz das Gegentheil war ſein Gefährte; lang und hager, mit kühner Habichtsnaſe und ſcharfen Augen, war er als der thätigſte und glücklichſte Fiſcher, der unter-

nehmendste Kletterer nach Vögeln und Daunen, der fleißigste Feldarbeiter auf den Inseln, und dabei als der geldgierigste Händler auf dem Markte zu Kirchwall bekannt; aber da seine Waaren gut und sein Wandel frei von Betrug war, so handelte jeder gern mit ihm, und Wilm Falke (so nannten ihn seine Landsleute) und Kaspar Strumpf, mit welchem ersterer trotz seiner Habsucht gerne seinen schwer errungenen Gewinn theilte, hatten nicht nur eine gute Nahrung, sondern waren auch auf gutem Wege, einen gewissen Grad von Wohlhabenheit zu erlangen. Aber Wohlhabenheit allein war es nicht, was Falke's habsüchtigem Gemüthe zusagte; er wollte reich, sehr reich werden, und da er bald einsehen lernte, daß auf dem gewöhnlichen Wege des Fleißes das Reichwerden nicht sehr schnell vor sich ging, so verfiel er zuletzt auf den Gedanken, er müßte seinen Reichthum durch irgend einen außerordentlichen Glückszufall erlangen, und da nun dieser Gedanke einmal von seinem heftig wollenden Geiste Besitz genommen, fand er für nichts anderes Raum darin, und er fing an, mit Kaspar Strumpf davon, als von einer gewissen Sache zu reden. Dieser, dem alles, was Falke sagte, für Evangelium galt, erzählte es seinen Nachbarn, und bald verbreitete sich das Gerücht, Wilm Falke hätte sich entweder wirklich dem Bösen für Gold verschrieben, oder hätte doch ein Anerbieten dazu von dem Fürsten der Unterwelt bekommen.

Anfangs zwar verlachte Falke diese Gerüchte, aber allmählig gefiel er sich in dem Gedanken, daß irgend ein Geist ihm einmal einen Schatz verrathen könne, und er widersprach nicht länger, wenn ihn seine Landsleute damit aufzogen. Er trieb zwar noch immer sein Geschäft fort, aber mit weniger Eifer, und verlor oft einen großen Theil

der Zeit, die er ſonſt mit Fiſchfang oder andern nützlichen Arbeiten zuzubringen pflegte, in zweckloſem Suchen irgend eines Abenteuers, wodurch er plötzlich reich werden ſollte. Auch wollte es ſein Unglück, daß, als er eines Tages am einſamen Ufer ſtand und in beſtimmter Hoffnung auf das bewegte Meer hinausblickte, als ſolle ihm von dorther ſein großes Glück kommen, eine große Welle unter einer Menge losgeriſſenen Mooſes und Geſteins, eine gelbe Kugel — eine Kugel von Gold — zu ſeinen Füßen rollte.

Wilm ſtand wie bezaubert; ſo waren denn ſeine Hoffnungen nicht leere Träume geweſen, das Meer hatte ihm Gold, ſchönes reines Gold geſchenkt, wahrſcheinlich die Ueberreſte einer ſchweren Barre, welche die Wellen auf dem Meeresgrund bis zur Größe einer Flintenkugel abgerieben. Und nun ſtand es klar vor ſeiner Seele, daß einmal irgendwo an dieſer Küſte ein reich beladenes Schiff geſcheitert ſeyn müſſe, und daß er dazu erſehen ſey, die im Schooſe des Meeres begrabenen Schätze zu heben. Dies ward von nun an ſein einziges Streben; ſeinen Fund ſorgfältig, ſelbſt vor ſeinem Freunde verbergend, damit nicht auch andere ſeiner Entdeckung auf die Spur kämen, verſäumte er alles andere und brachte Tage und Nächte an dieſer Küſte zu, wo er nicht ſein Netz nach Fiſchen, ſondern eine eigends dazu verfertigte Schaufel — nach Gold auswarf. Aber er fand nichts, als Armuth; denn er ſelbſt verdiente nichts mehr, und Kaſpars ſchläfrige Bemühungen reichten nicht hin, ſie beide zu ernähren. Im Suchen größerer Schätze verſchwand nicht nur das gefundene Gold, ſondern allmählig auch das ganze Eigenthum der Junggeſellen. Aber ſo wie Strumpf früher ſtillſchweigend von Falke den beſten Theil ſeiner Nahrung hatte erwerben laſſen, ſo ertrug er es auch

jetzt schweigend und ohne Murren, daß die zwecklose Thätigkeit desselben sie ihm jetzt entzog; und gerade dieses sanftmüthige Dulden seines Freundes war es, was jenen nur noch stärker anspornte, sein rastloses Suchen nach Reichthum noch mehr fortzusetzen. Was ihn aber noch thätiger machte, war, daß, so oft er sich zur Ruhe niederlegte, und seine Augen sich zum Schlummer schlossen, etwas ihm ein Wort ins Ohr raunte, das er zwar sehr deutlich zu vernehmen glaubte, und das ihm jedesmal dasselbe schien, das er aber niemals behalten konnte. Zwar wußte er nicht, was dieser Umstand, so sonderbar er auch war, mit seinem jetzigen Streben zu thun haben könne; aber auf ein Gemüth, wie Wilm Falke's, mußte alles wirken, und auch dieses geheimnißvolle Flüstern half ihn in dem Glauben bestärken, daß ihm ein großes Glück bestimmt sey, das er nur in einem Goldhaufen zu finden hoffte.

Eines Tages überraschte ihn ein Sturm am Ufer, wo er die Goldkugel gefunden hatte, und die Heftigkeit desselben trieb ihn an, in einer nahen Höhle Zuflucht zu suchen. Diese Höhle, welche die Einwohner die Höhle von Steenfoll nennen, besteht aus einem langen unterirdischen Gange, welcher sich mit zwei Mündungen gegen das Meer öffnet und den Wellen einen freien Durchgang läßt, die sich beständig mit lautem Brüllen schäumend durch denselben hinarbeiten. Diese Höhle war nur an einer Stelle zugänglich, und zwar durch eine Spalte von oben her, welche aber selten von jemand anderem, als muthwilligen Knaben, betreten ward, indem zu den eigenen Gefahren des Ortes sich noch der Ruf eines Geisterspuks gesellte. Mit Mühe ließ Wilm sich in denselben hinab und nahm ungefähr zwölf Fuß tief von der Oberfläche auf einem vorspringenden Stein,

und unter einem überhängenden Felsenstück Platz, wo er mit den brausenden Wellen unter seinen Füßen und dem wüthenden Sturm über seinem Haupte in seinen gewöhnlichen Gedankenzug verfiel, nämlich von dem gescheiterten Schiff, und was für ein Schiff es wohl gewesen seyn möchte; denn trotz allen seinen Erkundigungen hatte er selbst von den ältesten Einwohnern von keinem an dieser Stelle gescheiterten Fahrzeuge Nachricht erhalten können. Wie lange er so gesessen, wußte er selbst nicht; als er aber endlich aus seinen Träumereien erwachte, entdeckte er, daß der Sturm vorüber war; und er wollte eben wieder emporsteigen, als eine Stimme sich aus der Tiefe vernehmen ließ und das Wort Car-mil-han ganz deutlich in sein Ohr drang. Erschrocken fuhr er in die Höhe und blickte in den leeren Abgrund hinab. „Großer Gott!“ schrie er, „das ist das Wort, das mich in meinem Schlafe verfolgt! Was, ums Himmels willen, mag es bedeuten?“ — „Carmilhan!“ seufzte es noch einmal aus der Höhle herauf, als er schon mit einem Fuß die Spalte verlassen hatte, und er floh wie ein gescheuchtes Reh seiner Hütte zu.

Wilm war indessen keine Memme; die Sache war ihm nur unerwartet gekommen, und sein Geldgeiz war auch überdies zu mächtig in ihm, als daß ihn irgend ein Anschein von Gefahr hätte abschrecken können, auf seinem gefahrvollen Pfade fortzuwandern. Einst als er spät in der Nacht beim Mondschein der Höhle von Steenfoll gegenüber mit seiner Schaufel nach Schätzen fischte, blieb dieselbe auf einmal an etwas hängen. Er zog aus Leibeskräften, aber die Masse blieb unbeweglich. Inzwischen erhob sich der Wind, dunkle Wolken überzogen den Himmel, heftig schaukelte das Boot und drohte umzuschlagen; aber Wilm ließ sich nicht irre

machen; er zog und zog, bis der Widerstand aufhörte, und da er kein Gewicht fühlte, glaubte er, sein Seil wäre gebrochen. Aber gerade, als die Wolken sich über dem Monde zusammenziehen wollten, erschien eine runde, schwarze Masse auf der Oberfläche, und es erklang das ihn verfolgende Wort Carmilhan! Hastig wollte er nach ihr greifen, aber eben so schnell, als er den Arm darnach ausstreckte, verschwand sie in der Dunkelheit der Nacht, und der eben losbrechende Sturm zwang ihn, unter den nahen Felsen Zuflucht zu suchen. Hier schlief er vor Ermüdung ein, um im Schlafe von einer ungezügelten Einbildungskraft gepeinigt, aufs neue die Qualen zu erdulden, die ihm sein rastloses Streben nach Reichthum am Tage erleiden ließ. Die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne fielen auf den jetzt ruhigen Spiegel des Meeres, als Falke erwachte. Eben wollte er wieder hinaus an die gewohnte Arbeit, als er von Ferne etwas auf sich zukommen sah. Er erkannte es bald für ein Boot, und in demselben eine menschliche Gestalt; was aber sein größtes Erstaunen erregte, war, daß das Fahrzeug sich ohne Segel oder Ruder fortbewegte, und zwar mit dem Schnabel gegen das Ufer gekehrt, und ohne daß die darin sitzende Gestalt sich im geringsten um das Steuerruder zu bekümmern schien, wenn es ja eins hatte. Das Boot kam immer näher und hielt endlich neben Wilms Fahrzeug stille. Die Person in demselben zeigte sich jetzt als ein kleines, verschrumpftes altes Männchen, das in gelbe Leinwand gekleidet und mit rother, in die Höhe stehender Nachtmütze, mit geschlossenen Augen, und unbeweglich wie ein getrockneter Leichnam da saß. Nachdem er es vergebens angerufen und gestoßen hatte, wollte er eben einen Strick an das Boot befestigen und es wegführen,

als das Männchen die Augen aufſchlug und ſich zu bewegen anfing, auf eine Weiſe, welche ſelbſt den kühnen Fiſcher mit Grauſen erfüllte.

„Wo bin ich?“ fragte es nach einem tiefen Seufzer auf Holländiſch. Falke, welcher von den holländiſchen Härings-fängern etwas von ihrer Sprache gelernt hatte, nannte ihm den Namen der Inſel und fragte, wer er denn ſey, und was ihn hierher gebracht.

„Ich komme, um nach dem Carmilhan zu ſehen.“

„Dem Carmilhan? Um Gotteswillen! Was iſt das?“ rief der begierige Fiſcher.

„Ich gebe keine Antwort auf Fragen, die man mir auf dieſe Weiſe thut,“ erwiderte das Männchen mit ſicht-barer Angſt.

„Nun,“ ſchrie Falke, „was iſt der Carmilhan?“ —

„Der Carmilhan iſt jetzt nichts, aber einſt war es ein ſchönes Schiff, mit mehr Gold beladen, als je ein anderes Fahrzeug getragen.“

„Wo ging es zu Grunde, und wann?“

„Es war vor hundert Jahren; wo, weiß ich nicht ge-nau; ich komme, um die Stelle aufzuſuchen und das ver-lorene Gold aufzufiſchen; willſt Du mir helfen, ſo wollen wir den Fund mit einander theilen,“

„Mit ganzem Herzen, ſag mir nur, was muß ich thun?“

„Was Du thun mußt, erfordert Muth; Du mußt Dich gerade vor Mitternacht in die wildeſte und einſamſte Ge-gend auf der Inſel begeben, begleitet von einer Kuh, die Du dort ſchlachten und Dich von jemand in ihre friſche Haut wickeln laſſen mußt. Dein Begleiter muß Dich dann nieder-legen und allein laſſen, und ehe es ein Uhr ſchlägt, weißt Du, wo die Schätze des Carmilhan liegen.“

„Auf dieſe Weiſe fiel der alte Engrol mit Leib und Seele ins Verderben!“ rief Wilm mit Entſetzen. „Du biſt der böſe Geiſt,“ fuhr er fort, indem er haſtig davon ruderte, „geh zur Hölle! Ich mag nichts mit Dir zu thun haben.“

Das Männchen knirſchte, ſchimpfte und fluchte ihm nach; aber der Fiſcher, welcher zu beiden Rudern gegriffen hatte, war ihm bald aus dem Gehör, und nachdem er um einen Felſen gebogen, auch aus dem Geſichte. Aber die Entdeckung, daß der böſe Geiſt ſich ſeinen Geiz zu Nutze zu machen und mit Gold in ſeine Schlingen zu locken ſuchte, heilte den verblendeten Fiſcher nicht, im Gegentheil, er meinte die Mittheilung des gelben Männchens benutzen zu können, ohne ſich dem Böſen zu überliefern; und indem er fortfuhr, an der öden Küſte nach Gold zu fiſchen, vernachläſſigte er den Wohlſtand, den ihm die reichen Fiſchzüge in andern Gegenden des Meeres darboten, ſo wie alle andern Mittel, auf die er ehemals ſeinen Fleiß verwendet, und verſank von Tag zu Tage nebſt ſeinem Gefährten in tiefere Armuth, bis es endlich oft an den nothwendigſten Lebensbedürfniſſen zu fehlen anfing. Aber obgleich dieſer Verfall gänzlich Falke's Halsſtarrigkeit und falſcher Begierde zugeſchrieben werden mußte, und die Ernährung beider jetzt Kaſpar Strumpf allein anheim fiel, ſo machte ihm doch dieſer niemals den geringſten Vorwurf; ja er bezeugte ihm immer noch dieſelbe Unterwürfigkeit, daſſelbe Vertrauen in ſeinen beſſern Verſtand, als zur Zeit, wo ihm ſeine Unternehmungen allezeit geglückt waren; dieſer Umſtand vermehrte Falke's Leiden um ein großes, aber trieb ihn, noch mehr nach Gold zu ſuchen, weil er dadurch hoffte, auch ſeinen Freund für ſein gegenwärtiges Entbehren ſchadlos

halten zu können. Dabei verfolgte ihn das teufliſche Geflüſter des Wortes Carmilhan noch immer in ſeinem Schlummer. Kurz, Noth, getäuſchte Erwartung und Geiz trieben ihn zuletzt zu einer Art von Wahnſinn, ſo daß er wirklich beſchloß, das zu thun, was ihm das Männchen angerathen, obgleich er, nach der alten Sage, wohl wußte, daß er ſich damit den Mächten der Finſterniß übergab.

Alle Gegenvorſtellungen Kaſpars waren vergebens. Falke ward nur um ſo heftiger, je mehr jener ihn anflehte, von ſeinem verzweifelten Vorhaben abzuſtehen. Und der gute ſchwache Menſch willigte endlich ein, ihn zu begleiten und ihm ſeinen Plan ausführen zu helfen. Beider Herzen zogen ſich ſchmerzhaft zuſammen, als ſie einen Strick um die Hörner einer ſchönen Kuh, ihr letztes Eigenthum, legten, die ſie vom Kalbe aufgezogen, und die ſie ſich immer zu verkaufen geweigert hatten, weil ſie's nicht übers Herz bringen konnten, ſie in fremden Händen zu ſehen. Aber der böſe Geiſt, welcher ſich Wilms bemeiſterte, erſtickte jetzt alle beſſere Gefühle in ihm, und Kaſpar wußte ihm in nichts zu widerſtehen. Es war im September, und die langen Nächte des ſchottländiſchen Winters hatten angefangen. Die Nachtwolken wälzten ſich ſchwer vor dem rauhen Abendwinde und thürmten ſich wie Eisberge im Clydeſtrom, tiefer Schatten füllte die Schluchten zwiſchen dem Gebirge und den feuchten Torfſümpfen, und die trüben Bette der Ströme blickten ſchwarz und furchtbar wie Höllenſchlünde. Falke ging voran und Strumpf folgte, ſchaudernd über ſeine eigene Kühnheit, und Thränen füllte ſein ſchweres Auge, ſo oft er das arme Thier anſah, welches ſo vertrauensvoll und bewußtlos ſeinem baldigen Tode entgegenging, der ihm von der Hand werden ſollte, die ihm bisher ſeine Nahrung

gereicht. Mit Mühe kamen in ſie das enge ſumpfige Bergthal, welches hier und da mit Moos und Heidekraut bewachſen, mit großen Steinen überſäet war, und von einer wilden Gebirgskette umgeben lag, die ſich in grauen Nebel verlor, und wohin der Fuß eines Menſchen ſich ſelten verſtieg. Sie näherten ſich auf wankendem Boden einem großen Stein, welcher in der Mitte ſtand, und von welchem ein verſcheuchter Adler krächzend in die Höhe flog. Die arme Kuh brüllte dumpf, als erkenne ſie die Schreckniſſe des Ortes und das ihr bevorſtehende Schickſal, Kaſpar wandte ſich weg, um ſich die ſchnellfließenden Thränen abzuwiſchen. Er blickte hinab durch die Felſenöffnung, durch welche ſie heraufgekommen waren; von wo aus man die ferne Brandung des Meeres hörte; und dann hinauf nach den Berggipfeln, auf welche ſich ein kohlſchwarzes Gewölk gelagert hatte, aus welchem man von Zeit zu Zeit ein dumpfes Murmeln vernahm. Als er ſich wieder nach Wilm umſah, hatte dieſer bereits die arme Kuh an den Stein gebunden und ſtand mit aufgehobener Axt im Begriff, das gute Thier zu fällen.

Dies war zuviel für ſeinen Entſchluß, ſich in den Willen ſeines Freundes zu fügen. Mit gerungenen Händen ſtürzte er ſich auf die Kniee. „Um Gottes willen, Wilm Falke!“ ſchrie er mit der Stimme der Verzweiflung, „ſchone Dich, ſchone die Kuh! ſchone Dich und mich! ſchone Deine Seele! — Schone Dein Leben! Und mußt Du Gott ſo verſuchen, ſo warte bis morgen und opfere lieber ein anderes Thier, als unſere liebe Kuh!“

„Kaſpar, biſt Du toll?“ ſchrie Wilm wie ein Wahnſinniger, indem er noch immer die Axt in der Höhe geſchwungen hielt. „Soll ich die Kuh ſchonen und verhungern?“

„Du ſollſt nicht verhungern,“ antwortete Kaſpar

entſchloſſen. „So lange ich Hände habe, ſollſt Du nicht verhungern. Ich will vom Morgen bis in die Nacht für Dich arbeiten. Nur bring Dich nicht um Deiner Seele Seligkeit, und laß mir das arme Thier leben!“

„Dann nimm die Axt und ſpalte mir den Kopf,“ ſchrie Falke mit verzweifeltem Tone, „ich gehe nicht von dieſem Fleck, bis ich habe, was ich verlange. — Kannſt Du die Schätze des Carmilhan für mich heben? Können Deine Hände mehr erwerben als die elendeſten Bedürfniſſe des Lebens? — Aber ſie können meinen Jammer enden — komm, und laß mich das Opfer ſeyn!“

„Wilm, tödte die Kuh, tödte mich! Es liegt mir nichts daran, es iſt mir ja nur um Deine Seligkeit zu thun. Ach! dies iſt ja der Piktenaltar, und das Opfer, das Du bringen willſt, gehört der Finſterniß.“

„Ich weiß von nichts dergleichen,“ rief Falke wild lachend, wie einer, der entſchloſſen iſt, nichts wiſſen zu wollen, was ihn von ſeinem Vorſatz abbringen könnte. „Kaſpar, Du biſt toll und machſt mich toll — aber da,“ fuhr er fort, indem er das Beil von ſich warf und das Meſſer vom Steine aufnahm, wie wenn er ſich durchſtoßen wollte, „da behalte die Kuh ſtatt meiner!“

Kaſpar war in einem Augenblick bei ihm, riß ihm das Mordwerkzeug aus der Hand, er faßte das Beil, ſchwang es hoch in der Luft und ließ es mit ſolcher Gewalt auf des geliebten Thieres Kopf fallen, daß es ohne zu zucken und todt zu ſeines Herrn Füßen niederſtürzte.

Ein Blitz, begleitet von einem Donnerſchlage, folgte dieſer raſchen Handlung, und Falke ſtarrte ſeinen Freund mit den Augen an, womit ein Mann ein Kind anſtaunen würde, das ſich das zu thun getrauet, was er ſelbſt nicht

gewagt. Strumpf ſchien aber weder von dem Donner erſchreckt, noch durch das ſtarre Erſtaunen ſeines Gefährten außer Faſſung gebracht, ſondern fiel, ohne ein Wort zu reden, über die Kuh her und fing an, ihr die Haut abzuziehen. Als Wilm ſich ein wenig erholt hatte, half er ihm in dieſem Geſchäfte, aber mit ſo ſichtbarem Widerwillen, als er vorher begierig geweſen war, das Opfer vollendet zu ſehen. Während dieſer Arbeit hatte ſich das Gewitter zuſammengezogen, der Donner brüllte laut im Gebirge, und furchtbare Blitze ſchlängelten ſich um den Stein und über das Moos der Schlucht hin, während der Wind, welcher dieſe Höhe noch nicht erreicht hatte, die untern Thäler und das Geſtade mit wildem Heulen erfüllte. Und als die Haut endlich abgezogen war, fanden beide Fiſcher ſich ſchon bis auf die Haut durchnäßt. Sie breiteten jene auf dem Boden aus, und Kaſpar wickelte und band Falken, ſo wie dieſer es ihn geheißen, in derſelben feſt ein. Dann erſt, als dies geſchehen war, brach der arme Menſch das lange Stillſchweigen, und indem er mitleidig auf ſeinen bethörten Freund hinabblickte, fragte er mit zitternder Stimme: „Kann ich noch etwas für Dich thun, Wilm?“

„Nichts mehr,“ erwiderte der andere, „lebe wohl!“

„Leb wohl,“ erwiderte der Kaſpar, „Gott ſei mit Dir, und vergebe Dir, wie ich es thue!“

Dies waren die letzten Worte, welche Wilm von ihm hörte, denn im nächſten Augenblick war er in der immer zunehmenden Dunkelheit verſchwunden. Und in demſelben Augenblicke brach auch einer der fürchterlichſten Gewitterſtürme, die Wilm nur je gehört hatte, aus. Er fing an mit einem Blitze, welcher Falken nicht nur die Berge und Felſen in ſeiner unmittelbaren Nähe, ſondern auch das

Thal unter ihm, mit dem ſchäumenden Meere und den in der Bucht zerſtreut liegenden Felſeninſeln zeigte, zwiſchen welchen er die Erſcheinung eines großen fremdartigen und entmaſteten Schiffes zu erblicken glaubte, welches auch im Augenblick wieder in der ſchwärzeſten Dunkelheit verſchwand. Die Donnerſchläge wurden ganz betäubend. Eine Maſſe Felſenſtücke rollte vom Gebirge herab und drohte ihn zu erſchlagen. Der Regen ergoß ſich in ſolcher Menge, daß er in einem Augenblick das enge Sumpfthal mit einer hohen Fluth überſtrömte, welche bald bis zu Wilms Schultern hinaufreichte, denn glücklicher Weiſe hatte ihn Kaſpar mit dem obern Theile des Körpers auf eine Erhöhung gelegt, ſonſt hätte er auf einmal ertrinken müſſen. Das Waſſer ſtieg immer höher, und je mehr Wilm ſich anſtrengte, ſich aus ſeiner gefahrvollen Lage zu befreien, deſto feſter umgab ihn die Haut. Umſonſt rief er nach Kaſpar. Kaſpar war weit weg. Gott in ſeiner Noth anzurufen, wagte er nicht, und ein Schauder ergriff ihn, wenn er die Mächte anflehen wollte, deren Gewalt er ſich hingegeben fühlte.

Schon drang ihm das Waſſer in die Ohren, ſchon berührte es den Rand der Lippen. „Gott, ich bin verloren!“ ſchrie er, indem er einen Strom über ſein Geſicht hinſtürzen fühlte — aber in demſelben Augenblick drang ein Schall, wie von einem nahen Waſſerfall, ſchwach in ſein Gehör, und ſogleich war auch ſein Mund wieder unbedeckt. Die Fluth hatte ſich durch das Geſtein Bahn gebrochen. Und da zu gleicher Zeit der Regen etwas nachließ, und das tiefe Dunkel des Himmels ſich etwas verzog, ſo ließ auch ſeine Verzweiflung nach, und es ſchien ihm ein Strahl der Hoffnung zurückzukehren. Aber obgleich er ſich wie von einem Todeskampfe erſchöpft fühlte und ſehnlich wünſchte, aus

seiner Gefangenschaft erlöst zu seyn, so war doch der Zweck seines verzweifelten Strebens noch nicht erreicht, und mit der verschwundenen unmittelbaren Lebensgefahr kam auch die Habsucht mit all ihren Furien in seine Brust zurück. Aber überzeugt, daß er in seiner Lage ausharren müsse, um sein Ziel zu erreichen, hielt er sich ruhig und fiel vor Kälte und Ermüdung in einen festen Schlaf.

Er mochte ungefähr zwei Stunden geschlafen haben, als ihn ein kalter Wind, der ihm übers Gesicht fuhr, und ein Rauschen, wie von herannahenden Meereswogen, aus seiner glücklichen Selbstvergessenheit aufrüttelte. Der Himmel hatte sich aufs neue verfinstert. Ein Blitz, wie der, welcher den ersten Sturm herbeigeführt, erhellte noch einmal die Gegend umher, und er glaubte abermals, das fremde Schiff zu erblicken, das jetzt dicht vor der Steenfollklippe auf einer hohen Welle zu hängen und dann jählings in den Abgrund zu schießen schien. Er starrte noch immer nach dem Phantom, denn ein unaufhörliches Blitzen hielt jetzt das Meer erleuchtet, als sich auf einmal eine berghohe Wasserhose aus dem Thale erhob und ihn mit solcher Gewalt gegen einen Felsen schleuderte, daß ihm alle Sinne vergingen. Als er wieder zu sich selbst kam, hatte sich das Wetter verzogen, der Himmel war heiter, aber das Wetterleuchten dauerte noch immer fort. Er lag dicht am Fuße des Gebirges, welches dieses Thal umschloß, und er fühlte sich so zerschlagen, daß er sich kaum zu rühren vermochte. Er hörte das stillere Brausen der Brandung, und mitten drinnen eine feierliche Musik, wie Kirchengesang. Diese Töne waren anfangs so schwach, daß er sie für Täuschung hielt. Aber sie ließen sich immer wieder aufs neue vernehmen, und jedesmal deutlicher und näher, und es schien ihm

zuletzt, als könne er darin die Melodie eines Psalms unterscheiden, die er im vorigen Sommer an Bord eines holländischen Häringfängers gehört hatte.

Endlich unterschied er sogar Stimmen, und es däuchte ihm, als vernehme er sogar die Worte jenes Liedes. Die Stimmen waren jetzt in dem Thale, und als er sich mit Mühe zu einem Stein hingeschoben, auf den er den Kopf legte, erblickte er wirklich einen Zug von menschlichen Gestalten, von welchen diese Musik ausging, und der sich gerade auf ihn zu bewegte. Kummer und Angst lag auf den Gesichtern der Leute, deren Kleider von Wasser zu triefen schienen. Jetzt waren sie dicht bei ihm, und ihr Gesang schwieg. An ihrer Spitze waren mehrere Musikanten, dann mehrere Seeleute, und hinter diesen kam ein großer starker Mann in altväterlicher, reich mit Gold besetzter Tracht, mit einem Schwert an der Seite, und einem langen dicken spanischen Rohr mit goldenem Knopf in der Hand. Ihm zur Linken ging ein Negerknabe, welcher seinem Herrn von Zeit zu Zeit eine lange Pfeife reichte, aus der er einige feierliche Züge that und dann weiter schritt. Er blieb kerzengerade vor Wilm stehen, und ihm zu beiden Seiten stellten sich andere, minder prächtig gekleidete Männer, welche alle Pfeifen in den Händen hatten, die aber nicht so kostbar schienen, als die Pfeife, welche dem dicken Manne nachgetragen wurde. Hinter diesen traten andere Personen auf, worunter mehrere Frauenspersonen, von denen einige Kinder in den Armen oder an der Hand hatten, alle in kostbarer, aber fremdartiger Kleidung. Ein Haufen holländischer Matrosen schloß den Zug, deren jeder den Mund voll Tabak, und zwischen den Zähnen ein braunes Pfeifchen hatte, das sie in düsterer Stille rauchten.

Der Fiſcher blickte mit Grauſen auf dieſe ſonderbare Verſammlung; aber die Erwartung deſſen, das da kommen werde, hielt ſeinen Muth aufrecht. Lange ſtanden ſie ſo um ihn her, und der Rauch ihrer Pfeifen erhob ſich wie eine Wolke über ſie, zwiſchen welcher die Sterne hindurch blinkten. Der Kreis zog ſich immer enger um Wilm her, das Rauchen ward immer heftiger, und dicker die Wolke, die aus Mund und Pfeifen hervorſtieg. Falke war ein kühner, verwegener Mann; er hatte ſich auf Auſſerordentliches vorbereitet; aber als er dieſe unbegreifliche Menge immer näher auf ihn eindringen ſah, als wolle ſie ihn mit ihrer Maſſe erdrücken, da entſank ihm der Muth, dicker Schweiß trat ihm vor die Stirne, und er glaubte, vor Angſt vergehen zu müſſen. Aber man denke ſich erſt ſeinen Schrecken, als er von ungefähr die Augen wandte und dicht an ſeinem Kopf das gelbe Männchen ſteif und aufrecht ſitzen ſah, wie er es zum erſtenmal erblickt, nur daß es jetzt, als wie zum Spotte der ganzen Verſammlung, auch eine Pfeife im Munde hatte. In der Todesangſt, die ihn jetzt ergriff, rief er zu der Hauptperſon gewendet: „Im Namen deſſen, dem Ihr dienet, wer ſeyd Ihr? Und was verlangt Ihr von mir?“ Der große Mann rauchte drei Züge, feierlicher als je, gab dann die Pfeife ſeinem Diener und antwortete mit ſchreckhafter Kälte: „Ich bin Alfred Franz van der Swelder, Befehlshaber des Schiffes Carmilhan von Amſterdam, welches auf dem Heimwege von Batavia mit Mann und Maus an dieſer Felſenküſte zu Grunde ging; dies ſind meine Offiziere, dies meine Paſſagiere, und jenes meine braven Seeleute, welche alle mit mir ertranken. Warum haſt Du uns aus unſern tiefen Wohnungen im Meere hervorgerufen? Warum ſtörteſt Du unſere Ruhe?“

„Ich möchte wiſſen, wo die Schätze des Carmilhan liegen.“

„Am Boden des Meeres.“

„Wo?“

„In der Höhle von Steenfoll.“

„Wie ſoll ich ſie bekommen?“

„Eine Gans taucht in den Schlund nach einem Häring; ſind die Schätze des Carmilhan nicht eben ſo viel werth?“

„Wie viel davon werd' ich bekommen?“

„Mehr als Du je verzehren wirſt.“ Das gelbe Männchen grinzte, und die ganze Verſammlung lachte laut auf. „Biſt Du zu Ende?“ fragte der Hauptmann weiter.

„Ich bins. Gehab Dich wohl!“

„Leb' wohl, bis aufs Wiederſehen;“ erwiderte der Holländer und wandte ſich zum Gehen, die Muſikanten traten aufs neue an die Spitze, und der ganze Zug entfernte ſich in derſelben Ordnung, in welcher er gekommen war, und mit demſelben feierlichen Geſang, welcher mit der Entfernung immer leiſer und undeutlicher wurde, bis er ſich nach einiger Zeit gänzlich im Geräuſche der Brandung verlor. Jetzt ſtrengte Wilm ſeine letzten Kräfte an, ſich aus ſeinen Banden zu befreien, und es gelang ihm endlich, einen Arm los zu bekommen, womit er die ihn umwindenden Stricke löste und ſich endlich ganz aus der Haut wickelte. Ohne ſich umzuſehen, eilte er nach ſeiner Hütte und fand den armen Kaſpar Strumpf in ſtarrer Bewußtloſigkeit am Boden liegen. Mit Mühe brachte er ihn wieder zu ſich ſelbſt, und der gute Menſch weinte vor Freude, als er den verloren geglaubten Jugendfreund wieder vor ſich ſah. Aber dieſer beglückende Strahl verſchwand ſchnell wieder, als er

von dieſem vernahm, welch verzweifeltes Unternehmen er jetzt vorhatte.

„Ich wollte mich lieber in die Hölle ſtürzen, als dieſe nackten Wände und dieſes Elend länger anſehen. — Folge mir oder nicht, ich gehe.“ Mit dieſen Worten faßte Wilm eine Fackel, ein Feuerzeug und ein Seil und eilte davon. Kaſpar eilte ihm nach, ſo ſchnell ers vermochte, und fand ihn ſchon auf dem Felsſtück ſtehen, auf welchem er vormals gegen den Sturm Schutz gefunden, und bereit, ſich an dem Stricke in den brauſenden ſchwarzen Schlund hinabzulaſſen. Als er fand, daß alle ſeine Vorſtellungen nichts über den raſenden Menſchen vermochten, bereitete er ſich, ihm nachzuſteigen, aber Falke befahl ihm zu bleiben und den Strick zu halten. Mit furchtbarer Anſtrengung, wozu nur die blindeſte Habſucht den Muth und die Stärke geben konnte, kletterte Falke in die Höhle hinab und kam endlich auf ein vorſpringendes Felſenſtück zu ſtehen, unter welchem die Wogen ſchwarz und mit weißem Schaume bekräuſelt brauſend dahin eilten. Er blickte begierig umher und ſah endlich etwas gerade unter ihm im Waſſer ſchimmern. Er legte die Fackel nieder, ſtürzte ſich hinab und erfaßte etwas Schweres, das er auch heraufbrachte. Es war ein eiſernes Käſtchen voller Goldſtücke. Er verkündigte ſeinem Gefährten, was er gefunden, wollte aber durchaus nicht auf ſein Flehen hören, ſich damit zu begnügen und wieder heraufzuſteigen. Falke meinte, dies wäre nur die erſte Frucht ſeiner langen Bemühungen. Er ſtürzte ſich noch einmal hinab — es erſcholl ein lautes Gelächter aus dem Meere und Wilm Falke ward nie wieder geſehen. Kaſpar ging allein nach Hauſe, aber als ein anderer Menſch. Die ſeltſamen Erſchütterungen, die ſein ſchwacher Kopf und ſein empfindſames Herz erlitten, zerrütteten

ihm die Sinne. Er ließ alles um ſich her verfallen und wanderte Tag und Nacht gedankenlos vor ſich ſtarrend umher, von allen ſeinen vorigen Bekannten bedauert und vermieden. Ein Fiſcher will Wilm Falke in einer ſtürmiſchen Nacht mitten unter der Mannſchaft des Carmilhan am Ufer erkannt haben, und in derſelben Nacht verſchwand auch Kaſpar Strumpf.

Man ſuchte ihn allenthalben, allein nirgends hat man eine Spur von ihm finden können. Aber die Sage geht, daß er oft nebſt Falke mitten unter der Mannſchaft des Zauberſchiffes geſehen worden ſey, welches ſeitdem zu regelmäßigen Zeiten an der Höhle von Steenfoll erſchien.

„Mitternacht iſt längſt vorüber," ſagte der Student, als der junge Goldarbeiter ſeine Erzählung geendigt hatte, „jetzt hat es wohl keine Gefahr mehr, und ich für meinen Theil bin ſo ſchläfrig, daß ich allen rathen möchte, niederzuliegen und getroſt einzuſchlafen."

„Vor zwei Uhr Morgens möcht' ich doch nicht trauen," entgegnete der Jäger; „das Sprichwort ſagt: von eilf bis zwei Uhr iſt Diebes Zeit."

„Das glaube ich auch," bemerkte der Zirkelſchmid; „denn wenn man uns etwas anhaben will, iſt wohl keine Zeit gelegener, als die nach Mitternacht. Drum meine ich, der Studioſus könnte an ſeiner Erzählung fortfahren, die er noch nicht ganz vollendet hat."

„Ich ſträube mich nicht," ſagte dieſer, „obgleich unſer Nachbar, der Herr Jäger, den Anfang nicht gehört hat."

„Ich muß ihn mir hinzu denken, fanget nur an;" rief der Jäger.

„Nun denn," wollte eben der Student beginnen, als sie durch das Anschlagen eines Hundes unterbrochen wurden, alle hielten den Athem an und horchten; zugleich stürzte einer der Bedienten aus dem Zimmer der Gräfin und rief, daß wohl zehn bis zwölf bewaffnete Männer von der Seite her auf die Schenke zukommen.

Der Jäger griff nach seiner Büchse, der Student nach seiner Pistole, die Handwerksburschen nach ihren Stöcken, und der Fuhrmann zog ein langes Messer aus der Tasche. So standen sie und sahen rathlos einander an.

„Laßt uns an die Treppe gehen!" rief der Student, „zwei oder drei dieser Schurken sollen doch zuvor ihren Tod finden, ehe wir überwältigt werden." Zugleich gab er dem Zirkelschmid seine zweite Pistole und rieth, daß sie nur einer nach dem andern schießen wollten. Sie stellten sich an die Treppe; der Student und der Jäger nahmen gerade ihre ganze Breite ein; seitwärts neben dem Jäger stand der muthige Zirkelschmid und beugte sich über das Geländer, indem er die Mündung seiner Pistole auf die Mitte der Treppe hielt. Der Goldarbeiter und der Fuhrmann standen hinter ihnen, bereit, wenn es zu einem Kampf Mann gegen Mann kommen sollte, das ihrige zu thun. So standen sie einige Minuten in stiller Erwartung; endlich hörte man die Hausthüre aufgehen, sie glaubten auch das Flüstern mehrerer Stimmen zu vernehmen.

Jetzt hörte man Tritte vieler Menschen der Treppe nahen, man kam die Treppe herauf, und auf der ersten Hälfte zeigten sich drei Männer, die wohl nicht auf den Empfang gefaßt waren, der ihnen bereitet war. Denn als sie sich um die Pfeiler der Treppe wandten, schrie der Jäger mit starker Stimme: „Halt! Noch einen Schritt weiter,

und Ihr seyd des Todes. Spannet die Hahnen, Freunde, und gut gezielt!"

Die Räuber erschracken, zogen sich eilig zurück und beriethen sich mit den übrigen. Nach einer Weile kam einer davon zurück und sprach: „Ihr Herren! Es wäre Thorheit von Euch, umsonst Euer Leben aufopfern zu wollen, denn wir sind unserer genug, um Euch völlig aufzureiben; aber ziehet Euch zurück, es soll keinem das geringste zu Leide geschehen; wir wollen keines Groschen Werth von Euch nehmen."

„Was wollt Ihr denn sonst?" rief der Student. „Meint Ihr, wir werden solchem Gesindel trauen? Nimmermehr! Wollt Ihr etwas holen, in Gottes Namen so kommet, aber den ersten, der sich um die Ecke wagt, brenne ich auf die Stirne, daß er auf ewig keine Kopfschmerzen mehr haben soll!"

„Gebt uns die Dame heraus, gutwillig;" antwortete der Räuber. „Es soll ihr nichts geschehen, wir wollen sie an einen sichern und bequemen Ort führen, ihre Leute können zurückreiten und den Herrn Grafen bitten, er möge sie mit zwanzigtausend Gulden auslösen."

„Solche Vorschläge sollen wir uns machen lassen?" entgegnete der Jäger knirschend vor Wuth und spannte den Hahn. „Ich zähle drei, und wenn Du da unten nicht bei drei hinweg bist, so drücke ich los, eins, zwei —"

„Halt!" schrie der Räuber mit donnernder Stimme. „Ist das Sitte, auf einen wehrlosen Mann zu schießen, der mit Euch friedlich unterhandelt? Thörichter Bursche, Du kannst mich todt schießen, und dann hast Du erst keine große Heldenthat gethan; aber hier stehen zwanzig meiner Kameraden, die mich rächen werden. Was nützt es dann

Deiner Frau Gräfin, wenn Ihr todt oder verſtümmelt auf der Flur lieget? Glaube mir, wenn ſie freiwillig mitgeht, ſoll ſie mit Achtung behandelt werden, aber wenn Du, bis ich drei zähle, nicht den Hahn in Ruhe ſetzeſt, ſo ſoll es ihr übel ergehen. Hahn in Ruh', eins, zwei, drei!"

„Mit dieſen Hunden iſt nicht zu ſpaßen," flüſterte der Jäger, indem er den Befehl des Räubers befolgte; „wahrhaftig an meinem Leben liegt nichts, aber wenn ich einen niederſchieße, könnten ſie meine Dame um ſo härter behandeln. Ich will die Gräfin um Rath fragen. Gebt uns," fuhr er mit lauter Stimme fort, „gebt uns eine halbe Stunde Waffenſtillſtand, um die Gräfin vorzubereiten, ſie würde, wenn ſie es ſo plötzlich erfährt, den Tod davon haben."

„Zugeſtanden," antwortete der Räuber und ließ zugleich den Ausgang der Treppe mit ſechs Mann beſetzen.

Beſtürzt und verwirrt folgten die unglücklichen Reiſenden dem Jäger in das Zimmer der Gräfin; es lag dieſes ſo nahe, und ſo laut hatte man verhandelt, daß ihr kein Wort entgangen war. Sie war bleich und zitterte heftig, aber dennoch ſchien ſie feſt entſchloſſen, ſich in ihr Schickſal zu ergeben: „Warum ſoll ich nutzlos das Leben ſo vieler braver Leute aufs Spiel ſetzen?" ſagte ſie. „Warum Euch zu einer vergeblichen Vertheidigung auffordern, Euch, die Ihr mich gar nicht kennet? Nein, ich ſehe, daß keine andere Rettung iſt, als den Elenden zu folgen."

Man war allgemein von dem Muth und dem Unglück der Dame ergriffen; der Jäger weinte und ſchwur, daß er dieſe Schmach nicht überleben könne. Der Student aber ſchmähte auf ſich und ſeine Größe von ſechs Fuß. „Wäre ich nur um einen halben Kopf kleiner," rief er, „und hätte ich keinen Bart, ſo wüßte ich wohl, was ich zu thun hätte,

ich ließe mir von der Frau Gräfin Kleider geben, und dieſe Elenden ſollten ſpät genug erfahren, welchen Mißgriff ſie gethan.“

Auch auf Felix hatte das Unglück dieſer Frau großen Eindruck gemacht. Ihr ganzes Weſen kam ihm ſo rührend und bekannt vor, es war ihm, als ſey es ſeine frühe verſtorbene Mutter, die ſich in dieſer ſchrecklichen Lage befände. Er fühlte ſich ſo gehoben, ſo muthig, daß er gerne ſein Leben für das ihrige gegeben hätte. Doch als der Student jene Worte ſprach, da blitzte auf einmal ein Gedanke in ſeiner Seele auf; er vergaß alle Angſt, alle Rückſichten, und er dachte nur an die Rettung dieſer Frau. „Iſt es nur dies,“ ſprach er, indem er ſchüchtern und erröthend hervortrat, „gehört nur ein kleiner Körper, ein bartloſes Kinn und ein muthiges Herz dazu, die gnädige Frau zu retten, ſo bin ich vielleicht auch nicht zu ſchlecht dazu; ziehet in Gottes Namen meinen Rock an, ſetzet meinen Hut auf Euer ſchönes Haar, und nehmet meinen Bündel auf den Rücken und — ziehet als Felix, der Goldarbeiter, Eure Straße.“

Alle waren erſtaunt über den Muth des Jünglings, der Jäger aber fiel ihm freudig um den Hals. „Goldjunge,“ rief er, „das wollteſt Du thun? Wollteſt Dich in meiner gnädigen Frau Kleider ſtecken laſſen und ſie retten? Das hat Dir Gott eingegeben; aber allein ſollſt Du nicht gehen, ich will mich mit gefangen geben, will bei Dir bleiben an Deiner Seite, als Dein beſter Freund, und ſo lange ich lebe, ſollen ſie Dir nichts anhaben dürfen.“ „Auch ich ziehe mit Dir, ſo wahr ich lebe!“ rief der Student.

Es koſtete lange Ueberredung, um die Gräfin zu dieſem Vorſchlag zu überreden. Sie konnte den Gedanken nicht

ertragen, daß ein fremder Menſch für ſie ſich aufopfern ſollte; ſie dachte ſich im Fall einer ſpätern Entdeckung die Rache der Räuber, die ganz auf den Unglücklichen fallen würde, ſchrecklich. Aber endlich ſiegten theils die Bitten des jungen Menſchen, theils die Ueberzeugung, im Fall ſie gerettet würde, alles aufbieten zu können, um ihren Retter wieder zu befreien. Sie willigte ein. Der Jäger und die übrigen Reiſenden begleiteten Felix in das Zimmer des Studenten, wo er ſich ſchnell einige Kleider der Gräfin überwarf. Der Jäger ſetzte ihm noch zum Ueberfluß einige falſche Haarlocken der Kammerfrau und einen Damenhut auf, und alle verſicherten, daß man ihn nicht erkennen würde. Selbſt der Zirkelſchmid ſchwur, daß, wenn er ihm auf der Straße begegnete, würde er flink den Hut abziehen und nicht ahnen, daß er vor ſeinem muthigen Kameraden ſein Compliment mache.

Die Gräfin hatte ſich indeſſen mit Hülfe ihrer Kammerfrau aus dem Ränzchen des jungen Goldarbeiters mit Kleidern verſehen. Der Hut, tief in die Stirn gedrückt, der Reiſeſtock in der Hand, das etwas leichter gewordene Bündel auf dem Rücken machten ſie völlig unkenntlich, und die Reiſenden würden zu jeder andern Zeit über dieſe komiſche Maskerade nicht wenig gelacht haben. Der neue Handwerksburſche dankte Felix mit Thränen und verſprach die ſchleunigſte Hülfe.

„Nur noch eine Bitte habe ich,“ antwortete Felix, „in dieſem Ränzchen, das Sie auf dem Rücken tragen, befindet ſich eine kleine Schachtel; verwahren Sie dieſe ſorgfältig, wenn ſie verloren ginge, wäre ich auf immer und ewig unglücklich; ich muß ſie meiner Pflegmutter bringen und —“

„Gottfried, der Jäger, weiß mein Schloß," entgegnete ſie, „es ſoll Euch alles unbeſchädigt wieder zurückgeſtellt werden; denn ich hoffe, Ihr kommet dann ſelbſt, edler junger Mann, um den Dank meines Gatten und den meinigen zu empfangen."

Ehe noch Felix darauf antworten konnte, ertönten von der Treppe her die rauhen Stimmen der Räuber; ſie riefen, die Friſt ſey verfloſſen und alles zur Abfahrt der Gräfin bereit. Der Jäger ging zu ihnen hinab und erklärte ihnen, daß er die Dame nicht verlaſſen werde und lieber mit ihnen gehe, wohin es auch ſey, ehe er ohne ſeine Gebieterin vor ſeinem Herrn erſchiene. Auch der Student erklärte, dieſe Dame begleiten zu wollen. Sie berathſchlagten ſich über dieſen Fall und geſtanden es endlich zu, unter der Bedingung, daß der Jäger ſogleich ſeine Waffen abgebe. Zugleich befahlen ſie, daß die übrigen Reiſenden ſich ruhig verhalten ſollten, wenn die Gräfin hinweg geführt werde.

Felix ließ den Schleier nieder, der über ſeinen Hut gebreitet war, ſetzte ſich in eine Ecke, die Stirne in die Hand geſtützt, und in dieſer Stellung eines tief Betrübten erwartete er die Räuber. Die Reiſenden hatten ſich in das andere Zimmer zurückgezogen, doch ſo, daß ſie, was vorging, überſchauen konnten; der Jäger ſaß anſcheinend traurig, aber auf alles lauernd in der andern Ecke des Zimmers, das die Gräfin bewohnt hatte. Nachdem ſie einige Minuten ſo geſeſſen, ging die Thüre auf, und ein ſchöner, ſtattlich gekleideter Mann von etwa ſechsunddreißig Jahren trat in das Zimmer. Er trug eine Art von militäriſcher Uniform, einen Orden auf der Bruſt, einen langen Säbel an der Seite, und in der Hand hielt er einen Hut, von welchem

ſchöne Federn herabwallten. Zwei ſeiner Leute hatten gleich nach ſeinem Eintritt die Thüre beſetzt.

Er ging mit einer tiefen Verbeugung auf Felix zu; er ſchien vor einer Dame dieſes Ranges etwas in Verlegenheit zu ſeyn, er ſetzte mehreremal an, bis es ihm gelang, geordnet zu ſprechen. „Gnädige Frau," ſagte er, „es gibt Fälle, worein man ſich in Geduld ſchicken muß. Ein ſolcher iſt der Ihrige. Glauben Sie nicht, daß ich den Reſpekt vor einer ſo ausgezeichneten Dame auch nur auf einen Augenblick aus den Augen ſetzen werde; Sie werden alle Bequemlichkeit haben, Sie werden über nichts klagen können, als vielleicht über den Schrecken, den Sie dieſen Abend gehabt." Hier hielt er inne, als erwartete er eine Antwort; als aber Felix beharrlich ſchwieg, fuhr er fort: „Sehen Sie in mir keinen gemeinen Dieb, keinen Kehlenabſchneider. Ich bin ein unglücklicher Mann, den widrige Verhältniſſe zu dieſem Leben zwangen. Wir wollen uns auf immer aus dieſer Gegend entfernen; aber wir brauchen Reiſegeld. Es wäre uns ein Leichtes geweſen, Kaufleute oder Poſtwagen zu überfallen, aber dann hätten wir vielleicht mehrere Leute auf immer ins Unglück geſtürzt. Der Herr Graf, Ihr Gemahl, hat vor ſechs Wochen eine Erbſchaft von fünfmalhunderttauſend Thalern gemacht. Wir erbitten uns zwanzigtauſend Gulden von dieſem Ueberfluß, gewiß eine gerechte und beſcheidene Forderung. Sie werden daher die Gnade haben, jetzt ſogleich einen offenen Brief an Ihren Gemahl zu ſchreiben, worin Sie ihm melden, daß wir Sie zurückgehalten, daß er die Zahlung ſo bald als möglich leiſten möge, widrigenfalls — Sie verſtehen mich, wir müßten dann etwas härter mit Ihnen ſelbſt verfahren. Die Zahlung wird nicht angenommen, wenn ſie nicht unter dem Siegel der ſtrengſten

Verſchwiegenheit von einem einzelnen Mann hierher gebracht wird.“

Dieſe Scene wurde mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit von allen Gäſten der Waldſchenke, am ängſtlichſten wohl von der Gräfin beobachtet. Sie glaubte jeden Augenblick, der Jüngling, der ſich für ſie geopfert, könnte ſich verrathen. Sie war feſt entſchloſſen, ihn um einen großen Preis loszukaufen; aber eben ſo feſt ſtand ihr Gedanke, um keinen Preis der Welt auch nur einen Schritt weit mit den Räubern zu gehen. Sie hatte in der Rocktaſche des Goldarbeiters ein Meſſer gefunden. Sie hielt es geöffnet krampfhaft in der Hand, bereit, ſich lieber zu tödten, als eine ſolche Schmach zu erdulden. Jedoch nicht minder ängſtlich war Felix ſelbſt. Zwar ſtärkte und tröſtete ihn der Gedanke, daß es eine männliche und würdige That ſey, einer bedrängten, hülfloſen Frau auf dieſe Weiſe beizuſtehen; aber er fürchtete, ſich durch jede Bewegung, durch ſeine Stimme zu verrathen. Seine Angſt ſteigerte ſich, als der Räuber von einem Briefe ſprach, den er ſchreiben ſollte.

Wie ſollte er ſchreiben? Welche Titel dem Grafen geben, welche Form dem Briefe, ohne ſich zu verrathen?

Seine Angſt ſtieg aber aufs höchſte, als der Anführer der Räuber Papier und Feder vor ihn hinlegte, ihn bat, den Schleier zurückzuſchlagen und zu ſchreiben.

Felix wußte nicht, wie hübſch ihm die Tracht paßte, in welche er gekleidet war; hätte er es gewußt, er würde ſich vor einer Entdeckung nicht im mindeſten gefürchtet haben. Denn als er endlich nothgedrungen den Schleier zurückſchlug, ſchien der Herr in Uniform, betroffen von der Schönheit der Dame und ihren etwas männlichen, muthigen Zügen, ſie nur noch ehrfurchtsvoller zu betrachten. Dem klaren

Blicke des jungen Goldſchmids entging dies nicht; getroſt, daß wenigſtens in dieſem gefährlichen Augenblick keine Entdeckung zu fürchten ſey, ergriff er die Feder und ſchrieb an ſeinen vermeintlichen Gemahl, nach einer Form, wie er ſie einſt in einem alten Buche geleſen; er ſchrieb:

„Mein Herr und Gemahl!

„Ich unglückliche Frau bin auf meiner Reiſe mitten in der Nacht plötzlich angehalten worden, und zwar von Leuten, welchen ich keine gute Abſicht zutrauen kann. Sie werden mich ſo lange zurückhalten, bis Sie, Herr Graf, die Summe von 20,000 Gulden für mich niedergelegt haben.

„Die Bedingung iſt dabei, daß Sie nicht im mindeſten über die Sache ſich bei der Obrigkeit beſchweren, noch ihre Hülfe nachſuchen, daß Sie das Geld durch einen einzelnen Mann in die Waldſchenke im Speſſart ſchicken; widrigenfalls iſt mir mit längerer und harter Gefangenſchaft gedroht.

„Es fleht ſie um ſchleunige Hülfe an

Ihre unglückliche
„Gemahlin.“

Er reichte den merkwürdigen Brief dem Anführer der Räuber, der ihn durchlas und billigte. „Es kömmt nun ganz auf Ihre Beſtimmung an,“ fuhr er fort, ob Sie Ihre Kammerfrau oder ihren Jäger zur Begleitung wählen werden. Die eine dieſer Perſonen werde ich mit dem Briefe an Ihren Herrn Gemahl zurückſchicken.

„Der Jäger und dieſer Herr hier werden mich begleiten, antwortete Felix.

„Gut,“ entgegnete jener, indem er an die Thüre ging und die Kammerfrau herbeirief, „ſo unterrichten Sie dieſe Frau, was ſie zu thun habe.“

Die Kammerfrau erſchien mit Zittern und Beben. Auch Felix erblaßte, wenn er bedachte, wie leicht er ſich auch jetzt wieder verrathen könnte. Doch ein unbegreiflicher Muth, der ihn in jenen gefährlichen Augenblicken ſtärkte, gab ihm auch jetzt wieder ſeine Reden ein. „Ich habe Dir nichts weiter aufzutragen," ſprach er, als daß Du den Grafen bitteſt, mich ſo bald als möglich aus dieſer unglücklichen Lage zu reißen." —

„Und," fuhr der Räuber fort, „daß Sie dem Herrn Grafen aufs genaueſte und ausdrücklichſte empfehlen, daß er alles verſchweige und nichts gegen uns unternehme, bis ſeine Gemahlin in ſeinen Händen iſt. Unſere Kundſchafter würden uns bald genug davon unterrichten, und ich möchte dann für nichts ſtehen."

Die zitternde Kammerfrau verſprach alles. Es wurde ihr noch befohlen, einige Kleidungsſtücke und Leinenzeug für die Frau Gräfin in einen Bündel zu packen, weil man ſich nicht mit vielem Gepäcke beladen könne, und als dies geſchehen war, forderte der Anführer der Räuber die Dame mit einer Verbeugung auf, ihm zu folgen. Felix ſtand auf, der Jäger und der Student folgten ihm, und alle drei ſtiegen begleitet von dem Anführer der Räuber die Treppe hinab.

Vor der Waldſchenke ſtanden viele Pferde; eines wurde dem Jäger angewieſen, ein anderes, ein ſchönes, kleines Thier mit einem Damenſattel verſehen, ſtand für die Gräfin bereit, ein drittes gab man dem Studenten. Der Hauptmann hob den jungen Goldſchmid in den Sattel, ſchnallte ihn feſt, und beſtieg dann ſelbſt ſein Roß. Er ſtellte ſich zur Rechten der Dame auf, zur Linken hielt einer der Räuber; auf gleiche Weiſe waren auch der Jäger und der Student umgeben. Nachdem ſich auch die übrige Bande zu

Pferd geſetzt hatte, gab der Anführer mit einer helltönenden Pfeife das Zeichen zum Aufbruch, und bald war die ganze Schaar im Walde verſchwunden.

Die Geſellſchaft, die im obern Zimmer verſammelt war, erholte ſich nach dieſem Auftritt allmählig von ihrem Schrecken. Sie wären, wie es nach großem Unglück oder plötzlicher Gefahr zu geſchehen pflegt, vielleicht ſogar heiter geweſen, hätte ſie nicht der Gedanke an ihre drei Gefährten beſchäftigt, die man vor ihren Augen hinweggeführt hatte. Sie brachen in Bewunderung des jungen Goldſchmids aus, und die Gräfin vergoß Thränen der Rührung, wenn ſie bedachte, daß ſie einem Menſchen ſo unendlich viel zu verdanken habe, dem ſie nie zuvor Gutes gethan, den ſie nicht einmal kannte. Ein Troſt war es für alle, daß der heldenmüthige Jäger und der wackere Student ihn begleitet hatten, konnten ſie ihn doch tröſten, wenn ſich der junge Mann unglücklich fühlte, ja der Gedanke lag nicht gar zu ferne, daß der verſchlagene Waidmann vielleicht Mittel zu ihrer Flucht finden könnte. Sie beriethen ſich noch mit einander, was zu thun ſey. Die Gräfin beſchloß, da ja ſie kein Schwur gegen den Räuber binde, ſogleich zu ihrem Gemahl zurückzureiſen und alles aufzubieten, den Aufenthalt der Gefangenen zu entdecken, ſie zu befreien; der Fuhrmann verſprach, nach Aſchaffenburg zu reiten und die Gerichte zu Verfolgung der Räuber aufzurufen. Der Zirkelſchmid aber wollte ſeine Reiſe fortſetzen.

Die Reiſenden wurden in dieſer Nacht nicht mehr beunruhigt; Todtenſtille herrſchte in der Waldſchenke, die noch vor kurzem der Schauplatz ſo ſchrecklicher Scenen geweſen war. Als aber am Morgen die Bedienten der Gräfin zu dem Wirth hinabgingen, um alles zur Abfahrt fertig zu machen, kehrten

ſie ſchnell zurück und berichteten, daß ſie die Wirthin und ihr Geſinde in einem elenden Zuſtande gefunden hätten. Sie liegen gebunden in der Schenke und flehen um Beiſtand.

Die Reiſenden ſahen ſich bei dieſer Nachricht erſtaunt an. „Wie?“ rief der Zirkelſchmid. „So ſollten dieſe Leute dennoch unſchuldig ſeyn? So hätten wir ihnen Unrecht gethan, und ſie ſtanden nicht im Einverſtändniß mit den Räubern?“

„Ich laſſe mich aufhängen ſtatt ihrer,“ erwiderte der Fuhrmann, „wenn wir nicht dennoch Recht hatten. Dies alles iſt nur Betrug, um nicht überwieſen werden zu können. Erinnert Ihr Euch nicht der verdächtigen Mienen dieſer Wirthſchaft? Erinnert Ihr Euch nicht, wie ich hinabgehen wollte, wie mich der abgerichtete Hund nicht losließ, wie die Wirthin und der Hausknecht ſogleich erſchienen und mürriſch fragten, was ich denn noch zu thun hätte? Doch ſie ſind unſer, wenigſtens der Frau Gräfin, Glück. Hätte es in der Schenke weniger verdächtig ausgeſehen, hätte uns die Wirthin nicht ſo mißtrauiſch gemacht, wir wären nicht zuſammen geſtanden, wären nicht wach geblieben. Die Räuber hätten uns überfallen im Schlafe, hätten zum wenigſten unſere Thüre bewacht, und dieſe Verwechslung des braven jungen Burſchen wäre nimmer möglich geworden.“

Sie ſtimmten mit der Meinung des Fuhrmanns alle überein und beſchloſſen auch die Wirthin und ihr Geſinde bei der Obrigkeit anzugeben. Doch um ſie deſto ſicherer zu machen, wollten ſie ſich jetzt nichts merken laſſen. Die Bedienten und der Fuhrmann gingen daher hinab in das Schenkzimmer, lösten die Bande der Diebeshehler auf und bezeugten ſich ſo mitleidig und bedauernd als möglich. Um ihre Gäſte noch mehr zu verſöhnen, machte die Wirthin nur eine kleine

Rechnung für jeden, und lud sie ein, recht bald wieder zu kommen.

Der Fuhrmann zahlte seine Zeche, nahm von seinen Leidensgenossen Abschied und fuhr seine Straße. Nach diesen machten sich die beiden Handwerksbursche auf den Weg. So leicht der Bündel des Goldschmids war, so drückte er doch die zarte Dame nicht wenig. Aber noch viel schwerer wurde ihr ums Herz, als unter der Hausthüre die Wirthin ihre verbrecherische Hand hinstreckte, um Abschied zu nehmen. „Ei, was seid ihr doch für ein junges Blut," rief sie beim Anblick des zarten Jungen, „noch so jung und schon in die Welt hinaus! Ihr seid gewiß ein verdorbenes Kräutlein, das der Meister aus der Werkstatt jagte. Nun, was geht es mich an, schenket mir die Ehre bei der Heimkehr, glückliche Reise!"

Die Gräfin wagte vor Angst und Beben nicht zu antworten, sie fürchtete, sich durch ihre zarte Stimme zu verrathen. Der Zirkelschmid merkte es, nahm seinen Gefährten unter den Arm, sagte der Wirthin Ade und stimmte ein lustiges Lied an, während er dem Wald zuschritt.

„Jetzt erst bin ich in Sicherheit!" rief die Gräfin, als sie etwa hundert Schritte entfernt waren. „Noch immer glaubte ich, die Frau werde mich erkennen und durch ihre Knechte festnehmen. O, wie will ich Euch allen danken! Kommet auch Ihr auf mein Schloß, Ihr müßt doch Euren Reisegenossen bei mir wieder abholen."

Der Zirkelschmid sagte zu, und während sie noch sprachen, kam der Wagen der Gräfin ihnen nachgefahren; schnell wurde die Thüre geöffnet, die Dame schlüpfte hinein, grüßte den jungen Handwerksburschen noch einmal, und der Wagen fuhr weiter.

Um dieſelbe Zeit hatten die Räuber und ihre Gefangenen den Lagerplatz der Bande erreicht. Sie waren durch eine ungebahnte Waldſtraße im ſchnellſten Trab weggeritten; mit ihren Gefangenen wechſelten ſie kein Wort, auch unter ſich flüſterten ſie nur zuweilen, wenn die Richtung des Weges ſich veränderte. Vor einer tiefen Waldſchlucht machte man endlich Halt. Die Räuber ſaßen ab, und ihr Anführer hob den Goldarbeiter vom Pferd, indem er ſich über den harten und eiligen Ritt entſchuldigte, und fragte, ob doch die gnädige Frau nicht gar zu ſehr angegriffen ſey.

Felix antwortete ihm ſo zierlich als möglich, daß er ſich nach Ruhe ſehne, und der Hauptmann bot ihm den Arm, ihn in die Schlucht zu führen. — Es ging einen ſteilen Abhang hinab; der Fußpfad, welcher hinunterführte, war ſo ſchmal und abſchüſſig, daß der Anführer oft ſeine Dame unterſtützen mußte, um ſie vor der Gefahr, hinabzuſtürzen, zu bewahren. Endlich langte man unten an. Felix ſah vor ſich beim matten Schein des anbrechenden Morgens ein enges, kleines Thal von höchſtens hundert Schritten im Umfang, das tief in einem Keſſel hoch hinanſtrebender Felſen lag. Etwa ſechs bis acht kleine Hütten waren in dieſer Schlucht aus Brettern und abgehauenen Bäumen aufgebaut. Einige ſchmutzige Weiber ſchauten neugierig aus dieſen Höhlen hervor, und ein Rudel von zwölf großen Hunden und ihren unzähligen Jungen umſprang heulend und bellend die Angekommenen. Der Hauptmann führte die vermeintliche Gräfin in die beſte dieſer Hütten und ſagte ihr, dieſe ſey ausſchließlich zu ihrem Gebrauch beſtimmt; auch erlaubte er auf Felix Verlangen, daß der Jäger und der Student zu ihm gelaſſen wurden.

Die Hütte war mit Rehfellen und Matten ausgelegt, die zugleich zum Fußboden und Sitze dienen mußten. Einige Krüge und Schüsseln aus Holz geschnitzt, eine alte Jagdflinte, und in der hintersten Ecke ein Lager, aus ein Paar Brettern gezimmert und mit wollenen Decken bekleidet, welchem man den Namen eines Bettes nicht geben konnte, waren die einzigen Geräthe dieses gräflichen Palastes. Jetzt erst, allein gelassen in dieser elenden Hütte, hatten die drei Gefangenen Zeit, über ihre sonderbare Lage nachzudenken. Felix, der zwar seine edelmüthige Handlung keinen Augenblick bereute, aber doch für seine Zukunft im Fall einer Entdeckung bange war, wollte sich in lauten Klagen Luft machen; der Jäger aber rückte ihm schnell näher und flüsterte ihm zu: „Sey um Gottes willen stille, lieber Junge; glaubst Du denn nicht, daß man uns behorcht?“ — „Aus jedem Wort, aus dem Ton Deiner Sprache könnten sie Verdacht schöpfen,“ setzte der Student hinzu. Dem armen Felix blieb nichts übrig, als stille zu weinen.

„Glaubt mir, Herr Jäger,“ sagte er, „ich weine nicht aus Angst vor diesen Räubern, oder aus Furcht vor dieser elenden Hütte, nein, es ist ein ganz anderer Kummer, der mich drückt! Wie leicht kann die Gräfin vergessen, was ich ihr schnell noch sagte, und dann hält man mich für einen Dieb, und ich bin elend auf immer!“

„Aber was ist es denn, was Dich so ängstigt?“ fragte der Jäger, verwundert über das Benehmen des jungen Menschen, der sich bisher so muthig und stark betragen hatte.

„Höret zu, und Ihr werdet mir Recht geben,“ antwortete Felix. „Mein Vater war ein geschickter Goldarbeiter in Nürnberg, und meine Mutter hatte früher bei einer vornehmen Frau gedient als Kammerfrau, und als sie meinen

Vater heirathete, wurde ſie von der Gräfin, welcher ſie gedient hatte, trefflich ausgeſtattet. Dieſe blieb meinen Eltern immer gewogen, und als ich auf die Welt kam, wurde ſie meine Pathe und beſchenkte mich reichlich. Aber als meine Eltern bald nach einander an einer Seuche ſtarben, und ich ganz allein und verlaſſen in der Welt ſtand und ins Waiſenhaus gebracht werden ſollte, da vernahm die Frau Pathe unſer Unglück, nahm ſich meiner an und gab mich in ein Erziehungshaus; und als ich alt genug war, ſchrieb ſie mir, ob ich nicht des Vaters Gewerbe lernen wollte. Ich war froh darüber und ſagte zu, und ſo gab ſie mich einem Meiſter in Würzburg in die Lehre. Ich hatte Geſchick zur Arbeit und brachte es bald ſo weit, daß mir der Lehrbrief ausgeſtellt wurde und ich auf die Wanderſchaft mich rüſten konnte. Dies ſchrieb ich der Frau Pathe, und flugs antwortete ſie, daß ſie das Geld zur Wanderſchaft gebe. Dabei ſchickte ſie prachtvolle Steine mit und verlangte, ich ſolle ſie faſſen zu einem ſchönen Geſchmeide, ich ſolle dann ſolches als Probe meiner Geſchicklichkeit ſelbſt überbringen und das Reiſegeld in Empfang nehmen. Meine Frau Pathe habe ich in meinem Leben nicht geſehen, und Ihr könnet denken, wie ich mich auf ſie freute. Tag und Nacht arbeitete ich an dem Schmuck, er wurde ſo ſchön und zierlich, daß ſelbſt der Meiſter darüber erſtaunte. Als er fertig war, packte ich alles ſorgfältig auf den Boden meines Ränzels, nahm Abſchied vom Meiſter und wanderte meine Straße nach dem Schloſſe der Frau Pathe. Da kamen," fuhr er in Thränen ausbrechend fort, „dieſe ſchändlichen Menſchen und zerſtörten all meine Hoffnung. Denn wenn Eure Frau Gräfin den Schmuck verliert oder vergißt, was ich ihr ſagte, und das ſchlechte Ränzchen wegwirft, wie ſoll

ich dann vor meine gnädige Frau Pathe treten? Womit soll ich mich ausweisen? Woher die Steine ersetzen? Und das Reisegeld ist dann auch verloren, und ich erscheine als ein undankbarer Mensch, der anvertrautes Gut so leichtsinnig weggegeben. Und am Ende — wird man mir glauben, wenn ich den wunderbaren Vorfall erzähle?"

„Ueber das letztere seyd getrost!" erwiderte der Jäger. „Ich glaube nicht, daß bei der Gräfin Euer Schmuck verloren gehen kann; und wenn auch, so wird sie sicherlich ihn ihrem Retter wiedererstatten und ein Zeugniß über diese Vorfälle ausstellen. — Wir verlassen Euch jetzt auf einige Stunden, denn wahrhaftig wir brauchen Schlaf, und nach den Anstrengungen dieser Nacht werdet Ihr ihn auch nöthig haben. Nachher laßt uns im Gespräch unser Unglück auf Augenblicke vergessen, oder besser noch, auf unsre Flucht denken."

Sie gingen; Felix blieb allein zurück und versuchte dem Rath des Jägers zu folgen.

Als nach einigen Stunden der Jäger mit dem Studenten zurück kam, fand er seinen jungen Freund gestärkter und munterer, als zuvor. Er erzählte dem Goldschmid, daß ihm der Hauptmann alle Sorgfalt für die Dame empfohlen habe, und in wenigen Minuten werde eins der Weiber, die sie unter den Hütten gesehen hatten, der gnädigen Gräfin Kaffee bringen und ihre Dienste zur Aufwartung anbieten. Sie beschlossen, um ungestört zu seyn, diese Gefälligkeit nicht anzunehmen, und als das alte, häßliche Zigeunerweib kam, das Frühstück vorsetzte und mit grinzender Freundlichkeit fragte, ob sie nicht sonst noch zu Diensten seyn könnte, winkte ihr Felix zu gehen, und als sie noch

zauderte, ſcheuchte ſie der Jäger aus der Hütte. Der Stu=dent erzählte dann weiter, was ſie ſonſt noch von dem Lager der Räuber geſehen. „Die Hütte, die Ihr bewohnt, ſchönſte Frau Gräfin,“ ſprach er, „ſcheint urſprünglich für den Hauptmann beſtimmt. Sie iſt nicht ſo geräumig, aber ſchöner als die übrigen. Außer dieſer ſind noch ſechs an=dere da, in welchen die Weiber und Kinder wohnen, denn von den Räubern ſind ſelten mehr als ſechs zu Hauſe. Einer ſteht nicht weit von dieſe Hütte Wache, der andere unten am Weg in der Höhe, und ein dritter hat den Lauerpoſten oben am Eingang in die Schlucht. Von zwei Stunden zu zwei Stunden werden ſie von den drei übrigen abgelöst. Jeder hat überdies zwei große Hunde neben ſich liegen, und ſie alle ſind ſo wachſam, daß man keinen Fuß aus der Hütte ſetzen kann, ohne daß ſie anſchlagen. Ich habe keine Hoff=nung, daß wir uns durchſtehlen können.“

„Machet mich nicht traurig, ich bin nach dem Schlum=mer muthiger geworden,“ entgegnete Felix; „gebet nicht alle Hoffnung auf, und fürchtet Ihr Verrath, ſo laſſet uns lieber jetzt von etwas Anderem reden und nicht lange vor=aus ſchon kummervoll ſeyn. Herr Student, in der Schenke habt Ihr angefangen, etwas zu erzählen, fahrt jetzt fort, denn wir haben Zeit zum Plaudern.“

„Kann ich mich doch kaum erinnern, was es war,“ antwortete der junge Mann.

„Ihr erzähltet die Sage von dem kalten Herzen, und ſeyd ſtehen geblieben, wie der Wirth und der andere Spieler den Kohlenpeter aus der Thüre warfen.“

„Gut, jetzt entſinne ich mich wieder,“ entgegnete er, „nun, wenn Ihr weiter hören wollet, will ich fortfahren.“

Das kalte Herz.

Zweite Abtheilung.

Als Peter am Montag Morgen in seine Glashütte ging, da waren nicht nur seine Arbeiter da, sondern auch andere Leute, die man nicht gerne sieht, nämlich der Amtmann und drei Gerichtsdiener. Der Amtmann wünschte Petern einen guten Morgen, fragte, wie er geschlafen, und zog dann ein langes Register heraus, und darauf waren Peters Gläubiger verzeichnet. „Könnt Ihr zahlen oder nicht?“ fragte der Amtmann mit strengem Blick. „Und macht es nur kurz, denn ich habe nicht viel Zeit zu versäumen, und in den Thurm ist es drei gute Stunden.“ Da verzagte Peter, gestand, daß er nichts mehr habe, und überließ es dem Amtmann, Haus und Hof, Hütte und Stall, Wagen und Pferde zu schätzen; und als die Gerichtsdiener und der Amtmann umhergingen und prüften und schätzten, dachte er, bis zum Tannenbühl ists nicht weit, hat mir der Kleine nicht geholfen, so will ich es einmal mit dem Großen versuchen. Er lief dem Tannenbühl zu, so schnell, als ob die Gerichtsdiener ihm auf den Fersen wären; es war ihm, als er an dem Platz vorbei rannte, wo er das Glasmännlein zuerst gesprochen, als halte ihn eine unsichtbare Hand auf, aber er riß sich los und lief weiter, bis an die Grenze, die er sich früher wohl gemerkt hatte, und kaum hatte er, beinahe athemlos, „Holländer Michel! Herr Holländer Michel!“ gerufen, als auch schon der riesengroße Flözer mit seiner Stange vor ihm stand.

„Kommst Du?“ sprach dieser lachend. „Haben sie Dir die Haut abziehen und Deinen Gläubigern verkaufen wollen? Nu, sey ruhig; Dein ganzer Jammer kommt, wie

gesagt, von dem kleinen Glasmännlein, von dem Separatisten und Frömmler her. Wenn man schenkt, muß man gleich recht schenken, und nicht wie dieser Knauser. Doch komm," fuhr er fort und wandte sich gegen den Wald, „folge mir in mein Haus, dort wollen wir sehen, ob wir Handels einig werden."

„Handels einig?" dachte Peter. „Was kann er denn von mir verlangen, was kann ich an ihn verhandeln? Soll ich ihm etwa dienen, oder was will er?" Sie gingen zuerst über einen steilen Waldsteig hinan und standen dann mit einemmal an einer dunkeln, tiefen, abschüssigen Schlucht; Holländer Michel sprang den Felsen hinab, wie wenn es eine sanfte Marmortreppe wäre; aber bald wäre Peter in Ohnmacht gesunken, denn als jener unten angekommen war, machte er sich so groß wie ein Kirchthurm und reichte ihm einen Arm, so lange als ein Weberbaum, und eine Hand daran, so breit als der Tisch im Wirthshaus, und rief mit einer Stimme, die herauf schallte wie eine tiefe Todtenglocke: „Setz Dich nur auf meine Hand und halte Dich an den Fingern, so wirst Du nicht fallen." Peter that zitternd, wie jener befohlen, nahm Platz auf der Hand und hielt sich am Daumen des Riesen.

Es ging weit und tief hinab, aber dennoch ward es zu Peters Verwunderung nicht dunkler; im Gegentheil, die Tageshelle schien sogar zuzunehmen in der Schlucht, aber er konnte sie lange in den Augen nicht ertragen. Der Holländer Michel hatte sich, je weiter Peter herabkam, wieder kleiner gemacht, und stand nun in seiner früheren Gestalt vor einem Haus, so gering oder gut, als es reiche Bauern auf dem Schwarzwald haben. Die Stube, worein

Peter geführt wurde, unterschied sich durch nichts von den Stuben anderer Leute, als dadurch, daß sie einsam schien.

Die hölzerne Wanduhr, der ungeheure Kachelofen, die breiten Bänke, die Geräthschaften auf den Gesimsen waren hier wie überall. Michel wies ihm einen Platz hinter dem großen Tisch an, ging dann hinaus und kam bald mit einem Krug Wein und Gläsern wieder. Er goß ein und nun schwatzten sie, und Holländer Michel erzählte von den Freuden der Welt, von fremden Ländern, schönen Städten und Flüssen, daß Peter, am Ende große Sehnsucht darnach bekommend, dies auch offen dem Holländer sagte.

„Wenn Du im ganzen Körper Muth und Kraft, etwas zu unternehmen, hattest, da konnten ein Paar Schläge des dummen Herzens Dich zittern machen; und dann die Kränkungen der Ehre, das Unglück, wozu soll sich ein vernünftiger Kerl um dergleichen bekümmern? Hast Du's im Kopf empfunden, als Dich letzthin einer einen Betrüger und schlechten Kerl nannte? Hat es Dir im Magen wehe gethan, als der Amtmann kam, Dich aus dem Hause zu werfen? Was, sag' an, was hat Dir wehe gethan?"

„Mein Herz," sprach Peter, indem er die Hand auf die pochende Brust preßte; denn es war ihm, als ob sein Herz sich ängstlich hin und her wendete.

„Du hast, nimm mir es nicht übel, Du hast viele hundert Gulden an schlechte Bettler und anderes Gesindel weggeworfen; was hat es Dich genützt? Sie haben Dir dafür Segen und einen gesunden Leib gewünscht; ja bist Du deßwegen gesünder geworden? Um die Hälfte des verschleuderten Geldes hättest Du einen Arzt gehalten. Segen, ja ein schöner Segen, wenn man ausgepfändet und ausgestoßen wird! Und was war es, das Dich getrieben, in die Tasche

zu fahren, ſo oft ein Bettelmann ſeinen zerlumpten Hut hinſtreckte? — Dein Herz, auch wieder Dein Herz, und weder Deine Augen, noch Deine Zunge, Deine Arme, noch Deine Beine, ſondern Dein Herz; Du haſt Dir es, wie man richtig ſagt, zu ſehr zu Herzen genommen."

„Aber wie kann man ſich denn angewöhnen, daß es nicht mehr ſo iſt? Ich gebe mir jetzt alle Mühe, es zu unterdrücken, und dennoch pocht mein Herz und thut mir wehe."

„Du freilich," rief jener mit Lachen, „Du armer Schelm, kannſt nichts dagegen thun; aber gib mir das kaum pochende Ding, und Du wirſt ſehen, wie gut Du es dann haſt."

„Euch, mein Herz?" ſchrie Peter mit Entſetzen. „Da müßte ich ja ſterben auf der Stelle! Nimmermehr!"

„Ja, wenn Dir einer eurer Herren Chirurgen das Herz aus dem Leib operiren wollte, da müßteſt Du wohl ſterben; bei mir iſt dies ein anderes Ding; doch komm herein und überzeuge Dich ſelbſt." Er ſtand bei dieſen Worten auf, öffnete eine Kammerthüre und führte Peter hinein. Sein Herz zog ſich krampfhaft zuſammen, als er über die Schwelle trat, aber er achtete es nicht, denn der Anblick, der ſich ihm bot, war ſonderbar und überraſchend. Auf mehreren Geſimſen von Holz ſtanden Gläſer mit durchſichtiger Flüſſigkeit gefüllt, und in jedem dieſer Gläſer lag ein Herz, auch waren an den Gläſern Zettel angeklebt und Namen darauf geſchrieben, die Peter neugierig las; da war das Herz des Amtmanns in F., das Herz des dicken Ezechiel, das Herz des Tanzbodenkönigs, das Herz des Oberförſters; da waren ſechs Herzen von Kornwucherern, acht von Werboffizieren, drei von Geldmäklern — kurz, es war

eine Sammlung der angesehensten Herzen in der Umgegend von zwanzig Stunden.

„Schau!“ sprach Holländer Michel, „diese alle haben des Lebens Aengsten und Sorgen weggeworfen; keines dieser Herzen schlägt mehr ängstlich und besorgt, und ihre ehemaligen Besitzer befinden sich wohl dabei, daß sie den unruhigen Gast aus dem Hause haben.

„Aber was tragen sie denn jetzt dafür in der Brust?“ fragte Peter, den dies alles, was er gesehen, beinahe schwindeln machte.

„Dies“ antwortete jener und reichte ihm aus einem Schubfach — ein steinernes Herz.

„So?“ erwiederte er und konnte sich eines Schauers, der ihm über die Haut ging, nicht erwehren. „Ein Herz von Marmelstein? Aber, horch einmal, Herr Holländer Michel, das muß doch gar kalt seyn in der Brust.

„Freilich, aber ganz angenehm kühl. Warum soll denn ein Herz warm seyn? Im Winter nützt Dich die Wärme nichts, da hilft ein guter Kirschgeist mehr als ein warmes Herz, und im Sommer, wenn alles schwül und heiß ist, — Du glaubst nicht, wie dann ein solches Herz abkühlt. Und wie gesagt, weder Angst noch Schrecken, weder thörichtes Mitleiden noch anderer Jammer pocht an solch ein Herz.“

„Und das ist alles, was Ihr mir geben könnet,“ fragte Peter unmuthig, „ich hoff' auf Geld, und Ihr wollet mir einen Stein geben!“

„Nu, ich denke an hunderttausend Gulden hättest Du fürs erste genug. Wenn Du es geschickt umtreibst, kannst Du bald ein Millionär werden.“

„Hunderttausend?“ rief der arme Köhler freudig. „Nun so poche doch nicht so ungestüm in meiner Brust, wir

werden bald fertig seyn mit einander. Gut, Michel; gebt mir den Stein und das Geld, und die Unruh' könnet ihr aus dem Gehäuse nehmen."

„Ich dachte es doch, daß Du ein vernünftiger Bursche seyst," antwortete der Holländer freundlich lächelnd; „komm, laß uns noch eins trinken, und dann will ich das Geld auszahlen."

So setzten sie sich wieder in die Stube zum Wein, tranken und tranken wieder, bis Peter in einen tiefen Schlaf verfiel.

Kohlenmunkpeter erwachte beim fröhlichen Schmettern eines Posthorns, und siehe da, er saß in einem schönen Wagen, fuhr auf einer breiten Straße dahin, und als er sich aus dem Wagen bog, sah er in blauer Ferne hinter sich den Schwarzwald liegen. Anfänglich wollte er gar nicht glauben, daß er es selbst sey, der in diesem Wagen sitze. Denn auch seine Kleider waren gar nicht mehr dieselben, die er gestern getragen, aber er erinnerte sich doch an alles so deutlich, daß er endlich sein Nachsinnen aufgab und rief: „Der Kohlenmunkpeter bin ich, das ist ausgemacht, und kein anderer."

Er wunderte sich über sich selbst, daß er gar nicht wehmüthig werden konnte, als er jetzt zum erstemnal aus der stillen Heimath, aus den Wäldern, wo er so lange gelebt, auszog. Selbst nicht, als er an seine Mutter dachte, die jetzt wohl hülflos und im Elend saß, konnte er eine Thräne aus dem Auge pressen oder nur seufzen; denn es war ihm alles so gleichgültig. „Ach freilich," sagte er dann, „Thränen und Seufzer, Heimweh und Wehmuth kommen ja aus dem Herzen, und Dank dem Holländer Michel, — das meine ist kalt und von Stein."

Er legte seine Hand auf die Brust, und es war ganz ruhig dort, und rührte sich nichts. „Wenn er mit den Hunderttausenden so gut Wort hielt, wie mit dem Herz, so soll es mich freuen," sprach er und fing an, seinen Wagen zu untersuchen. Er fand Kleidungsstücke von aller Art wie er sie nur wünschen konnte, aber kein Geld. Endlich stieß er auf eine Tasche und fand viele tausend Thaler in Gold und Scheinen auf Handlungshäuser in allen großen Städten. „Jetzt hab ichs, wie ichs wollte," dachte er, setzte sich bequem in die Ecke des Wagens und fuhr in die weite Welt.

Er fuhr zwei Jahre in der Welt umher und schaute aus seinem Wagen links und rechts an den Häusern hinauf, schaute, wenn er anhielt, nichts als den Schild seines Wirthshauses an, lief dann in der Stadt umher und ließ sich die schönsten Merkwürdigkeiten zeigen. Aber es freute ihn nichts, kein Bild, kein Haus, keine Musik, kein Tanz, sein Herz von Stein nahm an nichts Antheil, und seine Augen, seine Ohren waren abgestumpft für alles Schöne. Nichts war ihm mehr geblieben, als die Freude an Essen und Trinken und der Schlaf, und so lebte er, indem er ohne Zweck durch die Welt reiste, zu seiner Unterhaltung speiste und aus Langerweile schlief. Hie und da erinnerte er sich zwar, daß er fröhlicher, glücklicher gewesen sey, als er noch arm war und arbeiten mußte, um sein Leben zu fristen. Da hatte ihn jede schöne Aussicht ins Thal, Musik und Gesang hatten ihn ergötzt, da hatte er sich stundenlang auf die einfache Kost, die ihm die Mutter zu dem Meiler bringen sollte, gefreut. Wenn er so über die Vergangenheit nachdachte, so kam es ihm ganz sonderbar vor, daß er jetzt nicht einmal lachen konnte, und sonst hatte er

über den kleinſten Scherz gelacht. Wenn andere lachten, ſo verzog er nur aus Höflichkeit den Mund, aber ſein Herz — lächelte nicht mit. Er fühlte dann, daß er zwar überaus ruhig ſey, aber zufrieden fühlte er ſich doch nicht. Es war nicht Heimweh oder Wehmuth, ſondern Oede, Ueberdruß, freudenloſes Leben, was ihn endlich wieder zur Heimath trieb.

Als er von Straßburg herüber fuhr und den dunkeln Wald ſeiner Heimath erblickte, als er zum erſtenmal wieder jene kräftigen Geſtalten, jene freundlichen, treuen Geſichter der Schwarzwälder ſah, als ſein Ohr die heimathlichen Klänge, ſtark, tief, aber wohltönend vernahm, da fühlte er ſchnell an ſein Herz, denn ſein Blut wallte ſtärker, und er glaubte, er müſſe ſich freuen und müſſe weinen zugleich, aber — wie konnte er nur ſo thöricht ſeyn, er hatte ja ein Herz von Stein. Und Steine ſind todt und lächeln und weinen nicht.

Sein erſter Gang war zum Holländer Michel, der ihn mit alter Freundlichkeit aufnahm. „Michel,“ ſagte er zu ihm, „gereist bin ich nun, und habe alles geſehen, iſt aber alles dummes Zeug, und ich hatte nur Langeweile. Ueberhaupt, Euer ſteinernes Ding, das ich in der Bruſt trage, ſchützt mich zwar vor manchem. Ich erzürne mich nie, bin nie traurig, aber ich freue mich auch nie, und es iſt mir, als wenn ich nur halb lebte. Könnet Ihr das Steinherz nicht ein wenig beweglicher machen? oder — gebt mir lieber mein altes Herz. Ich hatte mich in fünfundzwanzig Jahren daran gewöhnt, und wenn es zuweilen auch einen dummen Streich machte, ſo war es doch munter und ein fröhliches Herz.“

Der Waldgeiſt lachte grimmig und bitter. „Wenn Du

einmal todt biſt, Peter Munk," antwortete er, „dann ſoll es Dir nicht fehlen; dann ſollſt Du Dein weiches, rührbares Herz wieder haben, und Du kannſt dann fühlen, was kommt, Freud' oder Leid. Aber hier oben kann es nicht mehr Dein werden! Doch, Peter! gereist biſt Du wohl, aber, ſo wie Du lebteſt konnte es Dich nichts nützen. Setze Dich jetzt hier irgendwo im Wald, bau' ein Haus, heirathe, treibe Dein Vermögen um, es hat Dir nur an Arbeit gefehlt, weil Du müßig warſt, hatteſt Du Langeweile, und ſchiebſt jetzt alles auf dieſes unſchuldige Herz." Peter ſah ein, daß Michel Recht habe, was den Müßiggang beträfe, und nahm ſich vor, reich und immer reicher zu werden. Michel ſchenkte ihm noch einmal hunderttauſend Gulden und entließ ihn als ſeinen guten Freund.

Bald vernahm man im Schwarzwald die Mähre, der Kohlenmunkpeter oder Spielpeter ſey wieder da, und noch viel reicher, als zuvor. Es ging auch jetzt wie immer; als er am Bettelſtab war, wurde er in der Sonne zur Thüre hinausgeworfen, und als er nun an einem Sonntag Nachmittag ſeinen erſten Einzug dort hielt, ſchüttelten ſie ihm die Hand, lobten ſein Pferd, fragten nach ſeiner Reiſe und als er wieder mit dem dicken Ezechiel um harte Thaler ſpielte, ſtand er in der Achtung ſo hoch, als je. Er trieb jetzt aber nicht mehr das Glashandwerk, ſondern den Holzhandel, aber nur zum Schein. Sein Hauptgeſchäft war mit Korn und Geld zu handeln. Der halbe Schwarzwald wurde ihm nach und nach ſchuldig, aber er lieh Geld nur auf zehn Prozente aus, oder verkaufte Korn an die Armen, die nicht gleich zahlen konnten, um den dreifachen Werth. Mit dem Amtmann ſtand er jetzt in enger Freundſchaft, und wenn einer Herrn Peter Munk nicht auf den Tag

bezahlte, so ritt der Amtmann mit seinen Schergen hinaus, schätzte Haus und Hof, verkaufte es flugs, und trieb Vater, Mutter und Kind in den Wald. Anfangs machte dies dem reichen Peter einige Unlust, denn die armen Ausgepfändeten belagerten dann haufenweise seine Thüre, die Männer flehten um Nachsicht, die Weiber suchten das steinerne Herz zu erweichen, und die Kinder winselten um ein Stücklein Brod. Aber als er sich ein Paar tüchtige Fleischerhunde angeschafft hatte, hörte diese Katzenmusik, wie er es nannte, bald auf. Er pfiff und hetzte, und die Bettelleute flogen schreiend auseinander. Am meisten Beschwerde machte ihm das „alte Weib." Das war aber niemand anders als Frau Munkin, Peters Mutter. Sie war in Noth und Elend gerathen, als man ihr Haus und Hof verkauft hatte, und ihr Sohn, als er reich zurückgekehrt war, hatte nicht mehr nach ihr umgesehen. Da kam sie nun zuweilen, alt, schwach und gebrechlich an einem Stock vor das Haus. Hinein wagte sie sich nicht mehr, denn er hatte sie einmal weggejagt; aber es that ihr wehe, von den Gutthaten anderer Menschen leben zu müssen, da der eigene Sohn ihr ein sorgloses Alter hätte bereiten können. Aber das kalte Herz wurde nimmer gerührt von dem Anblicke der bleichen, wohlbekannten Züge, von den bittenden Blicken, von der welken, ausgestreckten Hand, von der hinfälligen Gestalt. Mürrisch zog er, wenn sie Sonnabends an die Thüre pochte, einen Sechsbätzner hervor, schlug ihn in ein Papier und ließ ihn hinausreichen durch einen Knecht. Er vernahm ihre zitternde Stimme, wenn sie dankte und wünschte, es möge ihm wohlgehen auf Erden, er hörte sie hüstelnd von der Thüre schleichen, aber er dachte weiter nicht mehr daran, als daß er wieder sechs Batzen umsonst ausgegeben.

Endlich kam Peter auf den Gedanken zu heirathen. Er wußte, daß im ganzen Schwarzwald jeder Vater ihm gerne seine Tochter geben werde; aber er war schwierig in seiner Wahl, denn er wollte, daß man auch hierin sein Glück und seinen Verstand preisen sollte; daher ritt er umher im ganzen Wald, schaute hier, schaute dort, und keine der schönen Schwarzwälderinnen däuchte ihm schön genug. Endlich nachdem er auf allen Tanzböden umsonst nach der Schönsten ausgeschaut hatte, hörte er eines Tages die Schönste und Tugendsamste im ganzen Wald sey des armen Holzhauers Tochter. Sie lebe still und für sich, besorge geschickt und emsig ihres Vaters Haus, und lasse sich nie auf dem Tanzboden sehen, nicht einmal zu Pfingsten oder Kirchweih. Als Peter von diesem Wunder des Schwarzwalds hörte, beschloß er, um sie zu werben, und ritt nach der Hütte, die man ihm bezeichnet hatte. Der Vater der schönen Lisbeth empfing den vornehmen Herrn mit Staunen und erstaunte noch mehr, als er hörte, es sey dies der reiche Herr Peter und er wolle sein Schwiegersohn werden. Er besann sich auch nicht lange, denn er meinte all seine Sorge und Armuth werde nun ein Ende haben, sagte zu, ohne die schöne Lisbeth zu fragen, und das gute Kind war so folgsam, daß sie ohne Widerrede Frau Peter Munkin wurde.

Aber es wurde der Armen nicht so gut, als sie sich geträumt hatte. Sie glaubte ihr Hauswesen wohl zu verstehen, aber sie konnte Herrn Peter nichts zu Dank machen, sie hatte Mitleiden mit armen Leuten, und da ihr Eheherr reich war, dachte sie, es sey keine Sünde, einem armen Bettelweib einen Pfennig oder einem alten Mann einen Schnaps zu reichen; aber als Herr Peter dies eines Tages merkte, sprach er mit zürnenden Blicken und rauher Stimme:

„Warum verſchlenderſt Du mein Vermögen an Lumpen und Straßenläufer? Haſt Du was mitgebracht ins Haus, das Du wegſchenken könnteſt? Mit Deines Vaters Bettelſtab kann man keine Suppe wärmen, und wirfſt das Geld aus, wie eine Fürſtin. Noch einmal laß Dich betreten, ſo ſollſt Du meine Hand fühlen!“ Die ſchöne Lisbeth weinte in ihrer Kammer über den harten Sinn ihres Mannes, und ſie wünſchte oft lieber daheim zu ſeyn, in ihres Vaters ärmlicher Hütte, als bei dem reichen, aber geizigen, hartherzigen Peter zu hauſen. Ach, hätte ſie gewußt, daß er ein Herz von Marmor habe und weder ſie noch irgend einen Menſchen lieben könnte, ſo hätte ſie ſich wohl nicht gewundert. So oft ſie aber jetzt unter der Thüre ſaß, und es ging ein Bettelmann vorüber, und zog den Hut und hub an ſeinen Spruch, ſo drückte ſie die Augen zu, das Elend nicht zu ſchauen, ſie ballte die Hand feſter, damit ſie nicht unwillkürlich in die Taſche fahre, ein Kreuzerlein herauszulangen. So kam es, daß die ſchöne Lisbeth im ganzen Wald verſchrieen wurde, und es hieß, ſie ſey noch geiziger als Peter Munk. Aber eines Tages ſaß Frau Lisbeth wieder vor dem Haus und ſpann und murmelte ein Liedchen dazu; denn ſie war munter, weil es ſchön Wetter und Herr Peter ausgeritten war über Feld. Da kömmt ein altes Männlein des Weges daher, der trägt einen großen, ſchweren Sack, und ſie hört ihn ſchon von weitem keuchen. Theilnehmend ſieht ihm Frau Lisbeth zu und denkt, einem ſo alten kleinen Mann ſollte man nicht mehr ſo ſchwer aufladen.

Indeß keucht und wankt das Männlein heran, und als es gegenüber von Frau Lisbeth war, brach es unter dem Sack beinahe zuſammen. „Ach habt die Barmherzigkeit, Frau, und reichet mir nur einen Trunk Waſſer,“

ſprach das Männlein; „ich kann nicht weiter, muß elend verſchmachten.“

„Aber Ihr ſolltet in Eurem Alter nicht mehr ſo ſchwer tragen,“ ſagte Frau Lisbeth.

„Ja, wenn ich nicht Boten gehen müßte, der Armuth halber und um mein Leben zu friſten,“ antwortete er; „ach ſo eine reiche Frau, wie Ihr, weiß nicht, wie wehe Armuth thut, und wie wohl ein friſcher Trunk bei ſolcher Hitze.“

Als ſie dies hörte, eilte ſie ins Haus, nahm einen Krug vom Geſims und füllte ihn mit Waſſer; doch als ſie zurückkehrte und nur noch wenige Schritte von ihm war, und das Männlein ſah, wie es ſo elend und verkümmert auf dem Sack ſaß, da fühlte ſie inniges Mitleid, bedachte, daß ja ihr Mann nicht zu Hauſe ſey, und ſo ſtellte ſie den Waſſerkrug bei Seite, nahm einen Becher und füllte ihn mit Wein, legte ein gutes Roggenbrod darauf und brachte es dem Alten. „So, und ein Schluck Wein mag Euch beſſer frommen, als Waſſer, da Ihr ſchon ſo gar alt ſeyd,“ ſprach ſie; „aber trinket nicht ſo haſtig und eſſet auch Brod dazu.“

Das Männlein ſah ſie ſtaunend an, bis große Thränen in ſeinen alten Augen ſtanden, er trank und ſprach dann: „Ich bin alt geworden, aber ich hab' wenige Menſchen geſehen, die ſo mitleidig wären, und ihre Gaben ſo ſchön und herzig zu ſpenden wußten, wie Ihr, Frau Lisbeth. Aber es wird Euch dafür auch recht wohl gehen auf Erden; ſolch ein Herz bleibt nicht unbelohnt.

„Nein und den Lohn ſoll ſie zur Stelle haben,“ ſchrie eine ſchreckliche Stimme, und als ſie ſich umſahen, war es Herr Peter mit blutrothem Geſicht.

„Und ſogar meinen Ehrenwein gießeſt Du aus an Bettelleute, und meinen Mundbecher gibſt Du an die Lippen der Straßenläufer? Da nimm Deinen Lohn!“ Frau Lisbeth ſtürzte zu ſeinen Füßen und bat um Verzeihung, aber das ſteinerne Herz kannte kein Mitleid, er drehte die Peitſche um, die er in der Hand hielt, und ſchlug ſie mit dem Handgriff von Ebenholz ſo heftig vor die ſchöne Stirne, daß ſie leblos dem alten Mann in die Arme ſank. Als er dies ſah, war es doch, als reuete ihn die That auf der Stelle; er bückte ſich herab zu ſchauen, ob noch Leben in ihr ſey, aber das Männlein ſprach mit wohlbekannter Stimme: „Gib Dir keine Mühe, Kohlenpeter; es war die ſchönſte und lieblichſte Blume im Schwarzwald, aber Du haſt ſie zertreten, und nie mehr wird ſie wieder blühen.“

Da wich alles Blut aus Peters Wangen und er ſprach: „Alſo Ihr ſeyd es, Herr Schatzhauſer? Nun, was geſchehen iſt, iſt geſchehen, und es hat wohl ſo kommen müſſen. Ich hoffe aber, Ihr werdet mich nicht bei dem Gericht anzeigen als Mörder.“

„Elender!“ erwiderte das Glasmännlein. „Was würde es mir frommen, wenn ich Deine ſterbliche Hülle an den Galgen brächte? Nicht irdiſche Gerichte ſind es, die Du zu fürchten haſt, ſondern andere und ſtrengere; denn Du haſt Deine Seele an den Böſen verkauft.“

„Und hab' ich mein Herz verkauft,“ ſchrie Peter, „ſo iſt niemand daran ſchuld, als Du, und Deine betrügeriſche Schätze; Du tückiſcher Geiſt haſt mich ins Verderben geführt, mich getrieben, daß ich bei einem andern Hülfe ſuchte, und auf Dir liegt die ganze Verantwortung.“ Aber kaum hatte er dies geſagt, ſo wuchs und ſchwoll das Glasmännlein und wurde hoch und breit, und ſeine Augen ſollen ſo groß

gewesen seyn, wie Suppenteller, und sein Mund war wie ein geheizter Backofen und Flammen blitzten daraus hervor. Peter warf sich auf die Kniee, und sein steinernes Herz schützte ihn nicht, daß nicht seine Glieder zitterten, wie eine Espe. Mit Geierskrallen packte ihn der Waldgeist im Nacken, drehte ihn um wie ein Wirbelwind dürres Laub, und warf ihn dann zu Boden, daß ihm alle Rippen knackten. „Erdenwurm!“ rief er mit einer Stimme, die wie der Donner rollte; „ich könnte Dich zerschmettern, wenn ich wollte, denn Du hast gegen den Herrn des Waldes gefrevelt. Aber um dieses todten Weibes willen, die mich gespeist und getränkt hat, gebe ich Dir acht Tage Frist. Bekehrst Du Dich nicht zum Guten, so komme ich und zermalme Dein Gebein, und Du fährst hin in Deinen Sünden.“

Es war schon Abend, als einige Männer, die vorbeigingen, den reichen Peter Munk an der Erde liegen sahen. Sie wandten ihn hin und her, und suchten, ob noch Athem in ihm sey, aber lange war ihr Suchen vergebens. Endlich ging einer in das Haus und brachte Wasser herbei und besprengte ihn. Da holte Peter tief Athem, stöhnte und schlug die Augen auf, schaute lange um sich her und fragte dann nach Frau Lisbeth, aber keiner hatte sie gesehen. Er dankte den Männern für ihre Hülfe, schlich sich in sein Haus und suchte überall, aber Frau Lisbeth war weder im Keller noch auf dem Boden, und das was er für einen schrecklichen Traum gehalten, war bittere Wahrheit. Wie er nun so ganz allein war, da kamen ihm sonderbare Gedanken; er fürchtete sich vor nichts, denn sein Herz war ja kalt; aber wenn er an den Tod seiner Frau dachte, kam ihm sein eigenes Hinscheiden in den Sinn, und wie belastet er dahin fahren werde, schwer belastet mit Thränen der Armen, mit

tausend ihrer Flüche, die sein Herz nicht erweichen konnten, mit dem Jammer der Elenden, auf die er seinen Hund gehetzt, belastet mit der stillen Verzweiflung seiner Mutter, mit dem Blute der schönen guten Lisbeth; und konnte er doch nicht einmal dem alten Mann, ihrem Vater, Rechenschaft geben, wenn er käme und fragte: „Wo ist meine Tochter, Dein Weib?“ Wie wollte er einem andern Frage stehen, dem alle Wälder, alle Seen, alle Berge gehören, und die Leben der Menschen?

Es quälte ihn auch Nachts im Traume, und alle Augenblicke wachte er auf an einer süßen Stimme, die ihm zurief: „Peter, schaff Dir ein wärmeres Herz!“ Und wenn er erwacht war, schloß er doch schnell wieder die Augen, denn der Stimme nach mußte es Frau Lisbeth seyn, die ihm diese Warnung zurief. Den andern Tag ging er ins Wirthshaus, um seine Gedanken zu zerstreuen, und dort traf er den dicken Ezechiel. Er setzte sich zu ihm, sie sprachen dies und jenes, vom schönen Wetter, vom Krieg, von den Steuern und endlich auch vom Tod, und wie da und dort einer so schnell gestorben sey. Da fragte Peter den Dicken, was er denn vom Tod halte, und wie es nachher seyn werde. Ezechiel antwortete ihm, daß man den Leib begrabe, die Seele aber fahre entweder auf zum Himmel oder hinab in die Hölle.

„Also begrabt man das Herz auch?“ fragte der Peter gespannt.

„Ei freilich, das wird auch begraben.“

„Wenn aber einer sein Herz nicht mehr hat?“ fuhr Peter fort.

Ezechiel sah ihn bei diesen Worten schrecklich an. „Was

willſt Du damit ſagen? Willſt Du mich foppen? Meinſt Du, ich habe kein Herz?“

„O, Herz genug, ſo feſt wie Stein,“ erwiderte Peter.

Ezechiel ſah ihn verwundert an, ſchaute ſich um, ob es niemand gehört habe, und ſprach dann: „Woher weißt Du es? Oder pocht vielleicht das Deinige auch nicht mehr?“

„Pocht nicht mehr, wenigſtens nicht hier in meiner Bruſt!“ antwortete Peter Munk. „Aber ſag' mir, da Du jetzt weißt, was ich meine, wie wird es gehen mit unſeren Herzen?“

„Was kümmert Dich dies, Geſell!“ fragte Ezechiel lachend. „Haſt ja auf Erden vollauf zu leben und damit genug. Das iſt ja gerade das Bequeme in unſern kalten Herzen, daß uns keine Furcht befällt, vor ſolchen Gedanken.“

„Wohl wahr, aber man denkt doch daran, und wenn ich auch jetzt keine Furcht mehr kenne, ſo weiß ich doch wohl noch, wie ſehr ich mich vor der Hölle gefürchtet, als ich noch ein kleiner unſchuldiger Knabe war.“

„Nun — gut wird es uns gerade nicht gehen,“ ſagte Ezechiel. „Hab' mal einen Schulmeiſter darüber gefragt, der ſagte mir, daß nach dem Tod die Herzen gewogen werden, wie ſchwer ſie ſich verſündiget hätten. Die leichten ſteigen auf, die ſchweren ſinken hinab, und ich denke, unſere Steine werden ein gutes Gewicht haben.“

„Ach freilich,“ erwiderte Peter, „und es iſt mir oft ſelbſt unbequem, daß mein Herz ſo theilnahmlos und ganz gleichgültig iſt, wenn ich an ſolche Dinge denke.“

So ſprachen ſie; aber in der nächſten Nacht hörte er fünf oder ſechsmal die bekannte Stimme in ſein Ohr liſpeln: „Peter, ſchaff' Dir ein wärmeres Herz!“ Er empfand

keine Reue, daß er ſie getödtet, aber wenn er dem Geſinde ſagte, ſeine Frau ſey verreist, ſo dachte er immer dabei: „Wohin mag ſie wohl gereist ſeyn?“ Sechs Tage hatte er es ſo getrieben, und immer hörte er Nachts dieſe Stimme, und immer dachte er an den Waldgeiſt und ſeine ſchreckliche Drohung; aber am ſiebenten Morgen ſprang er auf von ſeinem Lager und rief: „Nun ja, will ſehen, ob ich mir ein wärmeres ſchaffen kann, denn der gleichgültige Stein in meiner Bruſt macht mir das Leben nur langweilig und öde.“ Er zog ſchnell ſeinen Sonntagsſtaat an und ſetzte ſich auf ſein Pferd und ritt dem Tannenbühl zu.

Im Tannenbühl, wo die Bäume dichter ſtanden, ſaß er ab, band ſein Pferd an und ging ſchnellen Schrittes dem Gipfel des Hügels zu, und als er vor der dicken Tanne ſtand, hub er ſeinen Spruch an:

„Schatzhauſer im grünen Tannenwald,
biſt viele hundert Jahre alt,
Dein iſt all' Land, wo Tannen ſtehen,
läßt Dich nur Sonntagskindern ſehen.“

Da kam das Glasmännlein hervor, aber nicht freundlich und traulich, wie ſonſt, ſondern düſter und traurig; es hatte ein Röcklein an von ſchwarzem Glas, und ein langer Trauerflor flatterte herab vom Hut, und Peter wußte wohl, um wen es traure.

„Was willſt Du von mir, Peter Munk?“ fragte es mit dumpfer Stimme.

„Ich hab' noch einen Wunſch, Herr Schatzhauſer,“ antwortete Peter mit niedergeſchlagenen Augen.

„Können Steinherzen noch wünſchen?“ ſagte jener. „Du haſt alles, was Du für Deinen ſchlechten Sinn bedarfſt, und ich werde ſchwerlich Deinen Wunſch erfüllen.“

Aber Ihr habt mir doch drei Wünſche zugeſagt; einen hab' ich immer noch übrig."

„Doch kann ich ihn verſagen, wenn er thöricht iſt," fuhr der Waldgeiſt fort; „aber wohlan, ich will hören, was Du willſt?"

„So nehmet mir den todten Stein heraus und gebet mir mein lebendiges Herz," ſprach Peter.

„Hab' ich den Handel mit Dir gemacht?" fragte das Glasmännlein. „Bin ich der Holländer Michel, der Reichthum und kalte Herzen ſchenkt? Dort, bei ihm mußt Du Dein Herz ſuchen."

„Ach, er gibt es nimmer zurück," antwortete Peter.

„Du dauerſt mich, ſo ſchlecht Du auch biſt," ſprach das Männlein nach einigem Nachdenken. „Aber weil Dein Wunſch nicht thöricht iſt, ſo kann ich Dir wenigſtens meine Hülfe nicht verſagen. So höre. Dein Herz kannſt Du mit keiner Gewalt mehr bekommen, wohl aber durch Liſt, und es wird vielleicht nicht ſchwer halten; denn Michel bleibt doch nur der dumme Michel, obgleich er ſich ungemein klug dünkt. So gehe denn geraden Weges zu ihm hin und thue, wie ich Dir heiße." Und nun unterrichtete er ihn in allem und gab ihm ein Kreuzlein aus reinem Glas: „Am Leben kann er Dir nicht ſchaden, und er wird Dich frei laſſen, wenn Du ihm dies vorhalten und dazu beten wirſt. Und haſt Du dann, was Du verlangt haſt, erhalten, ſo komm wieder zu mir an dieſen Ort."

Peter Munk nahm das Kreuzlein, prägte ſich alle Worte ins Gedächtniß, und ging weiter nach Holländer Michels Behauſung. Er rief dreimal ſeinen Namen, und alſobald ſtand der Rieſe vor ihm. „Du haſt Dein Weib erſchlagen? fragte er ihn mit ſchrecklichem Lachen. „Hätt' es auch ſo

gemacht, ſie hat Dein Vermögen an das Bettelvolk gebracht. Aber Du wirſt auf einige Zeit außer Landes gehen müſſen, denn es wird Lärm machen, wenn man ſie nicht findet; und Du brauchſt wohl Geld und kommſt, um es zu holen?“

„Du haſt's errathen,“ erwiderte Peter, „und nur recht viel diesmal, denn nach Amerika iſt's weit.“

Michel ging voran und brachte ihn in ſeine Hütte, dort ſchloß er eine Truhe auf, worin viel Geld lag, und langte ganze Rollen Golds heraus. Während er es ſo auf den Tiſch hin zählte, ſprach Peter: „Du biſt ein loſer Vogel, Michel, daß Du mich belogen haſt, ich hätte einen Stein in der Bruſt, und Du habeſt mein Herz!“

„Und iſt es denn nicht ſo?“ fragte Michel ſtaunend. „Fühlſt Du denn Dein Herz? Iſt es nicht kalt, wie Eis? Haſt Du Furcht oder Gram, kann Dich etwas reuen?“

„Du haſt mein Herz nur ſtille ſtehen laſſen, aber ich hab' es noch wie ſonſt in meiner Bruſt und Ezechiel auch, der hat es mir geſagt, daß Du uns angelogen haſt; Du biſt nicht der Mann dazu, der einem das Herz ſo unbemerkt und ohne Gefahr aus der Bruſt reißen könnte; Da müßteſt Du zaubern können.“

„Aber ich verſichere Dich,“ rief Michel unmuthig, „Du und Ezechiel und alle reichen Leute, die es mit mir gehalten, haben ſolche kalte Herzen wie Du, und ihre rechten Herzen habe ich hier in meiner Kammer.“

„Ei, wie Dir das Lügen von der Zunge geht!“ lachte Peter. „Das mach' Du einem andern weiß. Meinſt Du, ich hab' auf meinen Reiſen nicht ſolche Kunſtſtücke zu Dutzenden geſehen? Aus Wachs nachgeahmt ſind Deine Herzen hier in der Kammer. Du biſt ein reicher Kerl, das geb' ich zu; aber zaubern kannſt Du nicht.“

Da ergrimmte der Riese und riß die Kammerthüre auf. „Komm herein und lies die Zettel alle, und jenes dort, schau, das ist Peter Munks Herz; siehst Du, wie es zuckt? Kann man das auch aus Wachs machen?“

„Und doch ist es aus Wachs,“ antwortete Peter. „So schlägt ein rechtes Herz nicht, ich habe das meinige noch in der Brust. Nein, zaubern kannst Du nicht!“

„Aber ich will es Dir beweisen!“ rief jener ärgerlich. „Du sollst es selbst fühlen, daß dies Dein Herz ist.“ Er nahm es, riß Peters Wamms auf und nahm einen Stein aus seiner Brust und zeigte ihn vor. Dann nahm er das Herz, hauchte es an, und setzte es behutsam an seine Stelle, und alsobald fühlte Peter, wie es pochte, und er konnte sich wieder darüber freuen.

„Wie ist es Dir jetzt?“ fragte Michel lächelnd.

„Wahrhaftig, Du hast doch recht gehabt,“ antwortete Peter, indem er behutsam sein Kreuzlein aus der Tasche zog. „Hätt' ich doch nicht geglaubt, daß man dergleichen thun könne!“

„Nicht wahr? Und zaubern kann ich, das siehst Du; aber komm, jetzt will ich Dir den Stein wieder hinein setzen.“

„Gemach, Herr Michel!“ rief Peter, trat einen Schritt zurück und hielt ihm das Kreuzlein entgegen. „Mit Speck fängt man Mäuse, und diesmal bist Du der Betrogene.“ Und zugleich fing er an zu beten, was ihm nur beifiel.

Da wurde Michel kleiner und immer kleiner, fiel nieder und wand sich hin und her wie ein Wurm, und ächzte und stöhnte, und alle Herzen umher fingen an zu zucken und zu pochen, daß es tönte wie in der Werkstatt eines Uhrmachers. Peter aber fürchtete sich, es wurde ihm ganz unheimlich zu Muth, er

rannte zur Kammer und zum Haus hinaus und klimmte, von Angſt getrieben, die Felſenwand hinan; denn er hörte, daß Michel ſich aufraffte, ſtampfte und tobte, und ihm ſchreckliche Flüche nachſchickte. Als er oben war, lief er dem Tannenbühl zu; ein ſchreckliches Gewitter zog auf, Blitze fielen links und rechts an ihm nieder und zerſchmetterten die Bäume, aber er kam wohlbehalten in dem Revier des Glasmännleins an.

Sein Herz pochte freudig, und nur darum, weil es pochte. Dann aber ſah er mit Entſetzen auf ſein Leben zurück, wie auf das Gewitter, das hinter ihm rechts und links den ſchönen Wald zerſplitterte. Er dachte an Frau Lisbeth, ein ſchönes, gutes Weib, das er aus Geiz gemordet, er kam ſich ſelbſt wie der Auswurf der Menſchen vor, und er weinte heftig, als er an Glasmännleins Hügel kam.

Schatzhauſer ſaß unter dem Tannenbaum und rauchte aus einer kleinen Pfeife, doch ſah er munterer aus, als zuvor. „Warum weinſt Du, Kohlenpeter?“ fragte er. „Haſt Du Dein Herz nicht erhalten? Liegt noch das kalte in Deiner Bruſt?“

„Ach Herr!“ ſeufzte Peter. „Als ich noch das kalte Steinherz trug, da weinte ich nie, meine Augen waren ſo trocken, als das Land im Juli; jetzt aber will es mir beinahe das alte Herz zerbrechen, was ich gethan! Meine Schuldner habe ich ins Elend gejagt, auf Arme und Kranke die Hunde gehetzt, und, Ihr wißt es ja ſelbſt — wie meine Peitſche auf ihre ſchöne Stirne fiel!“

„Peter! Du warſt ein großer Sünder!“ ſprach das Männlein. „Das Geld und der Müßiggang haben Dich

verderbt, bis Dein Herz zu Stein wurde, nicht Freud', nicht Leid, keine Reue, kein Mitleid mehr kannte. Aber Reue versöhnt, und wenn ich nur wüßte, daß Dir Dein Leben recht leid thut, so könnte ich schon noch was für Dich thun."

„Will nichts mehr," antwortete Peter und ließ traurig sein Haupt sinken. „Mit mir ist es aus; kann mich mein Lebtag nicht mehr freuen; was soll ich so allein auf der Welt thun? Meine Mutter verzeiht mir nimmer, was ich ihr gethan, und vielleicht hab' ich sie unter den Boden gebracht, ich Ungeheuer! Und Lisbeth, meine Frau! Schlaget mich lieber auch todt, Herr Schatzhauser, dann hat mein elend Leben mit einmal ein Ende."

„Gut," erwiderte das Männlein, „wenn Du nicht anders willst, so kannst Du es haben; meine Axt habe ich bei der Hand." Er nahm ganz ruhig sein Pfeiflein aus dem Mund, klopfte es aus und steckte es ein. Dann stand er langsam auf und ging hinter die Tannen. Peter aber setzte sich weinend ins Gras, sein Leben war ihm nichts mehr und erwartete geduldig den Todesstreich. Nach einiger Zeit hörte er leise Tritte hinter sich und dachte: „Jetzt wird er kommen."

„Schau Dich noch einmal um, Peter Munk!" rief das Männlein. Er wischte sich die Thränen aus den Augen, und schaute sich um, und sah — seine Mutter und Lisbeth, seine Frau, die ihn freundlich anblickten. Da sprang er freudig auf: „So bist Du nicht todt, Lisbeth? Und auch Ihr seyd da, Mutter, und habt mir vergeben?"

„Sie wollen Dir verzeihen," sprach das Glasmännlein,

„weil Du wahre Reue fühlſt und alles ſoll vergeſſen ſeyn. Zieh jetzt heim in Deines Vaters Hütte und ſey ein Köhler wie zuvor; biſt Du brav und bieder, ſo wirſt Du Dein Handwerk ehren, und Deine Nachbarn werden Dich mehr lieben und achten, als wenn Du zehn Tonnen Goldes hätteſt.“ So ſprach das Glasmännlein und nahm Abſchied von ihnen.

Die drei lobten und ſegneten ihn und gingen heim.

Das prachtvolle Haus des reichen Peters ſtand nicht mehr; der Blitz hatte es angezündet und mit all ſeinen Schätzen niedergebrannt; aber nach der väterlichen Hütte war es nicht weit; dorthin ging jetzt ihr Weg und der große Verluſt bekümmerte ſie nicht.

Aber wie ſtaunten ſie, als ſie an die Hütte kamen! Sie war zu einem ſchönen Bauernhaus geworden, und alles darin war einfach, aber gut und reinlich.

„Das hat das gute Glasmännlein gethan!“ rief Peter.

„Wie ſchön!“ ſagte Frau Lisbeth. „Und hier iſt mir viel heimlicher, als in dem großen Haus mit dem vielen Geſinde.“

Von jetzt an wurde Peter Munk ein fleißiger und wackerer Mann. Er war zufrieden mit dem, was er hatte, trieb ſein Handwerk unverdroſſen, und ſo kam es, daß er durch eigene Kraft wohlhabend wurde und angeſehen und beliebt im ganzen Wald. Er zankte nie mehr mit Frau Lisbeth, ehrte ſeine Mutter und gab den Armen, die an ſeine Thüre pochten. Als nach Jahr und Tag Frau Lisbeth von einem ſchönen Knaben genas, ging Peter nach dem Tannenbühl und ſagte ſein Sprüchlein. Aber das Glasmännlein zeigte

ſich nicht. „Herr Schatzhauſer!“ rief er laut. „Hört mich doch; ich will ja nichts Anderes, als Euch zu Gevatter bitten bei meinem Söhnlein!“ Aber er gab keine Antwort; nur ein kurzer Windſtoß ſauste durch die Tannen und warf einige Tannenzapfen herab ins Gras. „So will ich dies zum Andenken mitnehmen, weil Ihr Euch doch nicht ſehen laſſen wollet,“ rief Peter, ſteckte die Zapfen in die Taſche und ging nach Hauſe; aber als er zu Hauſe das Sonntagswamms auszog und ſeine Mutter die Taſchen umwandte und das Wamms in den Kaſten legen wollte, da fielen vier ſtattliche Geldrollen heraus, und als man ſie öffnete, waren es lauter gute, neue badiſche Thaler, und kein einziger falſcher darunter. Und das war das Pathengeſchenk des Männleins im Tannenwald für den kleinen Peter.

So lebten ſie ſtill und unverdroſſen fort, und noch oft nachher, als Peter Munk ſchon graue Haare hatte, ſagte er: „Es iſt doch beſſer zufrieden zu ſeyn mit Wenigem, als Gold und Güter haben, und ein kaltes Herz.“

Es mochten ſchon etwa fünf Tage vergangen ſeyn, während Felix, der Jäger und der Student noch immer unter den Räubern gefangen ſaßen. Sie wurden zwar von dem Hauptmann und ſeinen Untergebenen gut behandelt, aber dennoch ſehnten ſie ſich nach Befreiung, denn je mehr die Zeit fortrückte, deſto höher ſtieg auch ihre Angſt vor Entdeckung. Am Abend des fünften Tages erklärte der Jäger ſeinen Leidensgenoſſen, daß er entſchloſſen ſey, in dieſer Nacht loszubrechen, und wenn es ihm auch das Leben koſten ſollte. Er munterte ſeine Gefährten zum gleichen Entſchluß auf

und zeigte ihnen, wie sie ihre Flucht ins Werk setzen könnten. „Den, der uns zunächst steht, nehme ich auf mich; es ist Nothwehr, und Noth kennt kein Gebot, er muß sterben.“

„Sterben!“ rief Felix entsetzt; „Ihr wollt ihn todt schlagen?“

„Das bin ich fest entschlossen, wenn es darauf ankommt, zwei Menschenleben zu retten. Wisset, daß ich die Räuber mit besorglicher Miene habe flüstern hören, im Wald werde nach ihnen gestreift, und die alten Weiber verriethen in ihrem Zorn die böse Absicht der Bande, sie schimpften auf uns und gaben zu verstehen, wenn die Räuber angegriffen würden, so müßten wir ohne Gnade sterben.“

„Gott im Himmel!“ schrie der Jüngling entsetzt und verbarg sein Gesicht in die Hände.

„Noch haben sie uns das Messer nicht an die Kehle gesetzt,“ fuhr der Jäger fort; „drum laß uns ihnen zuvorkommen. Wenn es dunkel ist, schleiche ich auf die nächste Wache zu; sie wird anrufen; ich werde ihm zuflüstern, die Gräfin sey plötzlich sehr krank geworden, und indem er sich umsieht, stoße ich ihn nieder. Dann hole ich Euch ab, junger Mann, und der zweite kann uns eben so wenig entgehen; und beim dritten haben wir zu zwei leichtes Spiel.“ —

Der Jäger sah bei diesen Worten schrecklich aus, daß Felix sich vor ihm fürchtete. Er wollte ihn bereden, von diesem blutigen Gedanken abzustehen, als die Thüre der Hütte leise aufging und schnell eine Gestalt hereinschlüpfte. Es war der Hauptmann. Behutsam schloß er wieder zu

und winkte den beiden Gefangenen ſich ruhig zu verhalten. Er ſetzte ſich neben Felix nieder und ſprach:

„Frau Gräfin, Ihr ſeyd in ſchlimmer Lage. Euer Herr Gemahl hat nicht Wort gehalten, er hat nicht nur das Löſegeld nicht geſchickt, ſondern er hat auch die Regierungen umher aufgeboten, bewaffnete Mannſchaft ſtreift von allen Seiten durch den Wald, um mich und meine Leute aufzuheben. Ich habe Eurem Gemahl gedroht, Euch zu tödten, wenn er Miene mache, uns anzugreifen; doch es muß ihm entweder an Eurem Leben wenig liegen, oder er traut unſern Schwüren nicht. Euer Leben iſt in unſerer Hand, iſt nach unſern Geſetzen verwirkt. Was wollet Ihr dagegen einwenden?“

Beſtürzt ſahen die Gefangenen vor ſich nieder, ſie wußten nicht zu antworten, denn Felix erkannte wohl, daß ihn das Geſtändniß über ſeine Verkleidung nur noch mehr in Gefahr ſetzen könnte.

„Es iſt mir unmöglich,“ fuhr der Hauptmann fort, „eine Dame, die meine vollkommene Achtung hat, alſo in Gefahr zu ſetzen. Darum will ich Euch einen Vorſchlag zur Rettung machen, es iſt der einzige Ausweg, der Euch übrig bleibt: Ich will mit Euch entfliehen.“

Erſtaunt, überraſcht blickten ihn beide an; er aber ſprach weiter: „Die Mehrzahl meiner Geſellen iſt entſchloſſen, ſich nach Italien zu ziehen und unter einer weitverbreiteten Bande Dienſte zu nehmen. Mir für meinen Theil behagt es nicht, unter einem andern zu dienen, und darum werde ich keine gemeinſchaftliche Sache mit ihnen machen. Wenn Ihr mir nun Euer Wort geben wolltet, Frau Gräfin,

für mich gut zu ſprechen, Eure mächtigen Verbindungen zu meinem Schutze anzuwenden, ſo kann ich Euch noch frei machen, ehe es zu ſpät iſt.“

Felix ſchwieg verlegen; ſein redliches Herz ſträubte ſich, den Mann, der ihm das Leben retten wollte, gefliſſentlich einer Gefahr auszuſetzen, vor welcher er ihn nachher nicht ſchützen könnte. Als er noch immer ſchwieg, fuhr der Hauptmann fort: „Man ſucht gegenwärtig überall Soldaten; ich will mit dem geringſten Dienſt zufrieden ſeyn. Ich weiß, daß Ihr viel vermöget, aber ich will ja nichts weiter, als Euer Verſprechen, etwas für mich in dieſer Sache zu thun.“

„Nun denn,“ antwortete Felix mit niedergeſchlagenen Augen, „ich verſpreche Euch, was ich thun kann, was in meinen Kräften ſteht, anzuwenden, um Euch nützlich zu ſeyn. Liegt doch, wie es Euch auch ergehe, ein Troſt für mich darin, daß Ihr dieſem Räuberleben Euch ſelbſt freiwillig entzogen habt.“

Gerührt küßte der Hauptmann die Hand dieſer gütigen Dame, flüſterte ihr noch zu, ſich zwei Stunden nach Anbruch der Nacht bereit zu halten, und verließ dann eben ſo vorſichtig, wie er gekommen war, die Hütte. Die Gefangenen athmeten freier, als er hinweggegangen war. „Wahrlich!“ rief der Jäger, „dem hat Gott das Herz gelenkt! Wie wunderbar ſollen wir errettet werden! Hätte ich mir träumen laſſen, daß in der Welt noch etwas dergleichen geſchehen könnte, und daß mir ein ſolches Abenteuer begegnen ſollte?“

„Wunderbar, allerdings!“ erwiderte Felix. „Aber habe ich auch recht gethan, dieſen Mann zu betrügen? Was

kann ihm mein Schuß frommen? Saget selbst Jäger, heißt es ihn nicht an den Galgen locken, wenn ich ihm nicht gestehe, wer ich bin?“

„Ei, wie mögt Ihr solche Skrupel haben, lieber Junge!“ entgegnete der Student. „Nachdem Ihr Eure Rolle so meisterhaft gespielt! Nein, darüber dürft Ihr Euch nicht ängstigen, das ist nichts anderes, als erlaubte Nothwehr. Hat er doch den Frevel begangen, eine angesehene Frau schändlicher Weise von der Straße hinweg führen zu wollen, und wäret Ihr nicht gewesen, wer weiß, wie es um das Leben der Gräfin stünde? Nein, Ihr habt nicht Unrecht gethan; übrigens glaube ich, er wird bei den Gerichten sich einen Stein im Brett gewinnen, wenn er, das Haupt dieses Gesindels, sich selbst ausliefert.“

Dieser letztere Gedanke tröstete den jungen Goldschmid. Freudig bewegt und doch wieder voll banger Besorgniß über das Gelingen des Planes durchlebten sie die nächsten Stunden. Es war schon dunkel, als der Hauptmann auf einen Augenblick in die Hütte trat, einen Bündel Kleider niederlegte und sprach: „Frau Gräfin, um unsere Flucht zu erleichtern, müßt Ihr nothwendig diese Männerkleidung anlegen. Machet Euch fertig. In einer Stunde treten wir den Marsch an.“ Nach diesen Worten verließ er die Gefangenen und der Jäger hatte Mühe, nicht laut zu lachen. „Das wäre nun die zweite Verkleidung,“ rief er, „und ich wollte schwören, diese steht Euch noch besser, als die erste!“

Sie öffneten den Bündel und fanden ein hübsches Jagdkleid mit allem Zubehör, das Felix trefflich paßte. Nachdem

er ſich gerüſtet, wollte der Jäger die Kleider der Gräfin in einen Winkel der Hütte werfen, Felix gab es aber nicht zu; er legte ſie zu einem kleinen Bündel zuſammen und äußerte, er wolle die Gräfin bitten, ſie ihm zu ſchenken, und ſie dann ſein ganzes Leben hindurch zum Andenken an dieſe merkwürdigen Tage aufbewahren.

Endlich kam der Hauptmann. Er war vollſtändig bewaffnet und brachte dem Jäger die Büchſe, die man ihm abgenommen, und ein Pulverhorn. Auch dem Studenten gab er eine Flinte, und Felix reichte er einen Hirſchfänger, mit der Bitte, ihn auf den Fall der Noth umzuhängen, Es war ein Glück für die drei, daß es ſehr dunkel war, denn leicht hätten die leuchtenden Blicke, womit Felix dieſe Waffe empfing, dem Räuber ſeinen wahren Stand verrathen können. Als ſie behutſam aus der Hütte getreten waren, bemerkte der Jäger, daß der gewöhnliche Poſten an der Hütte diesmal nicht beſetzt ſey. So war es möglich, daß ſie unbemerkt an der Hütte vorbeiſchleichen konnten, doch ſchlug der Hauptmann nicht den gewöhnlichen Pfad ein, der aus der Schlucht in den Wald hinauf führte, ſondern er näherte ſich einem Felſen, der ganz ſenkrecht, und wie es ſchien, unzugänglich vor ihnen lag. Als ſie dort angekommen waren, machte der Hauptmann auf eine Strickleiter aufmerkſam, die an dem Felſen herabgeſpannt war. Er warf ſeine Büchſe auf den Rücken und ſtieg zuerſt hinan, dann rief er der Gräfin zu, ihm zu folgen, und bot ihr die Hand zur Hülfe, der Jäger ſtieg zuletzt herauf. Hinter dieſem Felſen zeigte ſich ein Fußpfad, den ſie einſchlugen und raſch vorwärts gingen.

„Dieſer Fußpfad," ſprach der Hauptmann, „führt nach der aſchaffenburger Straße. Dorthin wollen wir uns begeben,

denn ich habe genau erfahren, daß Ihr Gemahl, der Graf, ſich gegenwärtig dort aufhält."

Schweigend zogen ſie weiter, der Räuber immer voran, die drei andern dicht hinter ihm. Nach drei Stunden hielten ſie an; der Hauptmann lud Felix ein, ſich auf einen Baumſtamm zu ſetzen, um auszuruhen. Er zog Brod, eine Feldflaſche mit altem Wein hervor, und bot es den Ermüdeten an. „Ich glaube, wir werden, ehe eine Stunde vergeht, auf den Cordon ſtoßen, den das Militär durch den Wald gezogen hat. In dieſem Fall bitte ich Sie, mit dem Anführer der Soldaten zu ſprechen und gute Behandlung für mich zu verlangen."

Felix ſagte auch dies zu, obwohl er ſich von ſeiner Verwendung geringen Erfolg verſprach. Sie ruhten noch eine halbe Stunde und brachen dann auf. Sie mochten etwa wieder eine Stunde gegangen ſeyn und näherten ſich ſchon der Landſtraße, der Tag fing an heraufzukommen, und die Dämmerung verbreitete ſich ſchon im Wald, als ihre Schritte plötzlich durch ein lautes „Halt! Steht!" gefeſſelt wurden. Sie hielten, und fünf Soldaten rückten gegen ſie vor und bedeuteten ihnen, ſie müßten folgen und vor dem kommandirenden Major ſich über ihre Reiſe ausweiſen. Als ſie noch etwa fünfzig Schritte gegangen waren, ſahen ſie links und rechts im Gebüſch Gewehre blitzen, eine große Schaar ſchien den Wald beſetzt zu haben. Der Major ſaß mit mehreren Offizieren und andern Männern unter einer Eiche. Als die Gefangenen vor ihn gebracht wurden und er eben anfangen wollte, ſie zu examiniren über das „woher" und „wohin," ſprang einer der Männer auf und rief: „Mein Gott, was ſehe ich, das iſt ja Gottfried, unſer Jäger!" „Ja wohl, Herr Amtmann!" antwortete der Jäger mit

freudiger Stimme, „da bin ich, und wunderbar gerettet aus der Hand des ſchlechten Geſindels.“

Die Offiziere erſtaunten, ihn hier zu ſehen; der Jäger aber bat den Major und den Amtmann, mit ihm auf die Seite zu treten, und erzählte in kurzen Worten, wie ſie errettet worden, und wer der dritte ſey, welcher ihn und den jungen Goldſchmid begleitete.

Erfreut über dieſe Nachricht traf der Major ſogleich ſeine Maßregeln, den wichtigen Gefangenen weiter transportiren zu laſſen, den jungen Goldſchmid aber führte er zu ſeinen Kameraden, ſtellte ihn als den heldenmüthigen Jüngling vor, der die Gräfin durch ſeinen Muth und ſeine Geiſtesgegenwart gerettet habe, und alle ſchüttelten Felix freudig die Hand, lobten ihn und konnten nicht ſatt werden, ſich von ihm und dem Jäger ihre Schickſale erzählen zu laſſen.

Indeſſen war es völlig Tag geworden. Der Major beſchloß, die Befreiten ſelbſt bis in die Stadt zu begleiten; er ging mit ihnen und dem Amtmann der Gräfin in das nächſte Dorf, wo ſein Wagen ſtand, und dort mußte ſich Felix zu ihm in den Wagen ſetzen; der Jäger, der Student, der Amtmann und viele andere Leute ritten vor und hinter ihnen, und ſo zogen ſie im Triumph der Stadt zu. Wie ein Lauffeuer hatte ſich das Gerücht von dem Ueberfall in der Waldſchenke, von der Aufopferung des jungen Goldarbeiters in der Gegend verbreitet, und eben ſo reißend ging jetzt die Sage von ſeiner Befreiung von Mund zu Mund. Es war daher nicht zu verwundern, daß in der Stadt, wohin ſie zogen, die Straßen gedrängt voll Menſchen ſtanden, die den jungen Helden ſehen wollten. Alles

drängte ſich zu, als der Wagen langſam hereinfuhr. „Das iſt er,“ riefen ſie, „ſeht ihr ihn dort im Wagen neben dem Offizier! Es lebe der brave Goldſchmidsjunge!“ und ein tauſendſtimmiges „Hoch!“ füllte die Lüfte.

Felix war beſchämt, gerührt von der rauſchenden Menge. Aber noch ein rührender Anblick ſtand ihm auf dem Rathhauſe der Stadt bevor. Ein Mann von mittleren Jahren, in reichen Kleidern, empfing ihn an der Treppe und umarmte ihn mit Thränen in den Augen. „Wie kann ich Dir vergelten, mein Sohn!“ rief er. „Du haſt mir viel gegeben, als ich nahe daran war, unendlich viel zu verlieren! Du haſt mir die Gattin, meinen Kindern die Mutter gerettet, denn ihr zartes Leben hätte die Schrecken einer ſolchen Gefangenſchaft nicht ertragen.“ Es war der Gemahl der Gräfin, der dieſe Worte ſprach. So ſehr ſich Felix ſträuben mochte, einen Lohn für ſeine Aufopferung zu beſtimmen, ſo unerbittlich ſchien der Graf darauf beſtehen zu wollen. Da fiel dem Jüngling das unglückliche Schickſal des Räuberhauptmanns ein; er erzählte, wie er ihn gerettet, wie dieſe Rettung eigentlich der Gräfin gegolten habe. Der Graf, gerührt nicht ſowohl von der Handlung des Hauptmanns, als von dem neuen Beweis einer edlen Uneigennützigkeit, den Felix durch die Wahl ſeiner Bitte ablegte, verſprach das Seinige zu thun, um den Räuber zu retten.

Noch an demſelben Tag aber führte der Graf, begleitet von dem wackern Jäger, den jungen Goldſchmid nach ſeinem Schloſſe, wo die Gräfin, noch immer beſorgt um das Schickſal des jungen Mannes, der ſich für ſie geopfert, ſehnſuchtsvoll auf Nachrichten wartete. Wer beſchreibt ihre Freude,

als ihr Gemahl, den Retter an der Hand, in ihr Zimmer trat? Sie fand kein Ende, ihn zu befragen, ihm zu danken; sie ließ ihre Kinder herbeibringen und zeigte ihnen den hochherzigen Jüngling, dem ihre Mutter so unendlich viel verdanke, und die Kleinen faßten seine Hände, und der zarte Sinn ihres kindlichen Dankes, ihre Versicherungen, daß er ihnen nach Vater und Mutter auf der ganzen Erde der Liebste sey, waren ihm die schönste Entschädigung für manchen Kummer, für die schlaflosen Nächte in der Hütte der Räuber.

Als die ersten Momente des frohen Wiedersehens vorüber waren, winkte die Gräfin einem Diener, welcher bald darauf jene Kleider und das wohlbekannte Ränzchen herbeibrachte, welche Felix der Gräfin in der Waldschenke überlassen hatte. „Hier ist alles," sprach sie mit gütigem Lächeln, „was Ihr mir in jenen furchtbaren Augenblicken gegeben; es ist der Zauber, womit Ihr mich umhüllt habt, um meine Verfolger mit Blindheit zu schlagen. Es steht Euch wieder zu Diensten; doch will ich Euch den Vorschlag machen, diese Kleider, die ich zum Andenken an Euch aufbewahren möchte, mir zu überlassen, und zum Tausch dafür die Summe anzunehmen, welche die Räuber zum Lösegeld für mich bestimmten."

Felix erschrack über die Größe dieses Geschenkes; sein edler Sinn sträubte sich, einen Lohn für das anzunehmen, was er aus freiem Willen gethan. „Gnädige Gräfin," sprach er bewegt, „ich kann dies nicht gelten lassen. Die Kleider sollen Euer seyn, wie Ihr es befehlet; jedoch die Summe, von der Ihr sprechet, kann ich nicht annehmen. Doch, weil ich weiß, daß Ihr mich durch irgend etwas belohnen wollet, so erhaltet mir Euer Wohlwollen, statt anderen

Lohnes, und ſollte ich in den Fall kommen, Eurer Hülfe zu bedürfen, ſo könnt Ihr darauf rechnen, daß ich Euch darum bitten werde.“ Noch lange drang man in den jungen Mann, aber nichts vermochte ſeinen Sinn zu ändern. Die Gräfin und ihr Gemahl gaben endlich nach, und ſchon wollte der Diener die Kleider und das Ränzchen wieder wegtragen, als Felix ſich an das Geſchmeide erinnerte, das er im Gefühl ſo vieler freudigen Scenen ſo ganz vergeſſen hatte.

„Halt!“ rief er. „Nur etwas müßt Ihr mir noch aus meinem Ränzchen zu nehmen erlauben, gnädige Frau, das übrige iſt dann ganz und völlig Euer.“

„Schaltet nach Belieben,“ ſprach ſie; „obgleich ich gerne alles zu Eurem Gedächtniß behalten hätte, ſo nehmet nur, was Ihr etwa davon nicht entbehren wollet. Doch, wenn man fragen darf, was liegt Euch denn ſo ſehr am Herzen, daß Ihr es mir nicht überlaſſen möget?“

Der Jüngling hatte während dieſer Worte ſein Ränzchen geöffnet und ein Käſtchen von rothem Saffian herausgenommen. „Was mein iſt, könnet Ihr alles haben,“ erwiderte er lächelnd, „doch dies gehört meiner lieben Frau Pathin; ich habe es ſelbſt gefertigt und muß es ihr bringen. Es iſt ein Schmuck, gnädige Frau,“ fuhr er fort, indem er das Käſtchen öffnete und ihr hinbot; „ein Schmuck, an welchem ich mich ſelbſt verſucht habe.“

Sie nahm das Käſtchen; aber nachdem ſie kaum einen Blick darauf geworfen, fuhr ſie betroffen zurück.

„Wie! Dieſe Steine!“ rief ſie. „Und für Eure Pathin ſind ſie beſtimmt, ſagtet Ihr?“

„Ja wohl,“ antwortete Felix, „meine Frau Pathin hat mir die Steine geſchickt, ich habe ſie gefaßt und bin auf dem Wege, ſie ſelbſt zu überbringen.“

Gerührt ſah ihn die Gräfin an; Thränen drangen aus ihren Augen. „So biſt Du Felix Perner aus Nürnberg?“ rief ſie.

„Ja wohl! Aber woher wißt Ihr ſo ſchnell meinen Namen?“ fragte der Jüngling und ſah ſie beſtürzt an.

„O wundervolle Fügung des Himmels!“ ſprach ſie gerührt zu ihrem ſtaunenden Gemahl. „Das iſt ja Felix, unſer Pathchen, der Sohn unſerer Kammerfrau Sabine! Felix! Ich bin es ja, zu der Du kommen wollteſt; ſo haſt Du Deine Pathin gerettet, ohne es zu wiſſen.“

„Wie? Seyd denn Ihr die Gräfin Sandau, die ſo viel an mir und meiner Mutter gethan? Und dies iſt das Schloß Maienburg, wohin ich wandern wollte? Wie danke ich dem gütigen Geſchick, das mich ſo wunderbar mit Euch zuſammentreffen ließ; ſo habe ich Euch doch durch die That, wenn auch in geringem Maß, meine große Dankbarkeit bezeugen können!“

„Du haſt mehr an mir gethan,“ erwiderte ſie, „als ich je an Dir hätte thun können; doch ſo lange ich lebe, will ich Dir zu zeigen ſuchen, wie unendlich viel wir alle Dir ſchuldig ſind. Mein Gatte ſoll Dein Vater, meine Kinder Deine Geſchwiſter, ich ſelbſt will Deine treue Mutter ſeyn, und dieſer Schmuck, der Dich zu mir führte in der Stunde der höchſten Noth, ſoll meine beſte Zierde werden, denn er wird mich immer an Dich und Deinen Edelmuth erinnern.“

So ſprach die Gräfin und hielt Wort. Sie unterſtützte den glücklichen Felix auf ſeinen Wanderungen reichlich. Als er zurückkam, als ein geſchickter Arbeiter in ſeiner Kunſt, kaufte ſie ihm in Nürnberg ein Haus, richtete es vollſtändig ein, und ein nicht geringer Schmuck in ſeinem beſten Zimmer waren ſchön gemalte Bilder, welche die

Scenen in der Waldschenke und Felix Leben unter den Räubern vorstellten.

Dort lebte Felix als ein geschickter Goldarbeiter, der Ruhm seiner Kunst verband sich mit der wunderbaren Sage von seinem Heldenmuth und verschaffte ihm Kunden im ganzen Reiche. Viele Fremde, wenn sie durch die schöne Stadt Nürnberg kamen, ließen sich in die Werkstatt des berühmten Meisters Felix führen, um ihn zu sehen, zu bewundern, wohl auch ein schönes Geschmeide bei ihm zu bestellen. Die angenehmsten Besuche waren ihm aber der Jäger, der Zirkelschmid, der Student und der Fuhrmann. So oft der letztere von Würzburg nach Fürth fuhr, sprach er bei Felix ein; der Jäger brachte ihm beinahe alle Jahre Geschenke von der Gräfin, der Zirkelschmid aber ließ sich, nachdem er in allen Ländern umhergewandert war, bei Meister Felix nieder. Eines Tages besuchte sie auch der Student. Er war indessen ein bedeutender Mann im Staat geworden, schämte sich aber nicht, bei Meister Felix und dem Zirkelschmid ein Abendessen zu verzehren. Sie erinnerten sich an alle Scenen der Waldschenke, und der ehemalige Student erzählte, er habe den Räuberhauptmann in Italien wieder gesehen; er habe sich gänzlich gebessert und diene als braver Soldat dem König von Neapel.

Felix freute sich, als er dies hörte. Ohne diesen Mann wäre er zwar vielleicht nicht in jene gefährliche Lage gekommen, aber ohne ihn hätte er sich auch nicht aus Räuberhand befreien können. Und so geschah es, daß der wackre Meister Goldschmid nur friedliche und freundliche Erinnerungen hatte, wenn er zurückdachte an das Wirthshaus im Spessart.

Skizzen.

Digitized by Google

Die Bücher und die Lesewelt.

I. Die Leihbibliothek.

Als ich noch in —n lebte, gehörte es zu meinen Vormittagsvergnügungen, in eine Leihbibliothek zu gehen; nicht um Bücher auszuwählen, denn die Sammlung bestand aus vier bis fünftausend Bänden, die ich größtentheils zwei Jahre zuvor in einer langen Krankheit durchblättert hatte, sondern um zu sehen, wie die Bücher ausgewählt werden. Ich trug mich damals mit dem sonderbaren Gedanken, ein Buch zu schreiben; ich hatte noch keinen bestimmten Gegenstand oder Zweck und war noch sehr unentschieden, nach welchem großen Meister ich mein erstes Stück verfertigen sollte; an den innern Werth des künftigen Buches dachte ich zwar mit unbehaglichem Gefühl, denn unter allen meinen Gedanken war ich bis jetzt auf keinen gestoßen, der sich, selbst mit schwabacher Lettern gedruckt, schön ausgenommen hätte; doch schien mir das Größte und Nothwendigste für einen, der ein Buch machen will, daß er die Menschen studire, nicht um Menschenkenntniß zu sammeln, die lernt man jetzt in Büchern, sondern um den Leuten abzusehen, was etwa am meisten Beifall finde, oft und gerne gelesen werde. Vor

populi, vor Dei, dachte ich, gilt auch hier. So saß ich denn manchen Vormittag in der Bibliothek, um die Leser und ihre Neigungen zu studiren.

Der Bibliothekar war ein alter, kleiner Mann, der in den zehn Jahren, die ich in seiner Nähe lebte, beständig einen apfelgrünen Frack, eine gelbe Weste und blaue Beinkleider trug; ich suchte ihm zu beweisen, daß er seinen Anzug nicht greller und abgeschmackter hätte wählen können; er brach aber, nachdem ich einiges Schlagende aus der Farbenlehre vorgebracht hatte, in Thränen aus und versicherte mich, er trage sich so und werde sich bis an sein Ende so tragen, denn von diesen Farben sey sein Hochzeitkleid gewesen, das er sich sechs Wochen vor der Hochzeit und leider zu frühe habe verfertigen lassen; denn die Braut sey schnell am Nervenfieber gestorben. Der Bibliothekar hatte in seinem Fach eine vieljährige Erfahrung und interessant war, was er zuweilen darüber äußerte. „Morgens," sagte er mir z. B., „morgens werden am meisten Bücher ausgetauscht, das ist die Zeit der zweiten und dritten Theile. Es kommt nicht daher, wie ich anfänglich glaubte, daß zu dieser Zeit die Bedienten und Kammermädchen ihre Ausgänge in die Stadt machen, denn dann müßte sich dieses Verhältniß auch auf erste Theile erstrecken, nein, es kömmt vom Nachtlesen her."

„Vom Nachtlesen?" fragte ich verwundert.

„Davon, meine ich, daß die Leute interessante Bücher bei Nacht lesen. Ein großer Theil der Menschen, die jungen und ganz gesunden ausgenommen, kann nicht in derselben Minute einschlafen, wo sie zu Bette gehen. Zum Opium mag man nicht greifen, weil man damit, einmal angefangen, fortfahren muß; da gibt es nun kein besseres Mittel, als zu lesen."

„Gut, ich verſtehe," erwiderte ich; „aber Sie ſagten ja ſelbſt von intereſſanten Büchern: ſind denn dieſe zum Einſchläfern eingerichtet?"

„Nicht alle und nicht für alle; natürlich muß man unterſcheiden, für wen dies oder jenes intereſſant ſeyn kann. Sie kennen die Gräfin Winkliß? Nun, die kann am längſten nicht einſchlafen; mich dauert nur das Kammermädchen, die ihr jede Nacht oft bis zwei Uhr vorleſen muß. Nun gebe ich einmal aus Irrthum dem Mädchen Görres' Deutſchland und die Revolution mit — Sie wiſſen, für den Kenner gibt es nichts Intereſſanteres — acht Nächte haben ſie daran geleſen und doch hat es nur 190 Seiten, und jedesmal iſt die Gräfin um eilf Uhr eingeſchlafen. Das Mädchen wußte mir Dank für das „ſchläfrige Buch." Kommt, um Ihnen nur noch ein Beiſpiel zu geben, kommt zu meinem großen Erſtaunen der alte Profeſſor Wanzer, der über Mathematik lieſt, in meinen Laden. Er habe ſeit zwanzig Jahren nichts Belletriſtiſches mehr geleſen, als zuweilen die Traueranzeigen im Merkur, und nun wünſche er doch wieder eine Ueberſicht über das zu bekommen, was einſtweilen Gutes geſchrieben worden. Ich fragte ihn, ob er von Walter Scott etwas geleſen? Er erinnert ſich, von dem berühmten Mann gehört zu haben, und nimmt Ivanhoe mit, Ivanhoe, dieſe herrliche Geſchichte! Den andern Tag kömmt er ganz verdrießlich, wirft mir ein Paar Groſchen und den Scott auf den Tiſch und ſagt, die Rittergeſchichten, die er in ſeiner Jugend geleſen, ſeyen bei weitem ſchöner geweſen; er ſey ſchon über dem erſten Theil eingeſchlafen; bitte Sie um Himmelswillen, über Ivanhoe eingeſchlafen!"

„Aber wie hängt dies mit Ihren Beobachtungen über die zweiten und dritten Theile zuſammen?" unterbrach ich ihn.

Nun, wir sprachen gerade von interessanten Büchern, und da kam ich auf die Gräfin und den Professor. Kommt aber ein interessantes Buch an den rechten Mann, so geht es, wie wenn ein Pferd flüchtig wird. Abends war man im Theater oder in Gesellschaft, man hat nachher gut zu Nacht gespeist und rüstet sich nun zu Bette zu gehen. Die Lampe auf dem Tische am Bette ist angezündet, das Mädchen oder der Bediente hat einen ersten Theil zurecht gelegt, alles ist in Ordnung, nur der Schlaf will noch nicht kommen. Man rückt die Lampe näher, man nimmt das Buch in die Rechte, stützt den linken Ellenbogen in die Kissen und schlägt das Titelblatt auf. Sagt der Titel dem Leser zu, hat er sich über das erste, oder, wie ichs nenne, Geburtsschmerzenkapitel hinüber gewunden, so geht es rasch vorwärts, die Augen jagen über die Zeilen hin, die Blätter fliegen, und solch ein rechter Nachtleser reitet einen Theil ohne Mühe in zwei Stunden hinaus. Gewöhnlich ist der Schluß der ersten Theile eingerichtet wie die Schlußscenen der ersten Akte in einem Drama. Der Zuschauer muß in peinlicher Spannung auf den nächsten Akt lauern. Unzufrieden, daß man nicht auch den zweiten Theil gleich zur Hand hat und dennoch angenehm unterhalten, schläft man ein; den nächsten Morgen aber fällt der erste Blick auf das gelesene Buch, man ist begierig, wie es dem Helden, der am Schluß des ersten Theils entweder gerade ertrunken ist, oder ein sonderbares Pochen an der Thüre hörte und so eben „herein!“ rief, weiter ergehen werde, und wenn ich um acht Uhr meinen Laden öffne, stehen die Johanne, Friedriche, Katharinen Babetten schon in Schaaren vor der Thüre, weil gnädiges Fräulein, ehe sie eine englische Stunde hat, der Herr Rittmeister, ehe er mit der Schwadron spazieren reitet, die

Frau Geheimeräthin, ehe ſie Toilette macht, noch einige Kapitel im folgenden Theil des höchſt intereſſanten Buches leſen möchten.“

II. Geſchmack des Publikums.

„O daß ich auch einer der Glücklichen wäre,“ dachte ich, als jetzt hie Leihbibliothek ſich öffnete und ein Gemiſch von bordirten Bedientenhüten und hübſchen Mädchengeſichtern ſich zeigte, „einer jener Glücklichen, deren zweiter Theil mit ſo großer Sehnſucht erwartet wird!“ Nicht ohne Neid blickte ich auf die Bände, die der kleine Bibliothekar mit der wichtigen Miene eines Bäckers zur Zeit einer Hungersnoth vertheilte. — Er hatte die dringendſten Kunden befriedigt, das Geld oder die Leſeſchulden eingeſchrieben und ich konnte jetzt eine wichtige Frage an ihn richten, die mir ſchon lange auf den Lippen ſchwebte, die Frage über den Geſchmack des Publikums.

„Er iſt ſo verſchieden,“ antwortete er, „und iſt oft ſo ſonderbar als der Geſchmack an Speiſen. Der eine will ſüße, der andere geſalzene; der eine Seefiſche, Auſtern und italieniſche Früchte; der andere nahrhafte Hausmannskoſt: in einem Punkte ſtimmen ſie aber alle überein, ſie wollen gut ſpeiſen.“

„Das heißt?“

„Sie wollen unterhalten ſeyn; natürlich jeder auf ſeine Weiſe.“

„Aber wer iſt der Koch,“ rief ich aus, „der für dieſe verſchiedenen und verwöhnten Gaumen das Schmackhafte zubereitet? Wie kann man es allen oder nur vielen recht machen? Denn darin liegt doch der Ruhm des Autors?“

„Sie sind nicht so verwöhnt als man glaubt," entgegnete er; „die Mode thut viel, und wenn nur die Schriftsteller fleißiger die Leihbibliotheken besuchten, mancher würde finden, was ihm noch abgeht, oder was er zuviel hat. Kann doch keiner ein guter Theaterdichter werden, der nicht mit der ganzen Stadt vor seinem eigenen Stücke sitzt, aufmerksam zuschaut und lauscht, was am meisten Effekt macht."

Der Mann sprach mir aus der Seele; er hatte ausgesprochen, was auch ich schon lange mir zugeflüstert hatte. „Die Leihbibliotheken studire, wer den Geist des Volks kennen lernen will," fuhr er mit Pathos fort. „Sehen Sie einmal, Bester, jene lange Reihe von Bänden an; die weißen Pergamentrücken sind so rein, als hätte man sie nie oder nur mit Handschuhen angefaßt. Wer ist wohl der Autor, der so vergessen und gleichsam in Ruhestand versetzt dort steht?"

Ich rieth auf eine Reisebeschreibung oder auf ein naturhistorisches Werk.

„Letzteren Artikel führen wir gar nicht," antwortete er wegwerfend; „nein — es ist Jean Paul."

„Wie!" rief ich mit Schrecken, „ein Mann, der für die Unsterblichkeit geschrieben, sollte schon jetzt vergessen seyn? Hat er denn nicht alles in sich vereinigt, was anzieht und unterhält, tiefen Ernst und Humor, Wehmuth und Satire, Empfindsamkeit und leichten Scherz?"

„Wer läugnet dies?" erwiderte der kleine Mann. „Alles hat er in sich vereint, um auch die verschiedensten Gaumen zu befriedigen; aber er hat jene Ingredienzien klein gehackt, wunderlich zusammengemischt und mit einer Sauce piquante gekocht; als es fertig war und das Publikum kostete, fand man es wohlschmeckend, delikat, aber es widerstand dem

Magen, weil niemand ſeine Kraftbrühen, den ſonderbaren dunkeln Styl ertragen konnte. Dort ſtehen alle ſeine Gerichte unberührt, und nur einige Gourmands im Leſen nehmen hie und da ein Kampanerthal oder einen Titan nach Hauſe und ſchmecken allerlei Feines heraus, das ich und mein Publikum nicht verſtehen. Sehen Sie in jener Ecke die lange Reihe mit den neuen grünen Schildchen? Das iſt Herder; auch dieſer — doch hier kommt ein lebendiges Beiſpiel die Straße herauf; kennen Sie Fräulein Roſa von Milben?"

„Gewiß; ich ſah ſie zuweilen und fand in ihr eine Dame vom feinſten Geſchmack und ſehr beleſen; zwar etwas empfindſam und idealiſch, aber dabei von einer liebenswürdigen Unbefangenheit."

„Des Fräuleins Kammermädchen wird ſogleich eintreten, und da haben Sie die beſte Gelegenheit, den feinen, empfindſamen Geſchmack jener Dame kennen zu lernen."

„Ich wollte errathen, von welcher Art ihre Lektüre iſt," erwiderte ich, „etwa Roſaliens Nachlaß oder Jakobs Frauenſpiegel, Tiedge's Urania oder Agathokles von Karoline Pichler."

„Stellen Sie ſich nur ruhig an jene Seite, wir werden ſogleich ſehen."

Ich that, wie er mir ſagte; ich nahm ein Buch aus dem Schrank und ſtellte mich, ſcheinbar mit Leſen beſchäftigt, in eine Ecke. Das Mädchen trat in das Gewölbe, richtete eine freundliche Empfehlung vom gnädigen Fräulein aus, und ſie laſſe fragen, ob man denn No. 1629 noch immer nicht haben könne?

„Nicht zu Hauſe," antwortete er nach einem flüchtigen Blick auf die Bücherſchränke; „hier iſt eine andere Nummer

für ihr Fräulein. Sie soll sich gut unterhalten.“ Das Mädchen ging. „Schnell einen Katalog,“ rief ich, als sich die Thüre hinter ihr geschlossen hatte, „lassen Sie mich sehen, was 1629 ist!“ Mit ironischem Lächeln reichte mir der Alte den Katalog; ich blätterte eilig, fand, und mein Herz erstarrte vor Verwunderung, denn No. 1629 war — „Leben und Meinungen Erasmus Schleichers von Cramer!“ „Wie! Dieses, um wenig zu sagen, gemeine Buch darf Fräulein Rosa, die liebenswürdige Einfalt, lesen?“ sprach ich unmuthig. „Und wenn keine Gouvernante, keine Mutter ihre Lektüre ordnet, darf sie sich selbst etwas der Art erlauben? Doch es ist ein Irrthum, die Zahlen sind falsch aufgeschrieben!“

„Wertheſter Herr,“ erwiderte der Bibliothekar, „Sie trauen den Menschen zu viel Gutes zu. Hier ist ein Zettelchen, das ich heimlich aus dem Körbchen des Kammermädchens nahm, Erasmus Schleicher ist es und kein anderer; noscitur ex socio — an Deinem Kameraden kennt man Dich; hier stehen die übrigen Nummern, nach welchem das Herz des Fräuleins verlangt, vergleichen Sie!“

Zürnend nahm ich das Blättchen, auf welchem zierlich die Worte: „für Fräulein von Milben,“ und eine lange Reihe von Zahlen geschrieben waren. Ich fing mit der ersten Nummer an und fand Leute, welchen freilich die Nachbarschaft des alten Erasmus keine Schande brachte. 1585 der deutsche Alcibiades, 2139 der Geist Erichs von Sickingen und seine Erlösung, 2995 Historien ohne Titel, 1544 der Blutschatz von H. Clauren. 1531 — 40, Scherz und Ernst von H. Clauren. Nein, weiter mochte ich diese Herzensgeheimnisse nicht entziffern; „welche Heuchlerin ist

dieſes Mädchen!“ rief ich. „Das iſt ihre Lektüre, und ich glaubte, ſie werde nur die Stunden der Andacht leſen!“

„Da müßten Sie wahrhaftig einen guten Theil unſerer jungen Damen Heuchlerinnen nennen, denn Clauren und Cramer und dergleichen ſind ihre angenehmſte Lektüre, und daß ſie nicht darüber ſprechen, iſt noch keine Heuchelei.“

„Aber mein Gott, warum leſen denn wohlgezogene Leute ſo ſchlechte Bücher, von welchen ſie ohne Erröthen nicht ſprechen dürfen? Wahrhaftig, der Umgang mit ſchlechten Büchern iſt oft gefährlicher, als der Umgang mit ſchlechten Menſchen.“

„Warum?“ entgegnete der Büchermann lachend. „Warum? Das iſt einmal der Geſchmack der Zeit.“

III. Der große Unbekannte.

Ein Bedienter unterbrach uns „Die Frau Gräfin von Langsdorf läßt ſich ein Buch ausbitten;“ ſprach er.

„Was für eine Nummer?“

„Das hat ſie nicht geſagt. Aber ich glaube, ſie will eine Geiſtergeſchichte.“

„Geiſtergeſchichte?“ fragte der kleine Bibliothekar umherſuchend, „darf es auch eine Rittergeſchichte ſeyn? Die Geiſter ſind alle ausgeblieben.“

„Ja, nur etwas recht Schauerliches, das hat ſie gerne,“ erwiderte der Diener, „ſo wie das letzthin, die ſchwarzen Ruinen oder das unterirdiſche Gefängniß, das hat uns ſehr gut gefallen.“

„Lieſt Er denn auch mit?“ fragte der kleine Mann mit Staunen.

„Nachher, wenn die Frau Gräfin einen Band durch hat, leſen wir es auch im Bedientenzimmer.“

„Gut; will Er lieber das Geisterschloß, die Auferstehung im Todtengewölbe oder das feurige Racheschwert von Hildebrandt?“

„Da thut mir die Wahl weh,“ erwiderte er; „was müssen das für schöne Bücher seyn! Nu — ich will diesmal das feurige Racheschwert nehmen, behalten Sie mir das Geisterschloß für das nächstemal auf.“

Kaum hatte sich der Diener der Gräfin, die gerne Schauergeschichten las, entfernt, so trat gemessenen Schrittes ein Soldat ein.

„Für den Herrn Lieutenant Flunker beim fünfzehnten Regiment den blinden Thorwart vom alten Schott.“

„Freund, hat Er auch recht gehört?“ fragte der Leihbibliothekar. „Den blinden Thorwart vom alten Schott? Ich kenne keinen Autor dieses Namens.“

„Es soll auch kein Auditor seyn,“ entgegnete der Soldat vom fünfzehnten, „sondern ein Buch; der Herr Lieutenant sind auf der Wache und wollen lesen.“

„Wohl! Aber vom alten Schott? Es steht weder ein alter noch ein junger im Katalog.“

„Es ist, glaub' ich, derselbe, der so viel gedruckt hat, und den sich alle Korporals und Wachtmeister um zwei gute Groschen gekauft haben.“

„Walter Scott!“ rief der Kleine mit Lachen. „Und das Buch wird Quentin Durward heißen.“

„Ach ja, so wird es heißen!“ sprach der Soldat. „Aber ich darf den Herrn Lieutenant nichts zweimal fragen, sonst hätte ich wohl den Namen gemerkt, und er hat sich das undeutliche Sprechen vom Kommandiren angewöhnt.“ Er empfing seinen blinden Thorwart und ging. Aber der Himmel hatte ihn in diesem Augenblick in die Leihbibliothek

gesandt, und seine Worte hatten einen Lichtstrahl in meine Seele geworfen. „So ist es denn wahr," sprach ich, „daß die Werke dieses Britten beinahe so verbreitet sind als die Bibel, daß Alt und Jung und selbst die niedrigsten Stände von ihm bezaubert sind?"

„Gewiß, man kann rechnen, daß allein in Deutschland sechzigtausend Exemplare verbreitet sind, und er wird täglich noch berühmter. In Scheerau hat man jetzt eine eigene Uebersetzungsfabrik angelegt, wo täglich fünfzehn Bogen übersetzt und sogleich gedruckt werden."

„Wie ist das möglich?"

„Es scheint beinahe so unmöglich, als daß Walter Scott diese Reihe von Bänden in so kurzer Zeit sollte geschrieben haben; aber es ist so, denn erst vor kurzer Zeit hat er sich öffentlich als Autor bekannt; die Fabrik habe ich aber selbst gesehen."

„Wird vielleicht durch Vertheilung der Arbeit Zeit gewonnen?" fragte ich.

„Einmal dies," entgegnete er, „und sodann wird alles mechanisch betrieben; der Professor Lux ist sogar gegenwärtig beschäftigt, eine Dampfmaschine zu erfinden, die Französisch, Englisch und Deutsch versteht, dann braucht man gar keine Menschen mehr. Die Fabrik ist aber folgendermaßen beschaffen: Hinten im Hof ist die Papiermühle, welche unendliches Papier macht, das schon getrocknet wie ein Lavastrom in das Erdgeschoß des Hauptgebäudes herüber rollt; dort wird es durch einen Mechanismus in Bogen zerschnitten, und in die Druckerei bis unter die Pressen geschoben. Fünfzehn Pressen sind im Gang, wovon jede täglich zwanzigtausend Abdrücke macht. Nebenan ist der Trockenplatz und die Buchbinderwerkstätte. Man hat

berechnet, daß der Papierbrei, welcher Morgens fünf Uhr noch flüssig ist, den andern Morgen um eilf Uhr, also innerhalb dreißig Stunden, ein elegantes Büchlein wird. Im ersten Stock ist die Uebersetzungsanstalt. Man kömmt zuerst in zwei Säle; in jedem derselben arbeiten fünfzehn Menschen. Jedem wird Morgens acht Uhr ein halber Bogen von Walter Scott vorgelegt, welchen er bis Mittag drei Uhr übersetzt haben muß. Das nennt man dort: „aus dem Groben arbeiten.“ Fünfzehn Bogen werden auf diese Art jeden Morgen übersetzt. Um drei Uhr bekommen diese Leute ein gutes Mittagsbrod. Um vier Uhr wird jedem wieder ein halber Bogen gedruckte Uebersetzung vorgelegt, die durchgesehen und korrigirt werden muß.“

„Aber was geschieht denn mit den übersetzten Bogen vom Vormittag?“

„Wir werden es sogleich sehen. An die zwei Säle stoßen vier kleine Zimmer. In jedem sitzt ein Stylist und sein Sekretär; Stylisten nennt man dort nämlich diejenigen, welche die Uebersetzungen der Dreißig durchgehen und aus dem Groben ins Feine arbeiten; sie haben das Amt, den Styl zu verbessern. Ein solcher Stylist verdient täglich zwei Thaler, muß aber seinen Sekretär davon bezahlen. Je sieben bis acht Grobarbeiter sind einem Stylisten zugetheilt; sobald sie eine Seite geschrieben haben, wird sie dem Stylisten geschickt. Er hat das englische Exemplar in der Hand, läßt sich vom Sekretär das Uebersetzte vorlesen und verbessert hier oder dort die Perioden. In einem fünften Zimmer sind zwei poetische Arbeiter, welche die Motto's über den Kapiteln und die im Text vorkommenden Gedichte in deutsche Verse übersetzen.“

Ich staunte über diesen wunderbaren Mechanismus und

bedauerte nur, daß die dreißig Arbeiter und vier Styliſten nothwendig ihr Brod verlieren müſſen, wenn der Profeſſor Lux die Ueberſetzungsmaſchine erfindet.

„Gott weiß, wie es dann gehen wird,“ antwortete der kleine Mann; „ſchon jetzt koſtet das Bändchen in der Scheerauer Fabrik nur einen Groſchen; in Zukunft wird man zwei Bändchen um einen Silbergroſchen geben und alle vier Tage wird eines erſcheinen.“

IV. Beſuch im Buchladen.

Mein Entſchluß ſtand feſt; einen hiſtoriſchen Roman a la Walter Scott mußt Du ſchreiben, ſagte ich zu mir, denn nach allem, was man gegenwärtig vom Geſchmack des Publikums hört, kann nur dieſe und keine andere Form Glück machen. Freilich kamen mir bei dieſem Gedanken noch allerlei Zweifel; ich mußte die Werke dieſes großen Mannes nicht nur leſen, ſondern auch ſtudiren, um ſie zu meinem Zweck zu benützen. Ein dritter und der mächtigſte Zweifel war, ob ich einen Verleger bekommen würde. Ich beſchloß daher, ehe ich mich an das Werk ſelbſt machte, die Wege kennen zu lernen, die man bei ſolchen Geſchäften zu gehen hat. Den Buchhändler Salzer und Sohn kannte ich von der Harmonie her; ich ſteckte zwei Thaler zu mir, um ein Buch bei ihm zu kaufen und ſo ſeine nähere Bekanntſchaft zu machen.

„Ein ſchönes Buch für zwei Thaler?“ fragte er. „Was ſoll es ſeyn? Gedichte?“

„Erzählungen oder ein Roman, Herr Salzer.“

„Um dieſen Preis werden Sie nichts Schönes finden,“ erwiderte er lachend; „doch hier iſt der Katalog.“

„Wie? Nichts Schönes um zwei Thaler, und doch koſtet ein Roman von Walter Scott nur zwanzig Groſchen.“

„Wenn Sie Ueberſetzungen haben wollen," ſagte er; „ich dachte, Sie wollten Originale."

„Aber mein Gott," entgegnete ich, „wenn ein guter Roman aus einer andern Sprache nur zwanzig Groſchen koſtet, warum hält man denn die deutſchen Bücher ſo theuer?"

„Meinen Sie," erwiderte er unmuthig, „wir werden auch noch die Originale um einen Spottpreis wegwerfen? Dieſe Ueberſetzungen, dieſe wohlfeilen Preiſe werden uns ohnedies bald genug ruiniren. Was iſt denn jetzt ſchon unſer ſchöner Buchhandel geworden? Nichts als ein Verkaufen im Abſtreich; alles ſoll wohlfeil ſeyn, und ſo wird alles ſchlecht und in den Staub gezogen. In jeder Ecke des Landes ſitzt einer, der mit wohlfeiler Schnittwaare handelt, und wir andern, die uns noch dem Verderben entgegenſtemmen, gehen darüber zu Grunde."

„Aber wie kann denn dieſe Veränderung des Handels ſo großen Einfluß auf Originale oder auf die Buchhandlung üben?"

„Wie?" fuhr er eifrig fort. „Wie? Es iſt ſo klar als die Sonne; das Publikum wird dadurch verdorben und verwöhnt! Ich ſtreite Scott und den beiden Amerikanern ihr Verdienſt nicht ab; ſie ſind im Gegentheil leider zu gut. Aber jedes Nähtermädchen kann ſich für ein Paar Thaler eine Bibliothek klaſſiſcher Romane anſchaffen. Unnatürlich ſchnell hat ſich die Sucht nach dieſer Art von Dichtungen verbreitet, und hunderttauſend Menſchen haben jetzt durch dieſe Groſchenbibliotheken einen Maßſtab erhalten, nach welchem ſie eigenſinnig unſere deutſchen Produkte meſſen."

„Um ſo beſſer für die Welt; wird denn nicht dadurch die Intelligenz und der gute Geſchmack verbreitet, und das Schlechte verdrängt?"

„Intelligenz und Geſchmack, das Bändchen um neun Kreuzer rheiniſch!“ rief er aus. „O ich kenne dieſe ſchönen Worte! Guter Geſchmack! Als ob nur die Leute über dem Kanal guten Geſchmack hätten! Intelligenz! Meinen Sie denn, die Menſchen denken dadurch vernünftiger, daß ſie jetzt alle ſelbſt recenſiren und ſagen: Er iſt doch nicht ſo ſchön als Walter Scott und Cooper, und nicht ſo tief und witzig als Waſhington Irving? Und welcher Segen für unſere Literatur und den Buchhandel wird aus dieſem Samen hervorgehen, den man ſo reichlich ausſtreut? Verkehrtheit der Begriffe und einige ſchlechte Nachahmungen (wie ich mich ſchämte bei dieſen Worten!) und überdies unſer Ruin. Die Schriftſteller verlangen immer ſtärkere Honorare; wofür man ſonſt einen Louisd'or zahlte, will man jetzt fünf, und im umgekehrten Verhältniß werden die Bücher weniger geſucht als jemals. Ueberdies hat auch dieſe Herren Walter Scott's Fruchtbarkeit angeſteckt. Sie ſind jetzt ſparſam mit Gedanken und verſchwenderiſch mit Worten. Gedanken, Scenen, Gemälde, die man ſonſt in den engen Rahmen eines Bändchens fügte, werden auseinandergezogen in zehn, zwölf Bände, damit man mehr Geld verdiene, und was früher vier, fünf hübſche Verſe gegeben hätte, wächst jetzt in holperiger Proſa zu eben ſo vielen Seiten an.“

„Alſo geht die gereimte Poeſie nicht mehr?“

„Wer will ſie kaufen? Privatleute? die ſehen vornehm herab und nennen alles Verſelei; Gelehrte? die bekommen es vom Autor, damit ſie ihn deſto gnädiger recenſiren möchten; Leihbibliotheken? die führen nur Romane, weil ſie ihr Publikum kennen. Und dieſe Leihbibliotheken ſind noch unſer Unglück. Jedes Städtchen hat ein Paar ſolche Anſtalten.

Das Publikum denkt, warum ſollen wir für ein Buch ſo viel Geld wegwerfen, wenn wir es in der Leihbibliothek leſen können? Man kauft ſich Groſchenüberſetzungen oder wohlfeile Taſchenausgaben, um doch eine Bibliothek zu haben, und der Buchhändler, der ein Buch verlegen will, kann alſo höchſtens noch auf fünfhundert Leihbibliotheken rechnen. Und wenn heute wieder ein Göthe oder ein Schiller geboren würde, man könnte keine fünfhundert Exemplare abſetzen; das Publikum hat Glauben, Vertrauen und Luſt an unſerer Literatur verloren."

„Und von alle dem ſollten Scott und die Taſchenausgaben die Schuld tragen?"

„Ja! und dieſe unſelige Zerſplitterung durch alle Zweige iſt auch mit Schuld! Die Schriftſteller zerſplittern ihr Talent in Almanache und Zeitſchriften, weil ſie dort gut bezahlt werden; das Publikum zerſplittert ſein Geld für dieſe Luxuswaaren, weil ſie Mode geworden ſind; wir ſelbſt überbieten uns; jeder will einen Almanach, eine Zeitſchrift haben; und dieſe Taſchenkrebſe ſind es, die unſere Krebſe erzeugen."

„Aber, Herr Salzer," ſagte ich zu dem Unmuthigen: „Warum ſchwimmen Sie gegen den Strom? Warum veranſtalten Sie nicht ſelbſt Taſchenausgaben? Warum unternehmen Sie keine Zeitſchrift? Oder ſchämen Sie ſich vielleicht, ſelbſt mitzumachen?"

„Schämen würde ich mich eigentlich nicht," erwiderte er nach einigem Nachdenken. „Was ein anderer thut, kann Salzer und Sohn auch thun. Aber ehrlich geſtanden, ich fürchte mit einer Zeitſchrift zu ſpät zu kommen; und wer ſoll ſie ſchreiben! Etwas neues muß heuzutage auffallend, pikant ſeyn, wenn es Glück machen ſoll; ſo habe ich mich ſchon lange umſonſt auf einen ausgezeichneten Titel beſonnen,

denn der Titel muß jetzt alles thun. Hätte ich nur hier einige tüchtige Männer vom Fache, eine kritiſche, oder belletriſtiſche Zeitſchrift ſollte bald daſtehen; denn ich bin ein unternehmender Geiſt ſo gut als einer."

V. Der unternehmende Geiſt.

„Man hat jetzt Morgen-, Mittag-, Abend- und Mitternachtblätter, man hat alle Götter und Muſentitel erſchöpft, man ſieht ſich genöthigt, zu den ſonderbarſten Namen ſeine Zuflucht zu nehmen, will man Aufſehen machen, denn nur der neue Klang iſt es, der das alte, längſt Gewöhnte übertönt, und jeder Vernünftige ſieht ein, daß eine neue Zeitſchrift nicht an und für ſich beſſer iſt als die alten. Erzählungen, Gedichte, Kritiken finden ſich hier wie dort, und gute Mitarbeiter werden nicht zugleich mit dem Namen des Blattes erfunden."

„Aber Herr Salzer," erwiderte ich: Warum verlaſſen denn die Menſchen oft die längſt bekannten Zeitſchriften, um auf ein Paar Probeblätter hin eine neue anzuſchaffen?"

Das liegt ganz in unſerer Zeit; Veränderung macht Vergnügen und neue Beſen kehren gut," antwortete er; „ſo iſt einmal das Publikum, wetterwendiſch und weiß nicht warum. Kleider machen Leute, und eine hübſche Vignette, ein auffallender Titel thut in der Leſewelt ſo viel, als eine neue Mode in einer Aſſemblee. Wer dieſen Charakter der Menſchen recht zu nützen verſteht, kann in jetziger Zeit noch etwas machen; hätte ich nur einen Titel!"

„Da unſere Zeitſchriften gegenwärtig ſo vielſeitig ſeyn müſſen," ſprach ich: „Was denken Sie zu dem Titel: „Literariſches Hühnerfutter?

„Wäre nicht so übel; man könnte in der Vignette das Publikum als ein Hühnervolk darstellen, welchem von der Muse kleingeschnittenes Futter vorgestreut wird; aber es geht doch nicht! in dem Futter könnte eine Beleidigung liegen, weil es schiene, als wollte man das Publikum mit dem Abfall von dem großen Mittagstisch der Literatur füttern; geht nicht!“

„Oder etwa — die Abendglocke.“

„Abendglocke? Wahrhaftig! Ei, das ließe sich hören! Es liegt so etwas Sanftes, Beruhigendes in dem Wort. Will mir doch den Gedanken bemerken; aber ein kritisches Beiblatt müßte dazu; ich habe schon gedacht, ob man es nicht „der Destillateur“ nennen könnte.

„Es liegt etwas Wahres in Ihrer Idee,“ entgegnete ich: „Die Bücher werden allerdings neuerer Zeit durch einen chemischen Proceß recensirt oder abgezogen; man destillirt so lange, bis sich das X Geist, das man suchte, verflüchtigt, oder bis der gelehrte Chemiker der Welt anzeigen kann, aus welchen verschiedenen Bestandtheilen das Gebräue bestand, das er zersetzte; aber das Blatt röche doch zu sehr nach einer Materialhandlung oder nach gebrannten Wassern; was aber halten Sie von einem kritischen Schornsteinfeger?“

Der Buchhandler sah mich eine Zeitlang schweigend an und umarmte mich dann voll Rührung. „Ein Fund, ein trefflicher Fund!“ rief er: „Was liegt nicht alles in diesem einzigen Wort! Die deutsche Literatur stellt das Kamin vor, unsere Recensenten die Schornsteinfeger, sie kratzen den literarischen Ruß ab, damit das Haus nicht in Brand gerathe. Ein Oppositionsblatt soll es werden, Aufsehen muß es machen, das ist jetzt die Hauptsache; der kritische Schornsteinfeger! Und die Kunstkritiken geben wir unter dem vielver-

ſprechenden Titel: Der artiſtiſche Nachtwächter!“ Haſtig ſchrieb er ſich den Namen auf und fuhr dann fort: „Herr! Sie hat ein Schutzengel in meinen Laden geführt; wenn ich ſo hinter meinem Arbeitstiſch ſitze, bin ich wie vernagelt, aber ſchon oft habe ich bemerkt, wenn ich mich ausſpreche, kommen mir die Gedanken wie ein Strom. So, als Sie vorhin von Walter Scott und ſeinem Einfluß ſprachen, ging mir mit einemmal eine herrliche Idee in der Seele auf. Ich will einen deutſchen Walter Scott machen.“

„Wie? Wollten Sie etwa auch einen Roman ſchreiben?“

„Ich? o nein ich habe Beſſeres zu thun; und einen? nein zwanzig! Wenn ich nur meine Gedanken ſchon geordnet hätte. Ich will mir nämlich einen großen Unbekannten verſchaffen, dieſer ſoll aber niemand anders ſeyn, als eine Geſellſchaft von Romanſchreibern; verſtehen Sie mich?“

„Noch iſt mir nicht ganz klar, wie Sie —“

„Mit Geld kann man alles machen; ich nehme mir etwa ſechs oder acht tüchtige Männer, die im Roman ſchon etwas geleiſtet haben, lade ſie hieher ein und ſchlage ihnen vor, ſie ſollen zuſammen den Walter Scott vorſtellen. Sie wählen die hiſtoriſchen Stoffe und Charaktere aus, berathen ſich, welche Nebenfiguren anzubringen wären, und dann —“

„O jetzt verſtehe ich Ihren herrlichen Plan; dann errichten Sie eine Fabrik, etwa wie jene in Scheerau. Sie laſſen ſich Kupferſtiche von allen romantiſchen Gegenden Deutſchlands kommen; die Koſtüme alter Zeiten kann man von Berlin verſchreiben; Sagen und Lieder finden ſich in des Knaben Wunderhorn und andern Sammlungen. Sie ſetzen ein paar Dutzend junger Leute in ihr Haus; die Sechseinigkeit, der neue Unbekannte, gibt die Umriſſe der Romane, hie und da zeichnet und korrigirt er an einem

großartigen Charakter: die vierundzwanzig oder dreißig anderen aber ſchreiben Geſpräche, zeichnen Städte, Gegenden, Gebäude nach der Natur —"

„Und," fiel er mir freudig ins Wort, „weil der eine mehr Talent für Gegendmalerei, der andere mehr für Koſtüms, der dritte für Geſpräche, ein vierter, fünfter fürs Komiſche, andere wieder mehr für das Tragiſche —"

„Richtig! ſo werden die jungen Künſtler in Gegendmaler, Koſtümſchneider, Geſprächführer, Komiker und Tragiker eingetheilt, und jeder Roman läuft durch aller Hände wie die Bilder bei Campe in Nürnberg, wo der eine den Himmel, der andere die Erde, jener Dächer, dieſer Soldaten zeichnet, wo der erſte das Grün, der zweite das Blau, der dritte Roth, der vierte Gelb malen muß nach der Reihe."

„Und Einheit, Gleichförmigkeit wird dadurch erreicht, gerade wie in Walter Scott, wo alle Figuren offenbare Familienähnlichkeit haben; und eine Taſchenausgabe veranſtalten wir davon, ſo wohlfeil als nur möglich; auf vierzigtauſend können wir rechnen."

„Und der Titel ſoll heißen: Die Geſchichte Deutſchlands von Hermann dem Cheruſker bis 1830 in hundert hiſtoriſchen Romanen!"

Herr Salzer vergoß einige Thränen der Rührung. Nachdem er ſich wieder erholt hatte, drückte er mir die Hand. „Nun bin ich nicht ein ſo unternehmender Geiſt als irgend einer?" ſprach er. „Was wird dies Aufſehen machen! Aber Sie, Werthgeſchätzter, waren mir behülflich, dieſen Rieſengedanken zu gebären; ſuchen Sie ſich das ſchönſte Buch in meinem Laden aus, und zum Dank ſollen Sie — einer der vierundzwanzig ſeyn!"

VI. Schluß.

So war ich denn durch mein günstiges Geschick in kurzem dahin gelangt, wohin ich mich so lange gesehnt hatte. Jetzt hatte ich nicht mehr nöthig, die Leute und ihren Geschmack in einer Leihbibliothek zu studiren, hatte nicht mehr nöthig, ängstlich nach Plan und Anordnung eines Werkes, oder gar nach vortrefflichen Gedanken umherzusuchen; ich war ein Glied, ein Finger des neuen Unbekannten geworden, durfte schreiben nach Lust und mein Geschriebenes gedruckt lesen. Es ist bekannt, welch großen Erfolg das Unternehmen des Herrn Salzer hatte, und schon längst ist es kein Geheimniß mehr für die Welt, aus welchen Bestandtheilen eigentlich der große Unbekannte bestand. Es konnte uns nur schmeicheln, daß man anfänglich auf berühmte und vorzügliche Schriftsteller rieth, wie z. B. auf den Professor Lur, der indessen seine Uebersetzungsmaschine erfand, den Dichter F. Kempler und andere Treffliche, ja, daß man einen Augenblick sogar Willibald Alexis, trotz seiner bekannten Abneigung gegen die deutsche Geschichte, im Verdacht hatte. Längst haben sich jene verdienstvollen Herren genannt, die das Direktorium gebildet haben, und mir bleibt nur noch übrig, einiges von dem Antheil zu erzählen, welchen ich selbst an dem Unternehmen hatte.

Weil ich einige Theile Deutschlands genau kannte, erhielt ich zuerst eine Stelle unter den Gegendmalern. Leider schrieb ich aber in dem Roman das Concilium in Konstanz: „Leicht und schwebend trug sie der Kahn an den rebenbepflanzten Hügeln hin von Basel nach Konstanz —“ diese Stelle wurde, von den sechs Direktoren übersehen, gedruckt, und die Recensenten und das ganze Publikum

wunderten ſich höchlich, daß man damals den Rheinfall hinauf gefahren ſey, und zur Strafe wurde ich in die Klaſſe der Geſprächführer verſetzt. Geſpräche in Wirthshäuſern, auf Straßen und Märkten, Händel und Wortſtreit wurden mir zugetheilt. In dieſer Eigenſchaft blieb ich, bis einer der ſentimental und heroiſch Sprechenden einen großen Fehler machte. Er ſagte nämlich: „Die Wolken zogen bald vor, bald hinter dem Mond;“ vergebens berief er ſich auf die Autorität eines Herrn S....., aus deſſen hiſtoriſchem Roman er dieſe herrliche Stelle entlehnt habe; man erklärte die Worte für widerſinnig, weil die Wolken nicht hinter dem Mond vorbeiziehen, und ſetzte ihn ab; ſeine Stelle fiel mir zu. In dieſem Fache leiſtete ich mehr, als in den beiden andern. So iſt z. B. der größte Theil des Romans: Der Dom zu Aachen oder die Paladine Karls des Großen von meiner Hand. Auch in Barbaroſſa oder die Hohenſtaufen habe ich etwa zehn Kapitel geſchrieben. Meine letzte Arbeit vor Auflöſung des Unternehmens war das achte, neunte und fünfzehnte Kapitel in der Schlacht von Kunnersdorf.

Man hat viel über und gegen dieſes großartige Unternehmen, das ich, wiewohl zufällig, ins Leben rief, geſchrieben und geſprochen. Wenn man bedenkt, daß in der kurzen Zeit von zwei Jahren fünfundſiebenzig Bände oder fünfundzwanzig Romane aus der Fabrik des deutſchen Unbekannten hervorgingen, ſo muß man zum mindeſten den Fleiß und die Ausdauer der Theilnehmer bewundern. Man hat vorgeworfen, daß einige geſchichtliche Charaktere gänzlich verzeichnet ſeyen, daß ſogar bedeutende Anachronismen vorkommen; aber wie kraftlos erſcheint ein ſolcher Vorwurf gegen die übrigen Vorzüge des Unternehmens! Sind nicht

alle Gegenden ſo treu geſchildert, daß man ſieht, man habe nicht die Natur, ſondern wirkliche Gemälde abgezeichnet? Haben wir nicht bei den Kleidungen unſerer Helden und Damen die Koſtüme des pünktlichſten und genaueſten Theaters von Europa als Vorlegeblätter vor uns gehabt? Hat nicht Herr Salzer mit ſchwerem Gelde allerlei alterthümliches Hausgeräth aus Burgen und Rüſtkammern gekauft, damit wir deſto richtiger zeichneten?

Das iſt hiſtoriſche Wahrheit und Treue, und das iſt es auch, was das Publikum verlangt; das übrige, genaue Beachtung der geſchichtlichen Charaktere oder Zeiten, iſt nur Nebenſache; Kleider, Schuhe, Stühle, Häuſer u. ſ. w. wird man in allen fünfundſiebenzig Bänden niemals unwahr finden. Daß nach zwei Jahren ſchon dieſe Art von Darſtellungen aus der Mode kam, war nicht unſere Schuld; aber leider ſcheiterte das ſchöne Unternehmen an der Veränderlichkeit des Publikums. Aus der Mode entſtand das Ganze, und mit dem günſtigen Wind dieſer Mode ſegelten wir auf dem Strom der Geſchichte, und unſer Wahlſpruch war: „Verletzet eher die Wahrheit der Geſchichte, verzeichnet lieber einen hiſtoriſchen Charakter, nur ſündiget nie gegen die Mode der Zeit und den herrſchenden Geſchmack des Publikums.“

Freie Stunden am Fenſter.

Laetus sorte tua vives sapienter.
Horatius.

1.

Mein Onkel war geſtorben; er hinterließ ein hübſches Vermögen, das meinen heimlichen Kummer wieder ſtillen konnte; aber er hatte es einer Wittwe vermacht, die er noch in ſeinen alten Tagen gern geſehen. Ich erklärte, der Wille des Seligen ſey mir zu heilig, als daß ich ihn umſtoßen möchte, d. h. die Advokaten hatten mir geſagt, daß ich den Prozeß in allen Inſtanzen verlieren würde; aber die ganze Stadt pries meinen Edelmuth. Sie hatte gut loben, die ganze Stadt; Loben koſtet nichts, aber um ſo viele Hoffnungen betrogen, um das ganze Vermögen des Onkels ärmer zu ſeyn, das war hart! Ich habe in meiner Jugend im Kinderfreund gerne ein Stück geleſen, es hieß: „Edelmuth in Niedrigkeit;“ nachher hat mich oft ein anderes: „Armuth und Edelſinn“ bis zu Thränen gerührt. — War es vielleicht die Ahnung, daß ich einſt dieſe Rolle ſelbſt ſpielen müſſe, was mir Thränen auspreßte? Meinen einzigen Troſt, meine ſüße Hoffnung, die Tante in Leipzig, rührte vor vier Wochen der Schlag. Ich, ihr nächſter

Leibeserbe, machte bei dieſer Nachricht bedeutende Einkäufe in ſchwarzem Tuch, zog einen ganz neuen Menſchen an, und meine Bekannten wußten ſich dieſen Aufwand nicht zu erklären. Die Tante hat ihre Thaler einem ganz fremden Menſchen vermacht. Ich dachte anfänglich, aus Haß gegen mich, weil ich einmal geäußert: die Zeitung für gebildete und noble Menſchen ſey ſchlechtes Zeug, ſie aber hatte alles trefflich und genial gefunden; aber nein, es verhielt ſich anders. Die Tante, ich erfuhr es erſt vor einigen Tagen, die ſelige Tante war Schriftſtellerin geweſen. Unter dem Namen Idonia Strahlen hatte ſie in die Zeitung für noble ꝛc. Erzählungen, Aphorismen aus ihrem Leben, Romanzen und dergleichen geliefert. Ja, ſie hatte ſogar Romane für Leihbibliotheken geſchrieben; wer kennt nicht „Lisbetha's letzte Seufzer“ in Duodez; „die Mohrenſchlacht oder die grauſamen Herzen, eine ſpaniſche Geſchichte;“ wem iſt nicht „meine erſte Liebe oder der blutige Säbel“ bekannt? Ich hatte ſie oft auf die Seite geworfen, wenn ſie mir nebſt anderer dergleichen Waare in die Hände fielen; konnte ich denken, daß ſie mich um mein Erbe bringen würden? Idonia las alle ihre Produkte einem Magiſter vor, der ſie quoad ſtylum korrigirte, reinlich abſchrieb, an die Zeitung für noble ꝛc. oder an die Verleger verſchickte und, wenn ſie erſchienen waren, in ſechs oder acht Journalen günſtig recenſirte. Es konnte nicht fehlen — die ſelige Tante hinterließ ihm ihren Mammon.

Das neue Kleid war gekauft und konnte nicht mehr ungekauft gemacht werden; ich verkaufte mein Piano, um jenes zu bezahlen. Es war gut, daß nicht noch etwas Schwereres zu vergüten war. Als mir nämlich die Kunde von dem Tod der ſeligen Idonia kam, als ich mich im

neuen Kleide vor dem Spiegel musterte, fand ich, daß ich gut genug zu einem Ehemanne aussehe. Wenn ich nicht irrte, so mochte dies auch des Oberhofmeisters Trinette finden. Ich hatte Aussichten, gemächlich mit einer Frau leben zu können; ich las aufrichtige Liebe in ihren schönen, braunen Augen; ich wollte endlich einen Schritt vorwärts thun, da kam die leipziger Post, der Magister hatte das Erbe, und ich — blieb stehen, ich ging rückwärts. Jetzt erst war ich arm, denn ich hatte keine Hoffnung mehr. Ich dachte ernstlich über meine Stellung in der Welt nach und fand, daß ein armer Teufel eine um so traurigere Rolle spiele, je weiter er oben steht. Moreau's Rückzug wird für das Glänzendste gehalten, was dieser große General gethan hat. An mir ist es jetzt, eine ähnliche Operation zu machen; ich mußte mich ohne Schande aus den Salons zurückziehen, mein Rückzug mußte einem Siege gleichen, wenn ich mir das Erröthen ersparen wollte. Man kann sich denken, daß ich am schwersten daran kam, jene treffliche Stellung zu verlassen, die ich gegen die Bastion Trinette eingenommen hatte. Meine Vorposten waren schon so weit vorgeschoben, daß sie täglich mit dem Feinde plänkelten, ich war daran, die Laufgräben zu eröffnen, es war mathematisch gewiß, daß ich siegen mußte; wer hat eine solche Stellung nicht mit einer Thräne im Auge aufgegeben?

Aber mein Rückzug war meisterhaft; es fand sich eine Gelegenheit, gegen Trinette den Eifersüchtigen zu spielen; ich erschien einige Abend bei den fröhlichsten Soupers, bei den glänzendsten Bällen düster und in mich gekehrt, es fiel auf, und jetzt hatte ich gewonnen. „Er ist melancholisch," sagte die ganze Stadt; ich war melancholisch, denn ich hatte ja nichts mehr, um die Freude zu bezahlen, die Melancholie

kann man aber umſonſt haben. Ich gab meine vier Zimmer in der Hauptſtraße auf und bezog ein kleines Stübchen in einem entlegenen Theile der Stadt. „Nein, wie er melancholiſch iſt!“ ſagten die Leute. Ich ſpeiste ſonſt im erſten Gaſthof; jetzt ließ ich mir die Speiſen aus einer Garküche bringen. „Er iſt ein Narr,“ war das Urtheil der Welt, und jeder, der mich ſah, fragte mich theilnehmend, wie es mir gehe? Die Ehre war gerettet; ich wollte lieber für einen Narren, für melancholiſch — als für einen armen Teufel gelten.

Es wohnt ſich übrigens ganz gut in dem kleinen Stübchen. Die einzigen Mobilien, die mir gehören, ſind ein großer Fauteuil, ich konnte es nicht übers Herz bringen, ihn zu verkaufen, denn meine gute Mutter war darin verſchieden; das andere war ein Schreibtiſch, der beinahe ein Drittheil des Stübchens einnahm — mein Vater hatte daran gearbeitet. Anfangs vermißte ich mein Piano ſehr ungern. Es gab in meinem Tag ſo manche freie Stunden, die ich mir mit Muſik verkürzt hatte. Aber bald entdeckte ich ein Meuble, das mir noch größern Genuß verſchaffte als das Klavier; es war mein Fenſter. Mein Stübchen lag im zweiten Stock; ich konnte, wenn ich mein Opernglas zu Hülfe nahm, ganz bequem in die Etagen meiner Nachbarn ſchauen; ich lernte beobachten, und Stunden lang ſaß ich an meinem Fenſter. Ich komme mir oft vor, wie der Ritter Toggenburg. Es iſt zwar kein Nonnenkloſter, dem gegenüber ich mein Hausweſen aufgeſchlagen habe; aber doch ſchaue ich vielleicht nicht mit geringerer Andacht nach dem ſchönen, zweiſtöckigen Haus und lauſche, bis ein Fenſter klingt, und ich auch Worte vernehme. Auch bleibe ich ſo nach und nach ein Junggeſelle wie der melancholiſche Ritter,

doch ſoll mich Gott bewahren, daß ich darüber das Bischen Geiſt aufgebe wie der Toggenburger, und es wäre mir höchſt fatal, wenn man von mir ſagte:

Und ſo ſaß er, eine Leiche,
eines Morgens da,
nach den Fenſtern noch das bleiche,
ſtille Antlitz ſah.

2.

„Chriſtel!“ ſagte ich am Morgen, nachdem ich mich eingerichtet hatte, zu der alten Aufwärterin, die mir den Kaffee brachte, „Chriſtel, wer wohnt da gegenüber in dem breiten Hauſe?“

„Parterre wohnt der Schuhmacher Rupfer, mitten die gnädige Frau und oben der Doktor und der Lieutenant.“

„Nicht ſo ſchnell, Chriſtel, nicht ſo ſchnell, da weiß ich ſo viel als vorher; wem gehört das Haus?“

„Dem Schuhmacher, daß mirs Gott verzeih'!“ antwortete ſie. „Iſt es nicht eine Sünde, daß ein Schuhmacher einen ſolchen Palaſt hat? Das kommt aber alles von der Ruſſenzeit. Da hat ihm ſein Vetter, der Kriegsrathkanzeliſt, eine Schuhlieferung verſchafft, und weil die Ruſſen bekanntlich große Füße haben, ſo —“

„So war auch der Abfall groß, natürlich; aber wie ſind die Leute? Der Meiſter ſcheint früh auf zu ſeyn, ich ſah ſchon um fünf Uhr Licht; auch einige Mädchen glaubte ich zu bemerken.“

„Der Alte um fünf Uhr auf?“ rief Chriſtel mit wegwerfender Miene. „Ja, dem thuts Noth; der lebt wie ein großer Herr ſeit der Ruſſenzeit und ſteht vor acht Uhr nicht auf.

Sie werden ſchon merken, wann er aufſteht. Geht ein rechtes Geſchrei los in der Werkſtatt, hören Sie einen Mann ſchimpfen und die Mädchen heulen, ſo iſt der Alte aufgeſtanden; das iſt alle Tage, die Gott gibt, ſein Morgenlied.“

„Wer arbeitet denn aber ſo früh am Tag in der Werkſtatt? Sind die Mädchen ſo fleißig?“

„Wie man will;“ erwiderte ſie, „es iſt eigentlich der Pariſer, der Geſelle des Schuhmachers, und Brenners Carlchen, der Lehrjunge; dieſe arbeiten vom früheſten Morgen; aber auch Mamſell Caroline, die größere mit den ſchwarzen Augen, iſt mit der Thorglocke auf. Früher hätte man ſie nicht mit zehn Pferden aus dem Bette gebracht; aber ſeit der Pariſer im Haus iſt, ſteht man alle Morgen ſchon um fünf Uhr auf; das macht, ſie lebt mit ihm in einem unchriſtlichen Verhältniß.“

„Und im erſten Stock wohnt die gnädige Frau? Wie heißt ſie denn? Hat ſie Familie?“

„Es iſt die Frau Oberforſtmeiſterin von Trichter. Der Mann iſt geſtorben, ſie hat zwei Fräulein und einen ungerathenen Sohn. Sie thun auch zu vornehm; es ſoll nicht immer richtig ſeyn mit dem Geld, und die Titel und vornehmen Bekanntſchaften kann man nicht wechſeln laſſen.“

„So, die wohnt hier?“ Ich hatte in den Zirkeln, die ich vor meinem Rückzug beſuchte, von einer ſolchen Frau von Trichter gehört; doch erinnerte ich mich nicht mehr gewiß, was von ihr geſprochen wurde. „Und oben?“ fuhr ich fort, indem ich auf die Fenſter zeigte, die in gleicher Höhe mit den meinigen waren; „oben?“

„Nun, da wohnt der Doktor und der kleine Lieutenant.“

„Was iſt das für ein Doktor? Ein Mediciner?“

„Nein, es iſt kein Menſchendoktor; aber ſo viel ich weiß, ſoll er ein gelehrter Herr ſeyn, der Doktor Salbe, und Bücher ſchreiben. Ich habe ihm früher auch den Kaffee gebracht, aber er macht ihn jetzt ſelbſt, der Hungerleider, in der Maſchine mit Spiritus. Wenn er ſich nur die Finger recht verbrennte, mit dem Weingeiſt! Was hat er nöthig, mit der Maſchine Kaffee zu machen? Aber freilich, jetzt ſoll alles mit Maſchinen gehen und mit Dampf. Sie gönnen einer armen Frau nicht einen Groſchen mehr, den ſie ehrlich erworben.“

„Und der Lieutenant,“ unterbrach ich ihre Philippica gegen den Maſchinenkaffee des Doktors, „wie ſagſt Du, daß er heiße?“

„Man nennt ihn in der ganzen Nachbarſchaft nur den kleinen Lieutenant. Er iſt ein freundlicher Herr, aber reich muß er auch nicht ſeyn, denn er reitet um ſechs Groſchen ſpazieren und hat zwar große Sporen aber kein Pferd.“

Chriſtel hatte unter dieſen Belehrungen mein Stübchen aufgeräumt und ging.

Die Lampe der Schuſter war verlöſcht, ein ſchönes Mädchen trat aus dem Hauſe und machte die eiſernen Stangen der Fenſterladen los; die Laden öffneten ſich von innen, ein hübſcher, junger Mann ſah heraus, um die Stange herein zu nehmen, das ſchöne Kind reichte ſie hin, zog ſie zurück, wenn er helfen wollte, ſie neckte ihn, daß er nicht ſchneller ſey als ſie. Das wird der Pariſer ſeyn, dachte ich, und das Mädchen mit den ſchwarzen, feurigen Augen, mit dem blühenden Roth auf den Wangen iſt wohl niemand anders als Mamſell Caroline, des Meiſters Tochter. Dieſe Sonne zog mich an. Sie ſchienen ſich verglichen zu haben, der junge Mann empfing die Stange, man ging an den

zweiten Laden. Hier erneuerte ſich das Schauſpiel; der Pariſer drohte ihr, er zeigte mit dem Finger auf ſeinen Mund und dann auf ſie, es war deutlich, er drohte ihr mit einem Kuß, und ſie — lachte und gab die Stange nicht. Welch unchriſtliches Verhältniß! Man ging endlich an das dritte Fenſter; der Laden ging auf, der Pariſer erſchien mit einer Eiſenſtange bewaffnet und machte Ausfälle gegen ſeine Schöne; ſie parirte aber malheureuſement, mochte der Pariſer denken, ſeine Stange gleitete ab und zerſchlug klirrend eine Scheibe. Man ſenkte beſtürzt die Waffen, die feindlichen Partien vereinigten ſich, um das Unglück zu betrachten; eine kleine Figur wurde auf der Bank hinter dem Pariſer ſichtbar, es war wohl Brenners Carlchen, der Lehrjunge, der ſo jammervoll die Hände über dem Kopf zuſammenſchlug; der böſe Meiſter, der ſeit der Ruſſenzeit erſt um acht Uhr aufſteht, und deſſen Morgenlied Geſchrei und Zanken iſt, fiel mir ein — gewiß, ihn fürchteten ſie, vor ihm zitterten ſie. Der Pariſer zog ein Stückchen Geld aus der Taſche, er drehte es hin und her, es war ſehr klein, — er fuhr wieder in die Taſche, er brachte nichts mehr hervor; wer will es ihm verargen? Es war ja geſtern Sonntag, und ich wollte wetten, er war mit Carolinchen auf dem Tanzboden und hat ihr fürſtlich aufgewartet. Er ſah ſein Stückchen Geld an und erröthete. Das ſchöne Kind drängte ſeine Hand mit dem Geld zurück; ſie zog ein Beutelchen aus dem Buſen und zählte ab, was etwa zu einer neuen Scheibe reichen konnte; der Pariſer widerſetzte ſich, aber ſchien der ſüßen Gewalt ihrer Blicke nachzugeben, ſie gab dem jammernden Burſchen das Geld, man hob das Fenſter aus, und bald ſah ich ihn aus dem Hauſe und um die nächſte Ecke traben. Mögen die Götter ſeine Schritte

lenken, daß er nicht fällt und die übrigen zwei Scheiben mit zerbricht! Aber dieſe Unterbrechung hatte die Freude der beiden Leutchen geſtört; Caroline ging ins Haus, der Geſelle an die Arbeit, und ich ſah nur noch, wie das Mädchen hie und da ängſtlich zum Fenſter herausſchaute, als wolle ſie Brenners Carlchen mit dem Fenſter erſpähen; wenn der Vater kam, ehe er zurück war, wenn er den Schaden bemerkte, den ſie beide angerichtet — ich glaubte in ihren Mienen dieſe Angſt zu leſen. Doch war ich überzeugt, wenn dieſer unglückliche Fall eintreten ſollte, ſo nahm ſie die Schuld auf ſich; hätte der Alte nicht auf ſo manches ſchließen können, wenn er den Kampf mit den Eiſenſtäbchen erfuhr? Es ſchlug acht Uhr, unwillkürlich fing ich ſelbſt an unruhig zu werden; ich glaubte im Geiſt den Lieferanten der Ruſſenzeit in weiten Pantoffeln herbeiſchlurfen zu hören; ein böſer Huſten wird ihn ſchon zuvor anzeigen, wie wird er toben, wie wird er fluchen, wenn er —

Da kommt Brenners Carlchen um die Ecke gefahren; er hat das Fenſter unter dem Arm; jede Spur von Angſt iſt aus Carolinchens Zügen verſchwunden; ſie nimmt dem Burſchen das Fenſter ſchon von der Straße ab, ſie hängt es ein; triumphirend ſchaut ſie durch die neue Scheibe; der Pariſer ergreift ihre Hand und zieht ſie vom Fenſter. Wird er noch Zeit gefunden haben, ſeine fürchterliche Drohung zu vollziehen, und ſie für die Neckerei an ihren friſchen Lippen beſtrafen?

3.

Die Jalouſien des zweiten Stockes mir gegenüber öffneten ſich, ich erſchrack; ein ungeheurer Knebelbart ſchaute zum Fenſter heraus. „Das iſt ſicher der kleine Lieutenant,“

ſagte ich zu mir, „das muß ein fürchterlicher Kriegsmann ſeyn!“ Ich wagte es wieder aufzublicken und nach ihm hinüber zu ſchielen; wo hatte ich nur meine Augen gehabt, daß ich vor ſeinem Anblick ſo erſchrack? Der Bart war allerdings bedeutend und gehörte in die Klaſſe der grimmigen, aber hinter dieſem Wall von Haaren lag ein kleines, freundliches Geſichtchen, ein Näschen, das ſchalkhaft zwiſchen dem Grimmigen hervorguckte, ein Paar wackere Aeuglein, die auch nicht im Geringſten zum Erſchrecken eingerichtet waren. Der Kriegsmann hatte mit der Bruſt nicht ſehr weit über den Fenſterſims emporgeragt, als er die Jalouſien öffnete; jetzt hatt' er ſich wohl einen Stuhl ans Fenſter gerückt, denn er erſchien auf einmal groß und ſchaute mit dem halben Leib auf die Straße herab; doch nach Verhältniß ſeiner Arme und ſeines Kopfes zu urtheilen, mußte er ein kleiner, unterſetzter Mann ſeyn; ich erinnerte mich, daß ihn Chriſtel den kleinen Lieutenant genannt hatte. Nichts deſto weniger brachte er eine ungeheure Pfeife hervor, die bis in den erſten Stock hinabreichte. Sie mochte ein bedeutendes Gewicht haben, denn der kleine Lieutenant hielt ſie mit beiden Fäuſten, um das Gleichgewicht nicht zu verlieren.

Als der Kriegsmann einige Zeit ſeinen Morgenbetrachtungen nachgehängt haben mochte, fing er an mit der langen Pfeife an den Jalouſien zu ſeiner Linken zu pochen. Sie thaten ſich auf, ein mageres, bleiches Geſicht, eine lange hagere Figur, in einen geblümten Schlafrock gehüllt, ſchaute hervor; es war der Doktor Salbe.

Die Straße, in welcher ich wohne, iſt ziemlich ſchmal; ich konnte, wenn ich das Fenſter öffnete, das Geſpräch meiner Nachbarn hören; ich öffnete daher mein Fenſter, ließ

die Gardinen herab, um nicht von ihnen bemerkt zu werden, und lauſchte.

„Wo habt Ihr Euch geſtern Nacht herumgetrieben, Doktor?“ ſprach der Lieutenant mit ſchalkhaften Blicken, indem ſich der Bart zu einem angenehmen Lächeln bis an die Ohren verzog. „Warum kamt Ihr nicht in den goldnen Hahn? Ich wollte wetten, Ihr waret in einem Singthee.“

Der Doktor nickte und zündete ſtill lächelnd eine Cigarre an der Pfeife des Soldaten an. „Ich war im Singthee,“ antwortete er mit hohler Stimme; „Lieutenant! da war es wieder herrlich! Im goldenen Hahn geht es mir Sonntags gar zu roh her. Eure Kameraden rauchen ſo ſchlechten Tabak, und das Schreien und Schwadroniren von den Gefechten ſetzt meinen Nerven zu. Aber bei dem Profeſſor Nanze war es geſtern wieder göttlich!“

„War die Fremde auch dort?“ fragte der kleine Krieger und deutete auf den erſten Stock ſeiner Wohnung. „Waren auch die beiden Fräulein da?“

„Die Mutter, die Töchter und die Fremde; und wiſſen Sie wohl, wer ſie iſt? Sie wird Couſine titulirt, und die Oberforſtmeiſterin thut ſehr freundlich mit ihr. Und denken Sie, ich wurde ihr vorgeſtellt als Nachbar vom oberen Stock; ſie war holdſelig und hat auch mein Trauerſpiel geleſen und meine Erzählungen in der Zeitung für noble Leute.“

Auch ein Genoſſe der ſeligen Tante Idonia, dachte ich und machte ihm hinter den Vorhängen eine Fauſt, denn er ſchien mit dem leipziger Magiſter im Bunde gegen mich zu ſeyn. Indem hörte man einen wahrhaft hölliſchen Lärm in der Wohnung des Schuſters. Eine tiefe Baßſtimme fluchte

und tobte, wie die rauhen Töne des Violons; dazwiſchen hörte man Carolinen und ihre Schweſter in hohen, klingenden Tönen wie Hoboe und Clarinette, und Brenners Carlchen, der wohl Schläge bekam, fiſtulirte mit gräulichen Violinpaſſagen dazwiſchen. Es war kein Zweifel, der Ruſſenſchuſter war erwacht und hielt ſeinen feierlichen Einzug in ſein Reich.

„Hören Sie doch, wie der Alte wieder rumort,“ ſagte der Doktor Salbe; „mich dauern nur die Mädchen, er probiert ſicher an Carolinchen ein Paar neue Knieriemen. A propos, wie ſtehen Sie mit Carolinchen, Lieutenant?“

„Gar nicht,“ antwortete er mürriſch und blies eine große Wolke vor ſich hin; „die hochmüthige, ſchnippiſche Perſon! Ich weiß nicht, was ſie jetzt wieder im Kopf hat, ſie dankt kaum, wenn ich ſie grüße. Es iſt mir auch ganz einerlei,“ fuhr er ärgerlich fort; meine Gedanken ſtehen jetzt auf die Fremde, auf die Couſine; der will ich die Cour machen, Höllenſchwernöthchen, Doktor! Das ſollt Ihr mal ſehen.“

„Hoho!“ fiel ihm ſein Nachbar mit hohlem Lachen ins Wort. „Wenn Sie erſt wüßten, was ich weiß, Wertheſter!“

„Donner! Hat ſie von mir geſprochen? Salbe! Ihr foltert mich; hat ſie von mir geſprochen?“

„Nein! Aber ſie ſagte mir viel Schönes über mein Flötenſpiel, das ſie vorgeſtern Nacht in den Schlaf gewiegt habe.“

Ich glaubte, der Lieutenant werde bei dieſen Worten zum Fenſter hinausſtürzen; er hüpfte auf ſeinem Stühlchen hin und her und rückte weiter über die Brüſtung heraus, um dem Doktor näher zu ſeyn. „Und Ihr habt dem lieben Kind doch geſagt, daß ich es bin, der muſicirt?“

„Ja wohl; ich ſagte ihr, daß ich nur Guitarre ſchlage und etwas weniges dazu ſinge; der Flötiſt aber ſey mein Nachbar, der Lieutenant Münſterthurm. Ich will Ihnen auch gar nicht im Wege ſtehen; ich habe an meinem neugriechiſchen Roman ſo entſetzlich zu arbeiten, daß ich vor den nächſten vierzehn Tagen an keine Liebe denken kann; aber den goldenen Hahn ſollten Sie ſich abgewöhnen; Sie ſollten in gebildete Zirkel ſich einlaſſen, dort können Sie die Couſine treffen.“

„Gott ſtraf' mich, Ihr habt nicht Unrecht!“ unterbrach ihn der liebende Soldat. „In den goldenen Hahn kommt ſie doch nicht, alſo muß ich ſie andern Orts aufſuchen. Aber Ihr kennt ja meine Antipathie gegen das Theetrinken, ich riskire, daß ich auf der Stelle krank werde, wenn ich dieſes laue Waſſer zu mir nehme. Was haltet Ihr davon, Doktor, wenn ich Punſcheſſenz mit mir nehme in einem Gläschen, und, während ich nach der tollen Sitte mit der Taſſe auf- und abſpaziere, heimlich einige Tröpflein in den Thee gieße? Dann kann er mir nichts ſchaden.“

„Wahrhaftig, das könnten Sie thun; kaufen Sie Eſſenz, ich will Sie einführen in Nanze's göttlichen Singthee.“

„Am Donnerſtag bekomme ich meinen neuen Uniformsfrack,“ antwortete er vergnügt; „dann gehen wir mit einander in den Singthee.“

4.

Ein Beſuch, der mir gerade jetzt ſehr ungelegen kam, unterbrach meine Beobachtungen. Es war einer jener freundlichen Alltagsmenſchen, die, wenn ſie mit uns Billiard geſpielt haben, auf der Promenade einige hundert Schritte mit uns gingen, in der Loge zufällig neben uns einen Platz

fanden, ſich unaufgefordert zu unſern Freunden zählen. Er hatte ſicher nicht geruht, bis er mein geringes Stübchen aufgefunden; er kam, wie er verſicherte, nur aus Theilnahme, und doch war es die unverſchämteſte Neugierde, die ihn hergetrieben hatte; er und ſein Hund beguckten und berochen jeden Winkel meines Zimmers; ich ſah ihm an, wie er Notizen ſammelte, um Abends einige Damen über mich und meine Spleen zu unterhalten.

„Sie ſind doch ein glücklicher Menſch," ſagte er; „waren Sie in Geſellſchaft, ſo vergaßen die Damen, daß es gegen allen guten Ton ſey, länger als fünf Minuten über einen Gegenſtand zu ſprechen. Man lauſchte begierig auf Ihre Worte, weil Sie ein halber Gelehrter ſind."

„Sie können ſich doch wahrlich nicht beklagen," erwiderte ich; „wie glänzend haben Sie vor drei Wochen die Damen unterhalten, als Sie den Brief aus Paris bekommen hatten."

„Es war der einzige glückliche Abend meines Lebens," ſprach er mit ſüßer Wehmuth; „mein Modekorreſpondent hatte den vernünftigen Einfall, mir einige Anekdoten aus den Salons, einiges Neue über Damenputz und über die Stellung einer modernen Pariſerin beim Theeeingießen, und wie ſie in Gegenwart ihres jungen Ehemannes die Schlafhaube aufſetze, zu ſchreiben. Ich brachte es bei Graf C. vor; man fand mich köſtlich, man fand mich liebenswürdig und amüſant. Es war aber auf Ehre der einzige Abend. Aber Sie! Wie glücklich ſind Sie."

„In was ſoll nur mein Glück beſtehen?" fragte ich ärgerlich über ſeine Ausrufungen.

„Haben Sie nicht immer das verdammte Spiel: der Chevalier de Papillot, von vorn bis hinten ohne Anſtoß

behalten können? Und ich! Wenn ich am herrlichsten frisirt und gebrannt war, so wurde das dumme „Chevalier de Papillot a un papillot“ gespielt, meine Frisur ging zum Teufel, denn ich konnte den französischen Sermon nicht behalten und bekam den ganzen Kopf voll Papilloten. Aber Sie! Hatten Sie den ganzen Abend nichts gethan, als an einer Thür gestanden und finster in die Zimmer geblickt, so gab es doch Leute, die Sie sehr interessent fanden. Jetzt verlassen Sie sogar die Welt, werden melancholisch; ich wollte wetten, wenn ich es geworden wäre, man hätte gelacht, und Sie werden bemitleidet, zurückgesehnt; es gibt sogar junge Damen, die ganz offen den Fächer vor das linke Auge halten, wenn von Ihnen gesprochen wird.“

„Den Fächer vor das linke Auge halten? Wozu denn, was soll es denn bedeuten?“

„Sie wissen nicht einmal dieses Zeichen der trauernden Liebe? Das ist das neueste, was man hier in der Liebessprache kennt; das heißt a la Joco trauern.“

„A la Joco trauern!“ rief ich. „Wer trauert denn mit der Windfuchtel vor dem linken Auge um mich?“

„Gehen Sie, das wissen Sie nur zu gut; Oberhofmeisters Trinettchen ist ganz melancholisch geworden. Auf Ehre, ich sah sie zweimal a la Joco trauern. Ist das nicht rührend?“

„Was werden Sie heute mit Ihrem Tag anfangen?“ fragte ich, um mir das Erröthen über die trauernde Joco zu ersparen. „Wo werden Sie speisen? Werden Sie ins Theater gehen?“

„Speisen?“ sagte er wehmüthig lächelnd. „Speisen! Ich

lebe gegenwärtig wie ein Klausner. Denken Sie ſich mein Unglück!“

Ich war begierig; ſollte ihn etwa auch eine Tante enterbt haben, war er vielleicht auf halben Sold geſetzt wie ich? Er ſchien bekümmert, geheimnißvoll.

„Denken Sie ſich mein Unglück! Schon ſeit einiger Zeit bemerkte ich, daß mir meine Röcke und Weſten nicht mehr recht paſſen wollen. Ich nahm daher das vormalige Maß meiner Taille (mein Schneider in Frankfurt und ich haben jeder ein Exemplar und zwar aus Drath geflochten, daß es ſich nicht verzieht); ich nehme es, lege es um, und o Schrecken! Ich bin ſeit einem Vierteljahr um zwei Daumen breit ſtärker geworden! Ich war außer mir, ich wüthete, ich war nahe daran, Hand an mich ſelbſt zu legen. Ich entdeckte mich dem jungen Baron F.; Sie kennen ſeinen herrlichen Wuchs, er tröſtete mich, er gab mir Mittel.“

„Nun, in was beſtehen dieſe?“

„Zuerſt mußte ich Rhabarbertinktur nehmen, daß ich beinahe todt war. Dann darf ich acht Tage lang nichts genießen, als eine Taſſe voll Gerſtenſchleim, einige Auſtern und ein Glas Madera. Alle Morgen nach acht Uhr muß ich ein Glas Kräuteressig trinken und darauf ſpazieren gehen. Es iſt heute der fünfte Tag; es iſt wahr, es hilft, ich bin ſchon um einen Daumen eingegangen, aber meine Kräfte ſchwinden, ich bin ſo ſchwach, daß ich heute Abend nicht werde tanzen können. Es iſt nur gut, daß es jetzt Mode iſt, daß wir jungen Herren nicht tanzen; aber das ewige Stehen mit dem Hut in der Hand werde ich auch nicht aushalten; ich werde mich ſetzen müſſen gegen allen guten Ton und feine Lebensart.“

„Ich bedaure Sie,“ ſagte ich, als er mit zitternder

Hand von mir Abſchied nahm. „Wären denn fünf Tage nicht auch genug?“

„Acht Tage müſſen es ſeyn,“ antwortete er ſeufzend; „aber dieſer Leidenskelch wird auch an mir vorübergehen; was thut man nicht um den Ruhm, eine Taille a la Joco zu haben.“

Armer Joco! ſprach ich bei mir, als er weggegangen war. Armſeliger Affe! Du ſchämſt Dich Deiner menſchlichen Geſtalt und wendeſt alle Mittel an, ein Pavian oder eine Weſpe zu werden! Jene große Werkſtätte der Thorheit ergötzte ſich an einem Menſchen in Affengeſtalt; ſie trugen ſich wie der herrliche Affe, es gab nichts, was nicht den Namen dieſes Affen trug; es nimmt mich Wunder, daß ſie ihren König nicht a la Joco krönten. Aber die Narrheit bleibt nicht in jenen Mauern, ſie verbreitet ſich über die Provinzen, ſie paſſirt ungehindert die Douanen des Rheins, und man ſchämt ſich in Deutſchland auf eine andere Art ein Thor zu ſeyn, als wie es vor ſechs Monaten in Paris Sitte war. Wer iſt ein größerer Affe und der Thierheit näher, jener Urjoco oder die unzähligen Affenherren, Affenfräulein und Affenmamſellen, die an dem Affen einen Affen gefreſſen haben, ihm nachäfften und mit Freude ſammt und ſonders Jocos wurden?

Erbärmlicher Affe! Der Du mich um eine ſchöne Stunde betrogſt! Warum verbieten es die geſellſchaftlichen Sitten, daß ich Dich freundſchaftlichſt aus der Thüre warf?

Wie vergnügt, wie zufrieden wäre ich mit mir ſelbſt geweſen! Wie gut hätte ich mich an meinem Fenſter unterhalten können! Und dieſer hohle Menſch, in deſſen Kopf kein Gedanke war, als der an das Souper heute Abend, deſſen Blick in die Zukunft nicht weiter reichte, als bis zum

nächſten Ball, deſſen Erinnerungen nur in Auſtern und Tanzmuſik beſtanden, deſſen Herz kein wärmeres Gefühl kannte als Neid, wenn er nicht die feinſte Taille hatte, oder die Freude, das neueſte Tuch oder die eleganteſte Hutfacon zu haben; dieſer Menſch durfte ſich meinen Freund nennen, durfte mein ſtilles Aſyl durch ſein Geplauder entweihen? Sind nicht dieſe Menſchen die ärgſten Heiden? Es ſteht im Evangelium: „Ihr ſollt nicht ſagen, was werden wir eſſen, was werden wir trinken, wie uns kleiden, denn nach dieſem allem fragen die Heiden.“ Und dieſe Leute möchten verzweifeln, weil ſie nicht wiſſen, ob ſie heute in jenem Hotel oder bei dieſem Italiener ſpeiſen werden; ſie ſind in Gefahr krank zu werden, weil ſie im Zweifel ſind, ob ſie ſich ſchwarz oder blau ankleiden ſollen?“

5.

Ich war unter dieſen Gedanken wieder an mein Fenſter getreten. Der Tag war nun auch im erſten Stock gegenüber angebrochen. Ich konnte, weil das Haus auf der Mittagsſeite lag, bis in die Mitte dieſer ſchönen Zimmer ſchauen; ich nahm mein Opernglas zur Hand und muſterte die Fenſter. Es waren drei junge und eine alte Dame, die ich ſah; von den Mädchen waren zwei noch im Neglige, die eine las im Fenſter, ſchaute übrigens oft über das Buch hinweg auf die Straße; ſie ſchien nicht mehr ſehr jung, ihre Züge hatten ſchon etwas Scharfes angenommen, an ihrem Naſenwinkel glaubte ich jenes unbeſchreibliche mokante Etwas zu bemerken, das einer meiner Freunde den Altjungfernzug nennt.

Die zweite im Neglige ſchien jünger und hübſcher; ſie ſaß am Klavier und präparirte ſich wohl auf ihre Lektion

oder gar auf einen Singthee. Mama saß an ihrer Seite und schien ihr Spiel zu bewundern. An einem andern Fenster saß ein Kind von sechzehn bis siebzehn Jahren. Es mußte die Fremde, die Cousine seyn; denn wäre dieser schöne Kopf, wären diese Augen, deren Glanz ich aus so weiter Ferne bewunderte, schon länger in der Stadt gewesen, ich hätte gewiß von einer schönen Tochter der Oberforstmeisterin gehört. Sie nähte emsig an einem Kleide, aber dennoch konnte sie sich nicht enthalten, zuweilen die Vorübergehenden zu mustern, mit den niedlichen Fingern zu deuten, wenn ihr etwas auffiel und die Lesende im Negligе zu befragen. Es mußte die Fremde seyn. Ich hatte dazu mehrere Gründe. Die beiden andern Fräulein hatten gleiche Hauben, gleiche Bänder, gleiche Ueberröcke; sie waren die Schwestern. Die eine las, die andere musicirte, das schöne Kind aber arbeitete; was war natürlicher, als daß es die Fremde war, die arbeitete? Sie hatte ihre Garderobe vom Land mitgebracht. Wenn sie auch dort nach der Mode gewesen seyn mochte, so war sie doch hier schon um einige Monate zurück. Der Leib am Kleidchen durfte vielleicht nur etwas weiter ausgeschnitten, die Garnitur nur etwas höher gesetzt werden, so war man noch passabel nach der Mode. Auch das, daß sie so frühe schon in vollem Anzug war, bestärkte meine Vermuthung.

Ich hatte einige Zeit mit diesen Betrachtungen hingebracht, als ich Madame plötzlich aufstehen sah; sie winkte der Cousine, sie deutete aus Fenster; das schöne Mädchen öffnete und sah heraus, sie heftete ihre Blicke auf die Hausthüre. Ich war begierig, wer erscheinen werde, denn offenbar erwartete sie jemand, der aus dem Hause treten sollte; war es der Russenschuster? Hatte der Pariser ihre Aufmerk-

ſamkeit auf ſich gezogen? Oder ging vielleicht jemand aus dem obern Stock an ihrem Zimmer vorbei? etwa der Doktor oder Münſterthurm, der kleine Lieutenant? Er war es, der Kleine! Aber welchen ſonderbaren Anblick gewährte er! Gleichſam zum Hohn hatte ihm die Natur einen großen Namen gegeben; wer dachte ſich nicht, wenn er vom Lieutenant Münſterthurm hörte, einen Kerl, der dem kölner oder ſtraßburger Münſter Ehre machte? Aber er war ein Duodezmünſterchen. Er hatte eine tiefe rauhe Stimme; wenn man die Augen zumachte und ihn fluchen und donnerwettern hörte, glaubte man wenigſtens einen rieſenhaften Küraſſier vor ſich zu haben. Parturiunt montes, naſcetur ridiculus mus; es iſt der kleine Münſterthurm. Er kündigte ſich zuerſt durch das ſchreckliche Klirren eines nachſchleppenden Säbels an; dann kam ein ungeheurer Hut mit wehendem Federbuſch aus der Thüre, unter ihm wandelte der Lieutenant. Dieſer Soldat ſchien ſeine verkürzten Formen dadurch entſchädigen zu wollen, daß er alles, was er ſich ſelbſt beilegen konnte, im größten Maßſtabe hatte; ſeinen ungeheuern Bart, die lange Pfeife, die er mit zwei Händen balancirte, hatte ich früher ſchon bewundert. Der Hut ſammt Federbuſch maß drei Schuh in der Höhe, alſo zwei Drittheile von dem Lieutenant, ſein Schwert war eine furchtbare Waffe und reichte ihm, wenn es aufrecht neben ihm ſtand, hoch über die Bruſt. Er führte die längſte Reitgerte, die ich geſehen. lange Sporen raſſelten an ſeinen Füßchen; er ging wohl aus, um einen Morgenritt für ſechs Groſchen zu machen. Er machte Front vor der Hausthüre, ich ſah, daß er unter ſeinem Hut hinaufſchielte in den erſten Stock; er bemerkte die Fremde, eine angenehme Freude blitzte, mir ſichtbar, aus ſeinen Augen; er that, als hätte er ſie nicht erblickt.

Er hieb mit der Reitpeitſche auf ſeinen Stiefel und rief mit tiefer, dröhnender Stimme: „Johann!“

Ein großer Kerl in abgetragenen Soldatenkleidern fuhr aus dem Haus, ſtellte ſich in militäriſche Poſition, die Hand an der Mütze, und antwortete: „Herr Lieutenant!“

„Schlingel!“ fuhr der Kleine fort, „hab ich Dir nicht geſagt, Du ſolleſt meine Flöte jeden Abend einſalben mit Mandelöl? Ha! daß Dich das Donnerwetter, ſie hat geſtern Nacht gequickt wie ein Dudelſack. Schmier' ein, ſag' ich Dir, ſalbe das fürtreffliche Inſtrument, daß es weich töne, oder Dich ſoll der T... holen, und ich laſſe Dich ſechs Stunden auf die Latten legen, daß Du kein Glied rühren kannſt.“

„Ganz wohl, Herr Lieutenant! aber...“

„Was aber, wenn ich befehle, gibt es kein aber; was willſt du denn?“

„Ich hätte ſchon geſtern eingeſchmiert und geſalbt, Herr Lieutenant, aber der Grunsky, bei dem ich das ſüße Mandelöl kaufen ſoll, ſagt, er borge — mit Reſpekt zu vermelden — dem Herrn Lieutenant keinen Groſchen mehr.“

„Was? mir das?“ ſchrie Münſterthurm mit entſetzlicher Stimme, daß meine Fenſter zitterten, und die ſchöne Fremde erbleichte. „Ich ermorde ihn, ich renne ihn mit dem Säbel durch und durch, ich zerhacke alle Gläſer, Pomeranzen und Citronen in ſeinem Laden in Kochſtücke, der Kukuk ſoll ihn holen, ihn und ſein ſüß Mandelöl!“ Der tapfere Soldat wackelte zu dieſen Worten mit dem Federbuſch, klirrte mit dem Säbel, ſtampfte mit den Sporen, focht mit der Reitpeitſche in der Luft und blinzelte hinauf ans Fenſter, welche Wirkung ſeine Berſerkerwuth hervorbringe. „Doch, es iſt unter meiner Würde, mich über

ſolche Canaille zu alteriren;“ fuhr er ruhiger fort, „ich werde ihn verklagen, ſo thu' ich. — Johann!“

„Was befehlen der Herr Lieutenant?“

„Geh in die Apotheke in der Königſtraße, dort, wo es zur Kirche hinunter geht, laß Dir für zwei Groſchen ſüß Mandelöl geben; laß es aufſchreiben — die Welt kennt meinen Namen.“

So ſprach der Lieutenant Münſterthurm. Er nahm ſeinen Säbel unter den Arm, rückte den großen Hut ſchiefer aufs Ohr und ſchritt mit mächtigem Gange die Straße hinab.

Die Fremde aber ſchlug das Fenſter zu, ſetzte ſich an ihren Platz und lachte.

6.

Ich habe jetzt ſeit mehreren Tagen die Liebenden parterre betrachtet; immer klarer wird es mir, daß ein ſehr reines Verhältniß zwiſchen Carolinchen und dem Pariſer beſteht. Wenn etwas Unchriſtliches in dieſer Liebe wäre, ſo müßte es in der Art, wie ſie zuſammenſcherzen, ſich zeigen; der Pariſer könnte nicht ſo zart ſeine Glut verrathen; er würde, wenn er ſchon höhere Rechte ſich zugeeignet hätte, nicht, wie ich wohl bemerkt habe, um ein Küßchen ſo lange betteln und ſogar ſchmollen, wenn er es nicht bekommt. Carolinchen könnte nicht mit jenem heitern, ungetrübten Muth Scherze ſelbſt beginnen, könnte ihn nicht aus ihren klaren Augen ſo treuherzig anblicken, wenn ſie ſich etwas Unchriſtliches bewußt wäre. Es iſt etwas Heiliges, Holdes um die Unbefangenheit der erſten Liebe, ſollte ſie ſich bei einem Schuſtergeſellen und ſeines Meiſters Tochter oder in dem Boudoir einer jungen Fürſtin zeigen; es iſt der herrliche

Schmelz, den die Unschuld aushaucht; keine Kunst ersetzt ihn wieder, wenn Du ihn abstreifst. Oder kann der Maler dem Schmetterling die Flügel wieder malen, wenn eine rauhe Hand ihn betastet und den Blüthenstaub verwischt hat, womit die Natur seinen bunten Mantel überkleidete? Ist nicht die sanfte Röthe auf den Wangen eines schönen Kindes ein solcher Blüthenstaub? Wird die Schuldbewußte erröthen, wenn der Geliebte um ein Küßchen bittet? Wird sie die Augen niederschlagen? Die Kunst einer Kokette geht weit; sie kann durch großes Studium vielleicht lernen, wie und wo man die Augen niederschlagen müsse; aber jenen holden jungfräulichen Schmelz, jenes rouge fin der Natur kann sie bei Laugier pere et fils, rue bourg l'abbe a Paris nicht kaufen.

Ich traute daher lieber meinen Augen und meinem guten Opernglas, als der bösen Zunge der alten Christel, meiner Aufwärterin, die mir das Verhältniß der beiden Leutchen als ein unchristliches schilderte. Ich hatte ein Paar Pantoffeln nöthig, was war natürlicher, als daß ich meinen Nachbar, den Russenschuster, mit diesem Auftrag beehrte? Ich hatte dabei noch eine Nebenansicht. Der alte Russe, dachte ich, ist wohl zu bequem und vornehm, als daß er sich zu mir bemüht; Brenners Carlchen, den Lehrjungen, kann er auch nicht wohl schicken, um mein Maß zu nehmen, folglich werde ich den Pariser bei mir sehen. Die alte Christel wollte mir zwar das Vorhaben mit Gewalt ausreden; sie behauptete, daß ich bei dem reichen Nachbar das Doppelte werde zahlen müssen, aber es half nichts, sie mußte hinüber. Sie kam bald wieder und berichtete, man werde kommen; sie lächelte dazu vor sich hin, als wüßte sie noch etwas, das sie sich unbefragt nicht zu sagen getraue. Ich konnte ihr

ſchon den Gefallen thun, zu fragen, denn ſie ſchwatzte gerne.

„Als ich hinüber kam," ſagte ſie, „und ausrichtete, daß Sie ein Paar Pantoffeln wünſchten, da — nein ich kann es nicht ſagen —"

„So ſprich doch, Alte! was ſagten ſie denn?"

„Carolinchen ſah recht mitleidig aus und ſagte: Ach, zu dem bleichen Herrn im zweiten Stock drüben? was fehlt ihm denn? er iſt immer zu Haus und ſieht ſo trübſelig durchs Fenſter; und der Pariſer ſagte: ja, und wenn er ausgeht, ſo ſieht er ſo ernſt und traurig aus, was fehlt ihm denn?"

„Nun? und was ſagteſt Du, Alte? Was gabſt Du zur Antwort?"

„Na, ich weiß es ja ſelbſt nicht; ich ſagte, es müſſe Ihnen jemand geſtorben ſeyn, Sie gehen meiſt in ſchwarzen Kleidern; und da meinten ſie — hi! hi! da ſagte Carolinchen: Ach, gewiß iſt ihm ſein Schatz geſtorben, dem armen Herrn, oder es geht ihm gar wie dem armen jungen Werther, der auch ſo viel gelitten hat."

Die guten Seelen! dachte ich; weil ſie lieben, ſo kennen ſie kein anderes Leid, als die Trauer der Liebe! Wie unendlich proſaiſcher iſt doch mein Kummer! Freilich iſt mir ein Schatz geſtorben; der leipziger Magiſter hat ihn gewonnen. Die alte Tante iſt es, der meine Melancholie gilt, der ſeligen Idonia, der Mitarbeiterin an der Zeitung für noble und gebildete Leute. Wie proſaiſch, wie ſo ganz miſerabel und unpoetiſch! Meine Farbe ſpielt etwas ins Blaſſe, was iſt natürlicher, als daß ich Kummer habe? Ich bin viel zu Hauſe, ich muß über meinen Kummer brüten; ich ſehe melancholiſch aus, ich könnte ſchwer verdauen, ich

könnte einen Roman unter falſchem Namen geſchrieben haben und deßwegen auf Geldbuße angeklagt ſeyn. Aber dies alles iſt uns heutzutage zu proſaiſch — er iſt melancholiſch, er muß Liebeskummer haben, ganz erſchreckliche Seelenleiden; ſogar die Schuſtermamſell, die liebende, weiß gleich, wo einen der Schuh drücken könnte. In welcher Schule mag ſie das gelernt haben? Ja, ſie hält mich für größer, als ich bin; ſie vergleicht mich ſogar mit dem jungen liebenden Werther, dem unvergeßlichen; und ich — muß erröthen, jene enorme Höhe von tragiſchem Pathos noch nicht erreicht zu haben!

Mit dieſen Betrachtungen beſchäftigt, ſah ich den Pariſer aus dem Hauſe treten. Er ſah gar nicht übel aus, und ich konnte es Carolinchen nicht verdenken, daß ſie gern mit ihm ſcherzte. Er war nett und elegant gekleidet, denn zu ſolchen Beſuchen wurde der Sonntagsſtaat angelegt. Er iſt ein hübſcher, gedrungener, unterſetzter Burſche, lebhaft, gewandt; es kann ihm nicht fehlen, er muß bei den Mädchen Glück machen. Schon der Name: der Pariſer, weckt tauſenderlei günſtige Meinungen zum voraus. Der muß die Welt geſehen haben, denkt man und fühlt ſich nicht wenig geehrt, von ihm zu einem Walzer oder Dreher aufgezogen zu werden. Ich konnte mir denken, daß er ſeine Sitten perfektionirt haben werde. In der Hauptſtadt der Welt, wo die Schuſter in Glaswagen bei ihren Kunden vorfahren und ihre eigenen geheimen Sekretäre haben, welche ſogleich die Maße der Kundfüße zu Protokoll nehmen, wo die Meiſter Künſtler ſind, ein Atelier ſtatt der Werkſtatt haben, mehrere Curſe über Anatomie anhören, um ſich in ihren Bemühungen um den Fuß zu vervollkommnen, wo die Geſellen nicht auf einfüßigen Schemeln, ſondern in

prachtvollen Fauteuils Schuhe flicken, und die Lehrjungen oder Garcons den Draht mit parfümirtem Pech wichsen, in einer solchen Stadt hatte er den deutschen Handwerksburschen, diesen aus Flegelei, Courtoisie und Sinnlichkeit zusammengesetzten Kraftmenschen, ausziehen und in den Pariser fahren müssen.

Er kam, ich hatte mich nicht getäuscht. Wie artig wußte er sich zu verbeugen, den Hut abzulegen und ein Paar Fünffingerstriche durch sein Haar zu thun! Wie unbefangen näherte er sich, mit welcher Grazie setzte er mir den Stiefelzieher zurecht! Er schien mich mit mitleidigen Blicken zu betrachten, der arme Siegwart mochte ihm einfallen, oder gar die Leiden des jungen Werthers, denn er erkundigte sich dolce nach meiner Gesundheit.

„Sie haben eine angenehme Werkstatt da drüben," sagte ich zu ihm, indem er mit einem rosenfarbenen Seidenband meinen Fuß maß und sich Notizen in eine saffianene Brieftasche aufzeichnete; „ich meinte, Ihre Werkstatt muß hell und freundlich seyn?"

„Unser Arbeitszimmer meinen Sie? O ja, es ist hübsch und freundlich, und man hat doch auch eine Aussicht auf die Straße."

„Nun, und die Einsicht ist gewiß auch nicht übel; läßt Ihnen Mamsell Caroline so viel Zeit, auf die Straße zu sehen?"

Stumm vor Staunen lag er vor mir auf den Knieen; er hielt in einer malerischen Stellung das rosenfarbne Maß in der Hand, die Brieftasche war ihm entfallen. „I der Tausend!" preßte er heraus. „Wie meinen Sie denn das, werthgeschätzter Herr...?"

„Nun, ich habe letzthin eine kleine Attaque mit den

eisernen Ladenstangen gesehen, wo eine Fensterscheibe zerschlagen wurde, da dachte ich —"

„Ei! So hat Brenners Carlchen doch recht gehabt," rief er, „er hat gesagt, Sie haben herausgesehen; ja, ich hatte einen kleinen Spaß mit des Meisters Tochter."

„Und wenn ich recht gesehen, ist sie Ihnen gut, die Mamsell?"

Der gute Pariser wurde über und über roth, und ein Strahl der Freude schien aus seinen ehrlichen Augen zu dringen. „Was hilft es mir auch, wenn mir das Mädchen gut ist?" sagte er nach einigen Augenblicken leise. „Ich kriege sie doch nicht!"

„Und warum nicht," fragte ich verwundert, „ein geschickter Arbeiter, der sogar in Paris gelernt hat, diesen sollte der Meister verschmähen?"

„Es ist wahr," sagte der junge Schuster nicht ohne Selbstgefühl, „ich habe in Deutschland und Frankreich gelernt; ich habe in Paris, Amsterdam, Berlin und Frankfurt in den berühmtesten Ateliers gearbeitet, aber was hilfts? Der Meister ist reich und vornehm, er wird nächstens Stadtrath werden, er sucht seine Tochter in vornehme Familien zu verheirathen. Ein Bierbrauer, ein Schweineschlachter, ein Rothgerber, alles vornehme und angesehene Herren, die wenigstens ihre zwanzig- bis dreißigtausend Thaler schwer sind, haben um Carolinchens Hand angehalten, und der Alte ist nur noch im Zweifel, wem er sie geben soll."

Der arme Bursche dauerte mich, er hatte Thränen in den Augen, während er mir das erzählte, „und Carolinchen?" fragte ich.

„Ach! das ist gerade mein Jammer; sie hat mich lieb, wir haben es vergangenen Sonntag auf dem Tanzboden

einander gestanden. Wenn ich wollte, sie liefe mit mir davon, denn sie mag keinen andern, als mich, aber ich weiß wohl, in den Romanbüchern werden oft junge Frauenzimmer entführt, die es nachher recht gut bekommen; aber was kann ich ihr anbieten? Bis ich Meister werde zu Haus, geht mein kleines Vermögen vollends drauf, und ich soll sie in ein Haus voll Kummer und Sorgen führen? Nein; sie wird mich vielleicht doch auch vergessen können. Sie soll heirathen, wie es der Vater will, sie wird dann eine vornehme, wohlhabende Frau, und wenn sie erst ein Paar liebe Bübelein hat, denkt sie nimmer an unsere Liebschaft und an den armen Pariser."

„Aber Sie? Können Sie so ruhig entsagen? Wird es Ihnen nicht recht schwer werden, von Carolinchen zu scheiden?"

„Ich mag nicht daran denken," antwortete er; „es würde mir jede Stunde verbittern; wenn einmal geschieden seyn muß, so soll es schnell gehen. Wohl wird es mich schmerzen, wenn ich wieder so allein in die weite Welt hinaus muß, denn hier kann ich nicht bleiben; aber ich denke dann, es wandert mancher arme Teufel durchs Reich, den es im Herzen noch weit schwerer drückt als sein Bündel auf dem Rücken; so gehts halt in der Welt!"

Er ging mit einer Thräne im Auge von mir.

„Also auch hier die unglückselige Macht der Verhältnisse!" dachte ich. „Auch hier der Eigensinn der Väter, auch hier das eifrige Streben nach Geld und Ehre! Man spricht von dem Unglück hochgeborner junger Damen, daß sie nicht dem Zug des Herzens, sondern dem Gebot der Verhältnisse folgen müssen. Man bedauert Prinzessinen, daß für sie wahrscheinlicherweise das Glück stiller beglückter Liebe

verloren sey; man beklagt junge Gräfinnen und Fräulein von altem Adel, daß ihrem Auge kein Mann gefallen dürfe, der nicht sechzehn Ahnen gehabt, daß ihre Seele legitimer Weise kein Bild erfüllen dürfe, das nicht stiftsfähig wäre. Hat die Tochter des Russenschusters ein glücklicheres Loos? Es werben reiche Grafen, besternte Diplomaten um die Hand einer jungen Dame, der Arme, Unberühmte muß zurücktreten; hier kommen ganz außerordentlich vornehme und angesehene Leute und wollen Carolinchen zur Frau, wer sind sie? Bierbrauer, Schweineschlachter, Rothgerber; sollte nicht der Pariser eben so gut, sogar noch passender für sie seyn? Mit nichten! jene haben Geld und Ansehen in der Stadt, sie sind außerordentlich vornehm; Carolinchen muß sie heirathen. Aber welche Nöthigung ist bei all diesen Fällen? Der Vater des Fräuleins wird die Achsel zucken und sagen: die Verhältnisse. Verflucht sey, wer dieses Wort erfand, um einen Begriff zu bezeichnen, der auf Vernunft und Recht keinen Anspruch machen kann!"

Ich war ergrimmt über diese Unnatur des Schusters, und in meinem Grimm mußte ich die Resignation des Pariſers bewundern. Wäre dieser Fall in den höchsten oder in den Mittelständen vorgefallen, der Amoroso hätte sich erstens entweder mit seinem durch die Verhältnisse begünstigten Nebenbuhler schießen wollen, oder zweitens, er hätte gewüthet, seiner Geliebten das Leben verbittert, ihr geflucht, gedroht sich zu erschießen und erst auf ihr inständiges Bitten sich das Leben geschenkt, oder drittens, er wäre ins Wasser gesprungen, oder viertens, er wäre tiefsinnig geworden, und dieses letzte ist das Allgemeinere. Nicht so der Pariser; er sieht sein Unglück voraus; er könnte zur Noth einen dummen Streich machen, aber das Glück und

die Ehre der Geliebten iſt ihm theurer — er liebt und vergißt ſein Unglück bis es da iſt, und dann ſchnallt er den Ranzen und wandert traurig durch das Reich. Man wird ſagen, er hat nicht jenes tiefe Gefühl, nicht jene feinere Bildung, die zur wahren Liebe und zum tieferen Schmerz der Liebe gehört; kann man glauben, daß ein Schuſtergeſelle ſo innig lieben könnte als ein Dragonerlieutenant, oder ein Legationsrath oder gar als ein junger Doktor? Kleinliche Thorheit, da Du auch hier wieder die Gefühle nach den Ständen abmeſſen willſt! Die Aeußerungen dieſes armen Burſchen ſind erhabener als die Rodomontaden hochgeborner Liebhaber, ſie zeugen von tieferer Empfindung als eure erlernten und erleſenen Sentiments, und ſeine Reſignation iſt edler als euer Toben und Wüthen gegen das Schickſal. Er will ſich nicht ſchießen mit ſeinen Nebenbuhlern wie der Legationsrath; er will ſich nicht in ſeinen eigenen Sonetten erſäufen, wie der Doktor; er ſchließt die Geliebte zum letztenmal in die Arme, wirft ſein Ränzel auf den Rücken, nimmt den Wanderſtab und geht. Sein Unglück fühlt er tief, wenn er zum letztenmal die Thürme der Stadt, die er verläßt, aus der Ferne ragen ſieht; aber er denkt, es wandert noch mancher arme Teufel durchs Reich, den es im Herzen noch weit ſchwerer drückt, als ſein Bündel auf dem Rücken. Er trocknet eine Thräne ab und geht. Aber der Dragoner und der Legationsrath und der Doktor? Wenn jener nicht geblieben iſt, wenn ſich dieſer nicht erſchoß, wenn der Doktor nicht ertrunken — ſo gehen ſie auch und geben ſich zufrieden. Aber freilich, es gehört dazu, daß ſie vorher etwas Weniges geſtöhnt und gejammert hatten. So wollen es die Verhältniſſe!

7.

Vor einigen Tagen traf ich am dritten Ort meinen Nachbar, Dr. Salbe. Er erkannte mich als Nachbar, freute ſich, mich zu ſehen, und lud mich ein, ihn hie und da zu beſuchen. Ich verſäumte es nicht. Dr. Salbe iſt ein unterrichteter Mann, und ich bin gerne in ſeiner Geſellſchaft. Anfangs war es mir ſchwer, ſeiner Einladung in den goldenen Hahn zum zweitenmal zu folgen; dieſe qualmende Bierſtube wollte mir, da ich an dieſe Tabakshöhlen nicht gewöhnt war, nicht zuſagen. Aber ich gewöhnte mich daran, und ſo mancher Kernwitz, der in dieſer Geſellſchaft fiel, die gewaltige, tönende Sprache der Lieutenants, die aus allen Wiſſenſchaften zuſammengeholten Ausdrücke der jungen Doktoren entſchädigten mich für das Aeußere. So war es auch in Dr. Salbe's Haus. Eine Unordnung, beinahe Unreinlichkeit ohne Gleichen. Wenn er mir ein neues Gedicht vorleſen wollte, blickte er mit Falkenaugen im Zimmer umher und fuhr dann oft plötzlich unter den Tiſch, denn dorthin hatte ſich der Wiſch verloren. Einmal erzählte er mir von einem Sonett, an welchem er drei Tage gedreht habe. Es ſey ganz unübertrefflich, und die Ausgänge tönen wie lauter Italieniſch und Spaniſch unter einander. Er ſuchte in allen Ecken, auf allen Tiſchen, in allen Fächern; es fand ſich nicht. Endlich führte ihm der Zufall ein zuſammengedrehtes, halbverbranntes Papier in die Hand. Er ſah es an, er erblaßte, er ſchlug ſich vor die Stirne. „O ihr Götter!“ rief er aus, mit meinem herrlichſten Sonett hat der verdammte Lieutenant Münſterthürmchen ſeine Pfeife angezündet! Wie hätteſt Du geglänzt, klangvolles Gedicht, in der Zeitung für noble und gebildete Leute! Jetzt muß

ich Dich aus meinem miſerabeln Gedächtniß compenſiren. Du biſt ein Torſo, und ich ſoll Dir neue Füße einſetzen!“

Trotz dieſer ſchrecklichen Unordnung gefiel es mir wohl bei Salbe. Er hatte eine gewiſſe gelehrte Atmoſphäre, die jeden ſchlechten, trivialen Gedanken zu erſticken ſchien; man konnte ſich ganz behaglich in ſeiner Nähe fühlen, denn er hatte eine ungemeine Literatur im Kopf und belehrte im Geſpräch auf angenehme Weiſe. Wir ſprachen eines Nachmittags, den ich bei ihm zubrachte, von Literatur und ihrem Einfluß auf die Menſchen. Ich ſagte: „Die Franzoſen haben das vor uns voraus, daß alle ihre Geſchichtswerke, ihre Romane, ihre Gedichte, ſelbſt ihre philoſophiſchen Bücher ſo geſchrieben ſind, daß ſie jeder leſen kann. Die Werke ihrer größten Geiſter ſind unzähligemal als Stereotypen gedruckt, ich habe oft auf meinen Reiſen geſehen, daß ein geringer Handwerker, ein Soldat, ſelbſt ein Bauer, ſeinen Voltaire, ſeinen Rouſſeau las; dadurch wird die Intelligenz unbegreiflich geſteigert, daher kommt auch, daß jene Redner in der Kammer ſo ungeheuer wirken, nicht durch den verſchwebenden Schall von der Tribüne, der Einzelnkampf richtet dort wenig aus, wo man in Maſſen kämpft, ſondern durch die Verbreitung dieſer Reden durch die öffentlichen Blätter. Der geringere Bürger, der Landmann lieſt begierig dieſe Reden; ſeine Lektüre hat ihn vorbereitet, das Wahre von dem Falſchen zu ſondern, und ich verſichere Sie, ich habe dieſe Leute mit einer Wahrheit, mit einer Tiefe über die Schönheiten einer Rede, über die Wendungen eines Satzes ſprechen hören, die mich in Verwunderung ſetzte, und die ich vergebens ſelbſt in unſern Mittelſtänden, bei dem Kaufmann, dem Künſtler, dem Schreiber ſuchen würde.“

Sie machen damit unſerm Vaterland und ſeinen Schrift-

ſtellern ein ſchlechtes Compliment," antwortete Dr. Salbe. „Es iſt wahr, die eigentlichen Gelehrten bei uns bilden ſich eine eigene Sprache; ſie konnten ſich aus dem frühern lateiniſchen Jargon nicht gleich in das ehrliche Deutſch finden. Daher kommt es, daß man bei uns, außer Plattſchwäbiſch und Hochdeutſch, auch noch Kantiſch, Schellingiſch, Hegeliſch ꝛc. ſpricht und ſchreibt; man muß zu dieſen Sprachen eigene Wörterbücher haben, um ſie zu verſtehen, und es iſt kein Wunder, daß man Kant ins Deutſche überſetzt hat."

„Aber ſagen Sie mir um Gottes Willen, wozu denn dieſe Sprachverwirrung? Wie können denn unſere Philoſophen auf die Intelligenz des Volkes wirken? Und dazu ſind ſie ja doch auf der Welt."

„Im Gegentheil erwiderte Salbe, „da haben Sie eine völlig unrichtige Anſicht. Es mag dies vielleicht bei den franzöſiſchen Philoſophen der Fall ſeyn. Aber bei uns ſind die Philoſophen nur für den Katheder geſchaffen; ſie haben nur das kleine Publikum, das vor ihnen in den Bänken ſitzt, über Sonne, Mond und Sterne und die Erbſünde aufzuklären; ſonſt haben ſie lediglich nichts mit dem Publikum zu thun. Kennen Sie denn nicht den Artikel im regensburger Reichstagsabſchied?"

Wie? ein Artikel über die Philoſophen? Kein Wort habe ich davon gehört."

„Man wußte wohl, daß die populäre Philoſophie der Franzoſen für das Volk durchaus ſchädlich ſey, weil die Menſchen dadurch Aufklärung, eine Art von illegitimer Vernunft bekommen; daher hat man ſehr weiſe damals das Geſetz erlaſſen und heimlich auf allen Univerſitäten und Gelehrtenanſtalten verbreitet: „„Alldieweilen die durch die in

das für ſich ſchon intelligente Leben ſo leicht eingreifende Philoſophie angeſteckten Menſchen allzuleicht rebelliſche ſogenannte Ideen bekommen, ſo ſollen die für die auf den zu der Vorbereitung junger Leute errichteten Inſtituten beſtehenden Lehrſtühlen angeſtellten Philoſophen dahin gehalten ſeyn, daß, wenn ſie Bücher ſchreiben, ſo in dies Fach einſchlagen, dieſe alſo abgefaßt ſeyen, daß andre zu dieſer Wiſſenſchaft nicht beſtimmte Leute ſolche gar nicht capiren können.“ “

„Das ſtand im regensburger Reichstagsabſchied?“

„Ja wohl, und daher dämmten die Philoſophen ihre Bücher mit allerlei wunderlichen Redensarten ein, ſo daß, wenn ein ungelehrter Bürger in ein ſolches Opus hineinſchaute, ihm die Worte vor den Augen herumtanzten, ihm die überſchwenglichen Gedanken wie ein Mühlrad im Kopf herumgingen, und er in Gefahr war, darüber ein Narr zu werden. Es war dies auch ganz gut; Sie wiſſen, die Deutſchen ſind eine Nation, die gar zu ſchnell Feuer fängt wie naſſer Zunder, daher war dies Mittel ganz gut. Denken Sie nur an jene Zeit, wo eine Regierung dies Interdikt aufhob, und ein Gelehrter Reden an die deutſche Nation in natürlicher Sprache hielt, was entſtand daraus für ein Spektakel! Man hat daher das Interdikt aufs neue geſchärft, ja die Philoſophen müſſen jetzt ſogar myſtiſch ſprechen; ſelbſt wenn einer z. B. über Deutſchland und die Revolution ſchreiben wollte, müßte er ſeiner Rede kurzen Sinn in dieſe Wortſpezereien einbalſamiren.“

„Ha! jetzt erſt iſt mir das große Geheimniß unſerer Literatur klar und deutlich! Alſo daher kommt es, daß wir ſo weit zurück ſind; da bleibt alſo für das Volk nichts übrig, als Genofeva und Eulenſpiegel?“

„Das möchte ich doch nicht behaupten," ſagte Salbe; „unſere mittlern und untern Stände leſen ſehr viel, nur natürlich nichts, was auf den geſunden Menſchenverſtand Anſpruch machen könnte. Sie haben ihren Spieß, ihren Cramer, ihren Lafontaine, in neuerer Zeit hauptſächlich ihren Clauren. Alles lieſt, aber unſchädliches Zeug, das ihren Verſtand ganz gelinde afficirt, Geſpenſtergeſchichten, Mordthaten, Räuberhiſtorien, Heirathsaffairen mit vielem Geld ꝛc."

„O Gott! weiter nichts! ſo kommen alſo unſere größten Geiſter, ein Schiller, ein Goethe, ein Tieck nicht unter das Publikum?"

„Behüte! Schiller kennen ſie zur Noth vom Theater her, aber er iſt meiſt zu hoch für ſie, eigentlich zu gut. Von Goethe, Tieck, Jean Paul weiß man nichts. Sie haben für die Ewigkeit geſchrieben, aber nicht für unſer Volk."

Der äſthetiſche Klubb.

Conticuere omnes, intentique ora tenebant.

„Werthester!“ ſprach mein Freund zu mir, als wir die Treppen meines Hauſes herabſtiegen; „Sie würden ſich ſehr irren, wenn ſie glaubten, es gäbe nur in höhern Ständen äſthetiſche Geſellſchaften. Jene herrlichen Thees, wo feingebildete Menſchen ſich über die neueſten Erzeugniſſe der Literatur beſprechen, finden ſich, nur unter anderer Form, auch unter den gemeineren Leuten. Wie jene mit dem Theewaſſer eine neue Novelle oder einen Sonettenkranz einſchlürfen, ſo haben dieſe ihre eigenen Schriftſteller, welche ſie beim Biere mit derberem Stoffe bewirthen.“

„Und zu einem ſolchen äſthetiſchen Biere werden Sie mich führen, Doktor?“

„Gewiß! Der Meiſter des Hauſes, wohin wir wandern, geht alle Nachmittage in die Schenke; ſeit nun der neue Geſell im Hauſe iſt, wird jeden Mittag äſthetiſcher Klubb gehalten. Er iſt ein ſchöner Geiſt und beſorgt mit großer Auswahl die Lektüre. Die beiden Töchter des Meiſters und einige Freundinnen aus der Nachbarſchaft bilden den Damenzirkel; ſie ſtricken oder nähen, trinken dünnen Kaffee dazu, den die Mädchen unter ſich bezahlen, und eine

von ihnen hat das Amt des Vorlesers; denn der neue Geſell arbeitet ſtreng an ſeinen Schuhen fort; ſein Geſchäft beſchränkt ſich darauf, den Zirkel auf die Schönheit des Geleſenen aufmerkſam zu machen. Er und der Leipziger trinken Bier. Ich war ſchon einigemal in dieſen Klubbs; natürlich hüte ich mich wohl, in die Schönheiten ihrer Literatur einen Zweifel zu ſetzen. Ich ſtaune und bewundere mit ihnen; und ſo bin ich wohl gelitten in dieſem Kreiſe und darf es wagen, Sie einzuführen."

„Wir ſtanden vor der Thüre und horchten; aber das war kein fröhlicher Leſeklubb! Ich ſah den Doktor ängſtlich an, denn deutlich hörte man ein vielſtimmiges Schluchzen und Weinen; es wurde mit jammernder Stimme etwas geleſen; wir ſtrengten unſere Ohren an, aber vernahmen nur Geſtöhn und tiefes Herzſeufzen.

„Ha! Sie leſen etwas Tragiſches!" rief mein Freund. „Das iſt köſtlich; nur zu! Wir wollen ihr Pathos beobachten." Er machte raſch die Thüre auf; welch ſonderbarer Anblick! Auf einer Erhöhung ſaß der Leipziger und heulte laut; es wollte ihm beinahe das Herz abdrücken, und ſein Lieblingsdichter hatte für dieſen Zuſtand geſorgt. Neben ihm ſaß der neue Geſell; ſein Schmerz war nicht minder tief, aber er beherrſchte ihn mit männlicher Feſtigkeit; doch auch ihm hing eine Perle in den Wimpern. Auf der Seite ſaßen fünf oder ſechs hübſche Mädchen, unter denen ich Carolinchen ſogleich erkannte; ſie ſchienen einem geliebten Todten ein letztes Opfer zu bringen, denn ſie wiſchten mit den Schürzen ihre ſchönen weinenden Augen, und in ihren Mienen war ein ſo wahrer Ausdruck von Kummer und namenloſem Jammer, daß ich über die Tiefe ihrer Empfindungen ſtaunte.

Sie nickten uns zu, wir nahmen ſchweigend Platz. „Thu' nur nicht ſo erſchrecklich, Leipziger!“ ſagte der neue Geſell mit dumpfer gebrochener Stimme. „Sie wird ja bald vollends ausgerungen haben, die arme Seele; machen Sie nur gefälligſt weiter, Jungfer Köhlerin.“

Dieſe wiſchte ihre Thräne ab, die wie ein Waſſerfall herabrollten, und las mit zitternder Stimme weiter.

Sie hatte geendet und legte ſchnell das Buch nieder; die Mädchen weinten noch etwas weniges in der Stille fort; der Leipziger aber vertrank ſeinen Schmerz in einem mächtigen Zuge Bieres.

„Wir ſind heute leider zu ſpät gekommen, um noch etwas von Ihrer Lektüre profitiren zu können. Was haben Sie heute geleſen?“

„Rochus Pumpernickels Tod;“ antwortete der neue Geſell. „O, Herr Doktor, das iſt eine ſo grauſam rührende Geſchichte, als im ganzen Evangelium keine ſteht!“

„So? A. v. S. macht auch rührende Geſchichten?“ fragte jener weiter. „Ich habe bisher geglaubt, er ſey immer nur fröhlich und heiter und laſſe ſeine Leutchen heirathen, nebſt ſchöner Mitgift von ein Paar Milliönchen?“

„Ja, wir haben es anfangs auch geglaubt,“ entgegnete Carolinchen; „es ging ſo hübſch und fröhlich an.“

„Das iſt gerade das Schöne, daß man glaubt, es komme alles ſo freudig wie immer, und dann kommt es auf einmal hageldick mit dem Unglück. Das iſt um ſo rührender, daß einem die Thränen unwillkürlich laufen; ach und wie wahr iſt es! Nicht alle Liebenden können ja glücklich werden! Dies beweiſt ja Siegwart und Werthers junge Leiden, die ich in Mannheim geleſen habe, und viele andere rührende Hiſtorien. Und ſieht man es nicht alle Tage?“

ſetzte er gerührt hinzu, indem er nach Carolinchen blickte. „Wie viele zärtliche Liebſchaften hat ſchon das grauſige Schickſal getrennt!“

Carolinchen weinte ſtill; der Leipziger aber ſchlug mit dem Hammer auf den Abſatz eines Stiefels; daß es Funken gab. „Den Kerl, den Alten ſoll der Teufel holen; er iſt an allem Schuld, der heimtückiſche Sakermenter; hier möcht' ich ihn haben, zwiſchen meinen Knieen, ich wollte ihn hämmern wie Sohlenleder!“

„Ja, der iſt an allem Schuld,“ klagten die Mädchen.

„Sie lieben alſo dieſen Schriftſteller?“ fragte ich. „Sie ſcheinen ihn allen andern vorzuziehen?“

„Gewiß!“ ſagte der neue Geſell. „Sehen Sie, es mag wohl ſonſt noch Dichter geben; aber ſie ſind nur für die vornehmen Leute, ſie ſind uns zu hoch; da iſt nun A. v. S. gerade recht für uns, ſo gemein wie er, ſchreibt keiner. Ihn verſtehen wir; wenn er etwas ſagt, ſo weiß man auch, was er will. Ich kann Sie verſichern, es iſt mir oft, wenn ich ihn leſe, als ſäße ich im Bierhaus, und mein Kamerad, der Straubinger oder der Hamburger, erzählte mir eine ſchöne Geſchichte.“

Ich ſah mich nach meinem Freund um, er ſaß ganz ernſthaft da und rief alle Augenblicke aus: „Es iſt zum Erſtaunen!“

„Und Kernmädchen hat er,“ fuhr der große Kritiker fort, „ſo ſchön und köſtlich, daß einem ordentlich der Mund wäſſert. Nicht wahr, Ihr Jungfern?“

Die Mädchen errötheten, doch, was ſie ſich lächelnd in die Ohren flüſterten, mochte den Satz des Leipzigers nicht umſtoßen.

„Vox populi, vox Dei!“ ſagte ich. „Denken viele Leute ſo wie Sie?“

„Ich bin weit herum gekommen,“ erwiderte er mit Feuer, „aber überall fand ich die gleiche Liebe für dieſen Mann! Alle Handwerksburſche von Bildung laſſen ſich für ihn todtſchlagen.“

Der Doktor ſtand auf, er mochte glauben, ich habe jetzt genug gehört, um ſeine Behauptung beſtätigt zu finden. Wir nahmen Abſchied von dieſem äſthetiſchen Klubb und gingen. Unter der Hausthür nahm er meine Hand. „Und, was meinen Sie?“ ſagte er, indem Spott und Hohn um ſeinen Mund, aus ſeinen Augen blitzte. „Glauben Sie jetzt; daß auch in Deutſchland ein Schriftſteller allgemein werden könne? Was wollen Sie mit Ihren Franzoſen, die ihren Voltaire hinter dem Pfluge leſen und von den Reden eines Foy in den ärmlichſten Hütten begeiſtert ſind? Kann nicht auch bei uns ein großer Geiſt durchdringen und ein Mann des Volkes und allgemein werden?“

„Ja,“ erwiderte ich und drückte ihm die Hand, „er kann es, wenn er es verſteht, gemein zu ſeyn.“

Ein Paar Reiſeſtunden.

Ein Bruchſtück.

Vorwort an Madame J. Floret,

Eigenthümerin des Hotel de Flandre, Rue Notre Dame des Victoires a Paris.

Sehr verehrte Frau!

Sie gehören unter die wenigen Menſchen, die mir auf mein ehrliches Geſicht hin und ohne andern Schein als etwas Scheinheiligkeit getraut haben, und ich würde ihre trefflichen Eigenſchaften, ein gutes Herz, nachſichtige Augen, ein offenes Ohr und einen für Rue Notre Dame des Victoires hinlänglichen Verſtand öffentlich gemacht haben, auch wenn ich es Ihnen nicht verſprochen hätte.

Als ich, verſehen mit allem, was ein muthiges junges Herz unterſtützt, in Ihr Haus trat, da dachte ich freilich nicht, es einſt ſo plötzlich verlaſſen zu müſſen; doch wäre auch jene Begebenheit ſchon damals vor meiner ahnungsloſen Seele geſtanden, an eine ſo romantiſche, ſamaritaniſche, beinahe unglaubliche Zuverſicht einer Eigenthümerin eines Hotel garni hätte ich nie geglaubt.

Ich vergeſſe jenen Abend nie, als ich, vor Schrecken, Unwillen und Angſt beinahe leblos, bei Ihnen eintrat, nach meiner Rechnung fragte und Ihnen geſtand, daß ich abreiſen

müßte. Ich hatte von allem gemünztem Gold, das auf der Erde umherrollt, noch zwei Zwanzigfrankenstücke, von dem ungemünzten in Barren, Gefäßen und Geschmeiden einen Ring, und alles übrige Schätzbare bestand in einigen Kleidern, welche rechtlicher Weise noch nicht mir gehörten.

Ihr Scharfblick, verehrte Frau, oder nenne ich es lieber barmherzigen Instinkt? kurz jene unbegreifliche Ahnung sagte Ihnen in einem Augenblicke alles; Sie schlugen das wohlbekannte Buch von grünem Saffian auf, Sie lispelten freundlich: vierhundert und fünfzig Franken, und ich wiederholte mit bebender Zunge: vierhundert und fünfzig! Und als ich Ihnen dann meinen Kummer auseinander zu setzen wagte, wie gütig waren Sie da, wie mütterlich besorgt fragten sie nach den kleinsten Umständen!

Genug! Sie haben mir aus einer Verlegenheit geholfen, die, so klein sie dem Namen nach seyn mochte, für mich in jenem Drang der Umstände niederdrückend, schmerzlich war. Es war in meinen Augen, obgleich ich gewiß war, schon im folgenden Monat meine Schuld tilgen zu können, nichts anderes als ein Geschenk; denn konnten Sie wissen, daß ich ehrlich genug seyn werde, die Summe heimzuzahlen? Und mit welcher Urbanität wußten Sie es zu bieten! Wie fein wußten Sie der peinlichen Nothwendigkeit, eine Wohlthat annehmen zu müssen, alles Drückende zu benehmen! Es ist heute ein Jahr seit jenem Abend verflossen, aber noch heute steht jedes Ihrer Worte deutlich und wie gedruckt vor meiner Seele. „Es haben schon viele deutsche Doktoren bei mir gewohnt," sprachen Sie, bald auf Ihr Buch, bald auf mich blickend, „meistens au Cinquieme, und Quatrieme, Sie sind der erste gewesen au Second; alle haben geraucht wie Sie, alle haben schlecht französisch gesprochen,

alle verlangten anfangs ein Kopfkiſſen von Federn ſtatt meiner trefflichen Rollen von Roßhaar, keiner von ihnen konnte mit dem Kaminfeuer zurecht kommen, faſt alle ſchrieben den ganzen Vormittag, oft bis vier Uhr, und Gott weiß, was ſie geſchrieben; aber alle waren redliche, ehrſame Leute und mir, ich geſtehe es (ihre runden Köpfe und blonden Haare abgerechnet), lieber als meine jungen Landsleute; die über einen unpolirten Nagel an der Wand eine Stunde ſprechen können und doch nicht mehr werth ſind, als daß man ſie daran aufhänge. Ich habe gehört," fuhren Sie fort, „daß alle dieſe jungen Herren, wenn ſie nach Deutſchland zurückkehren, unſere ſchöne Hauptſtadt in Büchern beſchreiben und weitläufig erzählen, was ſie daſelbſt gehört und nicht gehört, geſehen und nicht geſehen haben. Mein Vetter, Doktor Q —, Sie müſſen ihn oft bei mir geſehen haben, und die Leute behaupten, er ſähe mir ähnlich, obgleich ſein Teint dunkler iſt als der meinige, nun dieſer Vetter iſt Mitarbeiter am Globe, und es iſt nicht die ſchlechteſte Zeitung, die in Paris geleſen wird. Die Deutſchen, Madame, ſagte er mir oft, ſind in der Geſellſchaft nicht zu gebrauchen, aber die Feder iſt ihre Zunge; ſie ſind treffliche Leute mit der Feder und in der That gelehrt; ihre Literatur fängt an, bei uns bekannt zu werden, und es iſt nicht das ſchlechteſte, was wir vom Auslande empfangen. So ſprach er oft, und meine Achtung vor Ihren Landsleuten ſtieg."

„Monſieur Off," fuhren Sie fort, denn mein Name war Ihnen nicht geläufig, „Sie haben viel geſchrieben, ſo lange Sie auf No. 15 im Hotel de Flandre waren. Doktor K., Ihr Landsmann, hat mich auch verſichert, daß man ſchon einige von Ihren Schriften gedruckt habe; Monſieur Off,

gegen einen ſolchen Mann kenne ich meine Pflichten, und dieſe Rechnung (Sie machten einen dicken Strich dadurch) ſoll Ihnen nicht länger beſchwerlich fallen; aber Sie werden auf Ihrer Seite auch ſo gütig ſeyn, meiner und meines Hauſes in Ihrer nächſten Schrift zu erwähnen, und ich weiß, dieſe vierhundert und fünfzig Franken werden mir dann ſchöne Zinſen tragen."

„Wahrlich, verehrte Frau, noch zur Stunde kann ich nicht glauben, daß es Ihnen mit jener Bitte ernſt war; denn wer von meinen Landsleuten wird gerade deßhalb, weil ich dort wohnte, Ihr Hotel beziehen? Dies Buch, vor welches ich Ihren Namen ſetze, Sie ſelbſt können es nicht leſen, und Jean, le Garcon, ſpricht zwar die Worte Brod, Schnaps, Salz, Wein, Wurſt, Durſt, Bett, die er auf ſeinen militäriſchen Durchreiſen bei uns zu lernen die Gnade hatte, deutlich genug aus; aber auch er wird unſere Buchſtaben ſo wenig leſen können, als die gothiſchen Charaktere an den Boutiken der deutſchen Schneidermeiſter, die ihn oft zu Verwünſchungen ſteigerten. Vielleicht wohnt irgend einer meiner Landsleute au Quatrieme, und in dieſem Fall können Sie ſich einige Kapitel überſetzen laſſen, vorausgeſetzt, daß Sie ſein a n g und o n g verſtehen.

Auf jeden Fall aber müſſen Sie ſich durch Ihren gelehrten Vetter von der Redaktion des Globe ein Certifikat verſchaffen, daß a la tete dieſer Schrift wirklich eine Zueignung an Sie zu leſen iſt, denn Sie könnten glauben, dadurch, daß ich darauf beſtand, meine Rechnung zu tilgen, habe ich mich von meinem Wort und einer angenehmen Pflicht losgeſagt. Wem könnte ich ein Buch, in dem meine Landsleute flüchtige Zeichnungen der Sitten Ihres und meines Volkes finden ſollen, würdiger zueignen, als einer liebenswürdigen

Repräſentantin des neuen Frankreichs, einem Kinde der Revolution, das, obgleich ſo weit entfernt von Politik als vom Studium der Geographie, die Abſchnitte ſeines Lebens nach den Leiden und Freuden ſeines Vaterlandes zählt? Sie wurden von der Sturmglocke des dreizehnten Vendemiaire aus Mutterleibe geläutet; als Bonaparte ſich die Krone Karls des Großen auf die Stirne ſetzte, warf Sie, Neugierige, eine Volkswelle an die Treppe des Hotel-dieu; die Stirnnarbe, die Sie davon trugen, iſt noch nicht verſchwunden, aber ſie ſteht Ihnen gut, und Sie wiſſen es. Bald fluchte Ihr junges, der Liebe erſchloſſenes Herz Cäſarn und ſeinem Glück, denn Ambroiſe, der hübſche Commis aus der Rue Montmartre, ſollte als Voltigeur helfen Rußland erobern, und bald beweinten Sie Frankreich und ſich — Ambroiſe mit erfrornen Beinen konnte nicht wieder über die Bereſina voltigiren. Monſieur Floret war Ambroiſe's Nachfolger in der Wohnung Ihres Herzens; jedoch erbte er nicht das ganze Apartement, er mußte ſich mit einer Kammer begnügen, die andern blieben für Ambroiſe's Andenken verſchloſſen. Alle Kammern konnten ſich indeſſen nicht enthalten bange zu klopfen, als Herr Floret im Kleide der pariſer Nationalgarde, Gewehr in Arm, Abſchied nahm, um an die Barriere zu fliegen, und Sie — zum letztenmal umarmte, ehe er unter Blüchers erſten Kanonendonner wiederkam. Frankreichs Geburtswehen beſchleunigten Ihr Glück; Sie ſtiegen mit Ludwig XVIII auf den Thron des Zahltiſches und ſaßen ungleich feſter, denn Sie bedurften ſeitdem keiner Reſtauration; ja Herrn Florets Tod, der an dem Tage, wo der alte Lilienſtengel eine junge alte Knospe trieb, zu Pere la Chaiſe ſchlafen ging, ſtatt ihn zu erſchüttern, diente dazu, ihn zu befeſtigen. — Leben

Sie wohl auf Nimmerwiederſehen; einfache, und — meine Landsmänninnen mögen die Naſe rümpfen, ſo viel ſie wollen — tugendhafte Frau; Ihr Andenken ſoll mich begeiſtern, wenn ſich die liebenswürdige Seite Ihres Volkes mir zuwendet, ich werde ſie aufſuchen und mit Liebe aufſuchen, und ewig ſollen mir die Worte unvergeßlich bleiben, die Sie im Augenblicke des Abſchieds, anfangs in einem Tone, als ſeyen Sie die Sprecherin Ihrer Nation der meinigen gegenüber, dann mit zitternder Stimme und mit feuchtem Auge ſprachen: „Monſieur, ich achte Ihre Nation, und dieſe Achtung hat ſich vermehrt, ſeitdem ich die Ehre hatte, Sie kennen zu lernen. Reiſen Sie glücklich, und kommen Sie ſchnell wieder in das ſchöne Frankreich, wenn Sie zu Hauſe friert, — car je ſuppoſe, qu'il n'y a pas loin de chez vous les glaces, ou mon pauvre petit Ambroiſe a peri.“

Es ſind ſchon ſo viele Reiſen nach Paris geſchrieben und gedruckt worden, daß man eine eigene Bibliothek davon errichten könnte, und es ſcheint, es ſey eine ſehr überflüſſige Mühe, nach der tauſendſten noch die tauſend und erſte herauszugeben; dennoch kann keinem Reiſenden das Recht beſtritten werden, ſeine eigene Reiſe zu beſchreiben, ſo wenig als einem verboten werden könnte, ſeine Biographie oder Reiſe durchs Leben herauszugeben; weil er etwa nur Nachtwächter, Doktor der Philoſophie und nicht König, Kaiſer oder Göthe war; jeder lebt, denkt und reist anders als ſein Vordermann, und es kommt am Ende weder auf die Reiſe, noch auf die Beſchreibung, ſondern darauf an, ob einer etwa ſo viele Leſer findet, als ich mir wünſche.

Vergebens würde übrigens einer aus meiner Reisebeschreibung zu berechnen hoffen, wie viele tausend Thaler ein junger Mann etwa in einem Monat brauchen könnte, wo die besten Nachtlager und die theuersten Mittagessen, wo die höchsten Thürme und die breitesten Straßen seyen. Vergebens wird einer, der thöricht genug ist, sie als Guide des Voyageurs mitzunehmen, nach andächtigen Empfindungen und richtigen Notizen über irgend ein bedeutungsvolles Monument blättern; ich schreibe weder zur Erbauung noch zur Bereicherung der Geographie, ich dränge niemand meine Empfindungen auf, denn jeder hält am Ende doch seine eigenen für die besten; ich will nur wieder erzählen, was ich gehört habe, nur einiges Vorübergehende, aber Bedeutungsvolle, was andere nicht gesehen haben, will ich beschreiben.

Darunter gehört zum Beispiel nicht das Städtchen Sarlouis, sondern die Leute, die von dort aus in dem metzer Eilwagen mit mir fuhren; obgleich es beinahe so viele Geschichten von Postwagen gibt, als Gespenstersagen und Lichtkarzmärchen, so bin ich doch versucht, von einigen dieser Personen zu sprechen.

Ich saß in einer Ecke und mußte es mir gefallen lassen, wenn mich die übrigen so aufmerksam betrachteten, wie ich sie; es ist mir übrigens gewiß nicht zu verargen, wenn meine Blicke hauptsächlich auf einer jungen Dame mir gegenüber hafteten, von deren Antlitz ich freilich nichts sah als eine dunkle Locke und ein glänzendes Auge; denn eine große Kapuze, welche sie am Mund mit einem Tuch verschlossen hielt, umhüllte den Kopf; daß sie jung sey, sagte mir nicht nur die schlanke Taille, die Behendigkeit, womit sie in den Wagen gestiegen war, sondern auch ein gewisser Aberglaube; denn meine Base in Frankfurt hatte mir prophezeiht, ich

werde mit einer ſchönen jungen Dame nach Paris fahren. Ich bemerkte, daß ihr die Stellung der nächſten vier Füße unbequem ſey, machte ihr Raum, konnte aber nicht verſtehen, in welcher Sprache ſie mir dankte, denn ich hatte bei dem Manoeuvre einen dicken Mann, ihren Nachbar, auf ſeinen Leichdorn getreten, und er brummte vernehmlich und deutſch. Es war Morgens vier Uhr, die Luft kühl, aber gegen acht Uhr mußte nach meiner Rechnung der Nebel nnd mit ihm die Kapuze der ſchönen Nachbarin fallen.

Ein Mann mit kühnem, dunklem Geſicht und ſchwarzen Falkenaugen, einen ſchon ins Graue ſpielenden Bart um die Oberlippe, ſaß in der andern Ecke neben dem dicken Mann. „Ein echt franzöſiſches Geſicht, ein Offizier," dachte ich, „und zwar einer von der alten Armee und auf halbem Sold, denn ſeine Kleidung iſt etwas ärmlich, er ſieht unzufrieden aus und will wahrſcheinlich die Ehrenlegion Heinrichs IV nicht tragen, denn er hat kein Band im Knopfloch. Welche Gedanken ſprechen aus dieſem dunkeln Auge! Dieſelbe Straße nach Deutſchland iſt er in der Revolution als junger feuriger Patriot, nachher als Offizier des Kaiſers, vielleicht an der Spitze eines Regiments gezogen! Auf dieſem Wege vielleicht hat er ſeine tapfern Truppen aus den Feldzügen von Sechs und Neun zurückgeführt! Jetzt bezeichnet ihm dieſe Kaiſerſtraße nur noch wehmüthige Erinnerungen ehemaliger Größe; noch lange nicht iſt ſeine ganze Generation ins Grab geſtiegen, und doch iſt alles dahin vorangeeilt, was ihnen groß und theuer war, und dieſes ſchöne Frankreich däucht ihnen ein großer Kirchhof, wo ihr Ruhm und ihre Hoffnungen begraben liegen und auf eine frohe Urſtänd warten."

Der kleine junge Mann an meiner Seite könnte etwa

ein angehender Kaufmannsdiener seyn; in meinem Herzen halte ich ihn aber für einen deutschen Schneider, der nach Paris reist, um sich auszubilden. Noch gibt es einen jungen Menschen in einem blauen flanderischen Hemde an der Seite meines Nebenmannes; er schläft schon und ist seinem Gesicht nach unbedeutend.

Bis jetzt wurde noch kein deutliches Wort unter der Gesellschaft gewechselt. Nach und nach schlafen die meisten, nur das Auge der jungen Dame sehe ich hie und da aus der Kapuze leuchten.

Fünf bis sechs Uhr Morgens.

Der dicke Mann schnarcht schrecklich; sein Kopf droht auf die Schulter der jungen Dame zu sinken, ich bringe ihn durch einen kleinen Fußtritt zu sich selbst, er fährt auf, setzt sich zurecht, schläft wieder ein und schnarcht von neuem. Seine Bewegung hat den französischen Obrist erweckt; er sieht sich unzufrieden und stolz um. Es gefällt mir nicht, daß er eine ungeheure Dose von Horn hervorzieht und schnupft; er schläft bald wieder ein.

Die Morgenluft weht immer kälter. „Soll ich vielleicht das Fenster vorziehen? Wird es Ihnen nicht zu kalt?“ fragte ich so freundlich als möglich die junge, schöne Dame und denke erst bei „zu kalt“ daran, daß wir längst auf französischem Boden sind, und Mademoiselle kein Deutsch verstehen wird. Aber sie antwortet mit heller, wohltönender Stimme, jedoch ohne die Kapuze zu lüften: „Wenn es Ihnen selbst nicht zu kalt wird, danke ich; ich bin wohl verwahrt.

Also eine Deutsche, dachte ich, nun, um so besser, da werde ich doch sobald unsere Sprache nicht verlernen. „Ihr

Nachbar, mein Fräulein," fuhr ich fort; „iſt wohl etwas unbequem für Sie; der Wagen iſt zu enge, als daß ein ſolcher Koloß mit Recht in der Mitte ſitzen dürfte."

„Und doch möchte ich ihn noch weniger zum tete-a-tete," erwiderte ſie.

Ich erröthete beinahe über dieſe Artigkeit und war doch eitel genug zu fragen: „Und warum?"

„Ich denke, ein ſchlafender Koloß würde nicht ſo artig ſeyn, auf meine Bequemlichkeit Rückſicht zu nehmen."

Ich weiß nicht, ob ſie mir wirklich dadurch für ihre Sicherſtellung vor den breiten Hufen des dicken Mannes danken wollte, aber ich verbeugte mich, murmelte etwas von Schuldigkeit gegen Damen und war in demſelben Augenblicke wieder unmuthig über mich ſelbſt, weil ſie doch vielleicht mich nicht gemeint hatte, ließ die angeknüpfte Unterhaltung fallen und ſuchte wie ein gleichgültiger Reiſender auszuſehen, obgleich noch mancher Streifblick an dem glänzenden Auge der jungen Dame vorüberflog.

Sechs bis ſieben Uhr.

Die Pferde werden gewechſelt; die Schlafenden erwachen und ſtarren mit glanzloſen, ſchläfrigen Augen auf einige zerlumpte Weiber und Kinder, die mit ihrem kreiſchenden Patois und ihren Holzſchuhen einen unangenehmen Lärm machen. Der Obriſt zieht an einem alten ledernen Riemchen eine ſilberne Uhr aus der Taſche, und ich denke, er müſſe ſeit der Reſtauration ſehr zurückgekommen ſeyn. Der dicke Mann hat ein unerträglich dummes Geſicht, und wenn ich ihn nicht für einen Viehhändler halte, ſo iſt nur ſeine reinliche Kleidung Schuld; ich mache ihn zu einem holländiſchen Krämer. — Man fuhr weiter, und aufs neue zogen

mich die melancholiſchen Züge des Obriſten an. Er ſang ganz leiſe vor ſich hin ein Liedchen, das er mit den Sylben „Leon“ und einem tiefen Seufzer endete; ach! es war Napoleon, ſein Held, ſein Kaiſer, von welchem er ſang! Jetzt zog er eine Schreibtafel heraus, die, ich muß es geſtehen, ein wenig ſchmutzig und verbraucht war; aber nur um ſo intereſſanter ſchien ſie mir, denn ſie war wohl ein Andenken an einen gefallenen Kameraden; er hatte, ſtellte ich mir vor, als er einſt Nachts beim Mondlicht über das Schlachtfeld ritt, die bleichen Züge ſeines Freundes erkannt, er ſchwang ſich vom Pferd, kniete nieder zu ihm, rief mit ſchmerzlichen Tönen ſeinen Namen, aber jener hörte nicht mehr, die bleichen Lippen, die er küßte, ſie konnten ſeinen Abſchiedsgruß nicht erwidern. Da nahm er mit einer männlichen Thräne jenes Andenken, und es hat ihn in Glück und Unglück begleitet. Ich ſah wieder nach ihm hin; er warf bald nachdenkliche Blicke über das Land hin, bald zeichnete er mit feſter Hand ſeine Gedanken auf, und nichts ſchien mir gewiſſer, als daß dieſer alte Offizier (ich ließ ihn jetzt zum General avanciren) das Land durchfliege, um ſeine militäriſchen Erinnerungen aufzufriſchen und — ſeine Memoiren über die Feldzüge der Franzoſen zu ergänzen.

Sieben bis acht Uhr.

Die junge Dame iſt eingeſchlafen oder ſcheint wenigſtens zu ruhen; noch immer iſt ihr Geſicht neidiſch verhüllt. Der junge Schneider an meiner Seite läßt ſeinen großen Hummerkopf bald links bald rechts fallen, ohne aufzuwachen. Aber der junge Burſche im blauen Hemd iſt erwacht, und wunderbar! zwiſchen ihm und dem General oder Obriſt entſpinnt ſich ein Geſpräch; ich lauſche, aber es iſt nicht Engliſch,

nicht Deutſch, weder Franzöſiſch noch Holländiſch; am meiſten Aehnlichkeit hat es mit dem Italieniſchen, und ich würde den Offizier für einen Korſikaner oder einen Veteranen der italieniſchen Armee halten, kämen nicht Worte in ihrem ſchnellen Geſpräche vor, die völlig fremd tönen. Doch muß es wenigſtens nicht die Mutterſprache des Jüngern ſeyn, denn er ſcheint ſich hie und da auf den rechten Ausdruck zu beſinnen, und der ernſte ältere Mann weißt ihn mit einem leichten Lächeln zurecht. Der dicke Holländer iſt jetzt mit tiefem Stöhnen auch erwacht, betrachtet ſeine Nachbarn einen Augenblick aufmerkſam, lauſcht auf ihre Sprache und fragt dann langſam und höflich: „Vos eſte Eſpaniol, Sennor?“

Ah! dachte ich, vielleicht ein edler, vertriebener Spanier, vielleicht ein Genoſſe Mina's?

Aber man denke meinen Schrecken, als der Obriſt, der General, Empecinado's und Mina's Genoſſe, der intereſſante Mann in öſterreichiſchem Dialekt antwortete: „Um Vergebung, wir ſind halt böhmiſche Glashändler, mein Neffe da und ich, und reiſen nach Sevilla, wo ich mit Trink- und Tafelgläſern handle.“ Und nun erzählte er unerträglich breit und langweilig, daß ſein Bruder in Frankfurt einen Glashandel habe, daß Stoffel, der Neffe, daſelbſt in Kondition geſtanden und jetzt auch auf ſechs Jahre nach Spanien gehe! Wie dort der Glashandel beſchaffen ſey, und wie viele tauſend Trinkgläſer ſie alljährlich ſchmuggeln und verkaufen. Ich verwünſchte den Böhmaken, ſeine Adlernaſe, ſein ſchönes Auge, ſeinen ehrwürdigen Bart und den holländiſchen Krämer, der ihn zum Sprechen gebracht; ich verwünſchte vor allem meine eigene Thorheit, von einem General der alten Armee zu träumen; ſeine ſilberne Uhr

fand ich jetzt ganz in der Ordnung, in sein schmieriges Souvenir schrieb er keine erhabene Erinnerungen, sondern Kunden und Gläser ein, und wenn er mit dem melancholischen Auge über das Land hinstreifte, setzte er Kaisergulden in Dollars, und schlechte Konventionskreuzer in schlechtere Maravedis um. Ich schämte mich, in der Physiognomik noch so weit zurück zu seyn; denn jetzt hatte der alte Kerl allen Schimmer der Einbildungskraft verloren und erschien mir, genauer betrachtet, wie ein ganz gewöhnlicher böhmischer Musikant, wie man sie, gelb und sonnenverbrannt, mit dicken Bärten und dunkeln Augen umherziehen sieht; um ihn nicht zu sehen, schloß ich die Augen und drückte mich in meine Wagenecke.

Acht bis neun Uhr.

Das Auge der schönen Dame glänzt wieder, aber der Wind mag ihr noch zu heftig seyn, sie hat die Kapuze noch immer nicht zurückgeschoben. Der dicke Mann sucht ein Gespräch mit ihr anzuknüpfen, aber sie antwortet einsylbig, und diese Zurückhaltung freut mich, denn ich kann den feisten Holländer, seit er Spanisch sprach, noch weniger leiden als zuvor. Er fährt übrigens mit großer Ruhe fort, ihr den Namen jedes Dorfes zu nennen, das man an der Landstraße sieht, und weiß einige Anekdoten von dem Maire von Fouligny, welches eben hinter uns liegt, zu erzählen. Dabei lacht er aber immer zuerst, legt, wenn die Schneide der Anekdote kommt, seine Hand zutraulich auf den Arm der jungen Dame, um sie gleichsam einzuladen, sich ebenfalls mit ihm und den Böhmen halb todt zu lachen, und hält es für keine Beleidigung, wenn sie (offenbar mit einem Seitenblick auf mich) unwillig ihren Arm zurückzieht.

Der dicke Mann befand ſich gerade mitten in einer Geſchichte, die zu meiner großen Beſorgniß für das zarte Ohr der jungen Dame etwas obſcön zu werden drohte, als man hinter dem Wagen einigemal heftig: Halte, Poſtillon! halte! rufen hörte; zugleich jagte ein Reiter vorüber, der einen großen Brief empor hielt. Der Wagen hielt, Conducteur und Poſtillon fluchten; der erſtere ſchwang ſich nach einigem Wortwechſel von ſeinem Imperial herab und trat dann mit dem großen Brief an unſerem Schlag herauf, muſterte die Geſellſchaft aufmerkſam, zog ſeine Mütze und bot den Brief herein. Ich ſaß zunächſt, nahm ihm den Brief aus der Hand und las die Ueberſchrift: A Monſieur Monſieur le Comte Blankenſpeer, a Saarbruk, poſte reſtante, citiſſimo. Da ſtieg der ſchlafende Schneider auf einmal bei mir im Preis, denn niemand anders konnte der Graf ſeyn; des Conducteurs allons, Monſieur! und ein Stoß, den ich ihm in die Seite gab, weckten ihn; ich überreichte ihm den Brief, er ſtarrte ihn gedankenlos an und gab ihn dann kopfſchüttelnd und murrend zurück. Der Conducteur wurde ungeduldig über die Zögerung: „Allez, Meſſieurs," rief er, „qui eſt donc Monſieur le Comte de Blanqueſepere?"

„Iſt der Brief an mich?" fragte der Holländer verwundert riß ihn mir aus der Hand, las flüchtig die Adreſſe — und erbrach das Siegel. Schnell zog er darauf die Börſe, befriedigte den Kurier, den man ihm nachgeſchickt hatte, und der Wagen fuhr weiter. Aber ich ſah mich zum zweitenmal getäuſcht, und um ſo bitterer, als der Herr Graf zwar nach wie vor die Miene eines holländiſchen Käſekrämers behielt, aber das Mädchen mit den ſchwarzen Augen es jetzt gar nicht mehr bemerken zu wollen ſchien, daß ſeine

Hand ſchwer auf ihrem runden Arme ruhe; ja zu meinem Aerger lachte ſie ſogar einigemal mit heller Stimme auf, als der Herr Graf die Gnade hatte, einige Schnurren aus ſeinem Leben zu erzählen.

Von neun bis zehn Uhr.

In Courcelles wurde zum Frühſtück angehalten. Wir traten in das freundliche Zimmer, wo bereits auf dem großen Roſte die Cotelettes kniſterten; die Männer legten Mützen und Mäntel ab; das Gewölk, das um das Haupt der Jungfrau hing, zerriß plötzlich, und mir war, als erwache ich jählings aus einem ſchmeichelnden Traume. Wer ſah nicht ſchon ein unbekanntes Schloß aus dem Morgennebel tauchen? Man muſtert es; es iſt bewohnt, iſt nicht übel gebaut, iſt vollſtändig unter Dach, aber der Totaleindruck, und hier eine Epheuranke, dort eine unvermauerte Ritze, hier ein Krähenneſt, dort ein ſchlimmer einſpringender Winkel am Dachſtuhl verkünden laut, es habe ſeine ſchönſte Zeit geſehen. Wenn ein ſolcher Zuſtand einer Baulichkeit herkömmlichermaßen etwas Poetiſches hat, ſo war der analoge Zuſtand meiner Reiſegefährtin nur zu ſehr geeignet, mich in die platte Wirklichkeit zurükzuwerfen; kurz ich hatte ein ziemlich erhaltenes Exemplar einer alten Jungfer vor mir, und die ſchönen ſchwarzen Sterne, die Verführer meiner Einbildungskraft, und die Reminiscenzen einer Jugendblüthe, die keine Früchte getragen, preßten mir jetzt nur den Seufzer aus: warum kann man ſolche Brillanten nicht aus der alten Hülſe brechen und modern faſſen laſſen? Wie mancher Seigneur chatelain mit jedem Quader, der von den Zinnen ſeines Erbſitzes in den Graben ſtürzt, froher und lebensluſtiger wird, ſo war meine Unbekannte, wie dies ſo gewöhnlich

iſt, mit den Breſchen, welche in den Wall ihrer Zähne gefallen waren, regſamer, ihre Zunge geläufiger geworden; denn kaum hatte ſich der Generalsglashändler einen Zipfel der Serviette in das Ordensknopfloch geſteckt, kaum ſtanden die duftenden Cotelettes auf dem Tiſch, ſo ſagte mir die Cadenz ihres quickenden Sprachinſtruments, daß ſie eine meiner ſüdlichen Landsmänninnen aus den Gränzmarken von Schwaben und Franken ſey, und unbefragt gab ſie uns zum Beſten, wie ſie ihren Herrn Bruder, den Kaufmann Morgenſtern zu Paris, in einer wichtigen Angelegenheit beſuche. Ihr Herr Brüder habe im vorigen Jahre durch die grobe Unwiſſenheit der franzöſiſchen Hebammen den Stammhalter des franzöſiſchen Zweiges des morgenſternſchen Hauſes verloren; da nun jetzt wiederum nahe Hoffnung zum Aufgang eines neuen Morgenſternes ſey, ſo habe er ſich entſchloſſen, trotz der franzöſiſchen Erziehungskunſt, trotz der Proteſtationen von Madame, denſelben a l'allemand aufgehen zu laſſen, und deßhalb ſie, ſeine Schweſter, berufen, die durch langjährige Praxis ſich damit vertraut gemacht habe, wie in der morgenſtern'ſchen Familie die Sauglappen gebunden und der Kinderbrei gebraut werde. Zur Bekräftigung ihrer Ausſage, und damit in keinem Winkel unſerer Herzen ein Argwohn über ihren wahren Charakter bleibe, theilte ſie uns mit triumphirender Miene lithographirte Karten aus, auf denen in gothiſchen Buchſtaben zu leſen ſtand: Jules Morgenſtern, marchand tailleur, palais royal, gallerie de bois Nro. 65. a Paris u. ſ. w. Unter dieſem intereſſanten Geſpräch ging das ſchmackhafte Frühſtück vorwärts, alle Details einer deutſchen Wochenſtube wurden beſprochen mit den franzoſiſchen Inſtituten derſelben Art verglichen. Der Herr Graf, überhaupt ein ſehr leutſeliger Herr ging mit Herablaſſung und Sachkenntniß in

die populäre Materie ein, und ſelbſt die Böhmen fanden beim Artikel der Milchgläſer und Saugflaſchen Gelegenheit, ein kritiſches Wort anzubringen. Auf dieſe Weiſe war die Geneſis ſämmtlicher gräflich blankenſpeer'ſcher und Schneider morgenſtern'ſcher Sproſſen abgehandelt worden, und ſchon begann ich zu befürchten, daß nun die Reihe an die böhmiſche Descendenz kommen möchte, als ſich der Conducteur den Mund wiſchte, und Madeleine mit ihrem Teller und ihrem: Meſſieurs, n'oubliez pas la fille! das Zeichen zum Aufbruch gab. —

Ende des letzten Bandes.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Das gebildete Publikum

erlauben wir uns bei dieser Gelegenheit mit den Titeln einiger Werke, schönwissenschaftlichen, geschichtlichen und andern Inhalts bekannt zu machen, die sowohl früher wie bis auf die neueste Zeit bei uns erschienen, und durch sämmtliche gute Buchhandlungen sowohl Deutschlands als ganz Europa's zu beziehen sind.

Adeline, oder Erziehung durch Welt und Schicksal. Roman in vier Büchern. 2 Thle. 8. 1829. 2 Thlr. oder 3 fl. 30 kr.

Alexander von Würtemberg, Gedichte. 8. 1837. Velinp. geheftet. 1 Thlr. 8 gr. oder 2 fl.

Arndt, E. M. Christliches und Türkisches. gr. 8. 1828. geheftet. 1 Thlr. 21 gr. oder 3 fl.

Athenäum berühmter Gelehrter Würtembergs. 3 Hefte. gr. 8. 1829. 1 Thlr. 3 gr. oder 1 fl. 48 kr.

Bastard, der kaiserliche. Aus den Memoiren des Obersten Düvar, natürlichem Sohne des Kaisers Napoleon. 3 Bde. 8. 1828. 2 Thlr. 15 gr. oder 4 fl. 30 kr.

Bauer, Ludwig. Der heimliche Maluff. Drama. 8. 1828. geheftet. 1 Thlr. oder 1 fl. 36 kr.

Bausset, Graf von. Denkwürdigkeiten, Erinnerungen und geheime Geschichten über das Innere des Palastes von Napoleon, und über einige Ereignisse des franz. Kaiserreichs, seit 1805 bis zum 1. Mai 1814. 2 Bde. 8. 1827. geheftet. 3 Thlr. 18 gr. od. 6 fl.

Bekenntnisse einer schönen Frau oder Erinnerungen, Anekdoten und geheime Liebesgeschichten von den ausgezeich-

netsten Personen, welche zur Zeit der französischen Republik, des Consulats und des Kaiserreichs in Europa geglänzt haben. 8 Bde. 8. 1828 — 29. geheftet. 14 Thlr. od. 21 fl. 36 kr.

Béranger, P. J. de. Chansons nouvelles et dernières, dediées à M. Lucien Bonaparte. 12. 1833. geh. 18 gr. od. 1 fl. 12 kr.

Bilderſaal, hiſtoriſcher, für alle Stände. Herausgegeben von Dr. Karl von Rotteck. 1 — 3. Band, enthalten: Hiſtoriſches Gemälde der Inquiſition von Karl Pfaff. 3 Bande. 8. 1828. geheftet. 12 gr. od. 54 kr.

Börne's geſammelte Schriften. 5 Bde. 3. Ausgabe 1840. geh. 3 Thlr. 18 gr. od. 6 fl.

Bourrienne, der Staatsminiſter. Oder geheime Memoiren über Napoleon, das Direktorium, das Conſulat, das Kaiſerreich und die Reſtauration. 10 Bände. gr. 8. 1829 — 30. geheftet. 10 Thlr. od. 18 fl.

Bruckbräu, F. W. Mittheilungen aus den geheimen Memoiren einer deutſchen Sängerin. Ein Spiegel wunderſamer Liebesabenteuer der denkwürdigſten Perſonen unſerer Zeit, in Wien, Mailand, Rom, Neapel, Madrid, Liſſabon, Paris, London, Petersburg und Berlin. Zum Ergötzen aller Freunde reizender Theaterdamen aufgeſtellt. 2 Bände. 8. 1829 geheftet. 3 Thlr. od. 5 fl. 24 kr.

— — Der Papſt im Unterrocke. Ein hiſtoriſcher Roman. 2. Thle. 8. 1832. geh. 2 Thlr. 6 gr. od. 3 fl. 30 kr.

— — Roſa's Gardinenſeufzer. 2 Thle. mit einem Kupfer. 8. 1832. geh. 2 Thlr. 6 gr. od. 3 fl. 30 kr.

— — Schürzenräthſel. 8. 1835. geheftet. 1 Thlr. 12 gr. od. 2 fl. 30 kr.

— — Die Verſchwörung in München. Eine Gallerie der intereſſanteſten Liebſchaften galanter Herren und lüſterner Damen, den Liebenden aus allen Ständen geöffnet. 2 Thle. 8. 1829. geh. 3 Thlr. od. 5 fl. 24 kr.

Buch, das ſchwarze, oder die enthüllte geheime Polizei des franzöſiſchen Miniſteriums. Aus dem Franzöſiſchen. 2 Bde. gr. 8. 1829. geh. 3 Thlr. od. 5 fl.

Büſſy-Rabütin, Roger Graf v. Geheime Liebſchaften von pariſer Hofdamen. Aus dem franz. überſetzt von F. W. Bruckbräu. 8. 1828. geh. 1 Thlr. 12 gr. od. 2 fl. 30 kr.

Byron's, Lord, Briefwechſel mit einem Freunde und ſeiner Mutter in den Jahren 1809 — 1811; nebſt Erinnerungen und Beobachtungen von R. C. Dallas. Mit Lord Byrons Bildniß und deſſen Familienſitz Newſteadabbey. 3 Abthl. gr. 8. 1825. geheftet. 2 Thlr. 15 gr. od. 4 fl. 48 kr.

Canning, Georg, und die Liberalen. 2 Bde. 8. 1828. geheftet. 3 Thlr. 15 gr. od. 6 fl.

Clarke, Madame Lattimore, Oleſia oder Polen. Aus dem engl. 4 Thle. 8. 1828. 2 Thlr. 12 gr. od. 4 fl.

Cloß, Dr. C. A. Mythologiſche, hiſtoriſche und geographiſche Anmerkungen zu Schillers Gedichten. gr. 8. 1836. geheftet. 8 gr. od. 30 kr.

Collection of the master-pieces of the most celebrated ancient and modern english Authors. Publicated under the direction of Charles Weil. Vol. 1 — 35. contg: The life of Napoleon Buonaparte with a preliminary view of the french revolution by Walter Scott. 16. 1827 — 1829. compl. 5 Thlr. 20 gr. od. 10 fl. 30 kr.

— — portative d'oeuvres choisies de la littérature française, publiée par l'abbé Mozin et par Charles Courtin. 93 Livr. 16. 1830 — 37. geh. compl.
Herabgesetzter Preis 5 Rthlr. 12 gr. od. 8 fl. 48 kr.

Inhalt. Mémoires de Constant, sur la vie privée de Napoléon, sa famille et sa cour. 5 Vol. — Le fils de l'homme ou souvenirs de Vienne et Waterloo par Méry et Barthélemy. — Les Orientales, par Victor Hugo, suivi des Odes et Ballades et autre pièces nouvelles. — La Contemporaine en Égypte pour faire suite aux souvenirs d'une femme sur les principaux personnages de la République, du Consulat, de l'Empire et de la Restauration. 4 Vol. — Le dernier jour d'un condamné et les feuilles d'Automne, par Victor Hugo. — Le diable boiteux à Paris ou le livre des Cent-et-un. 13 Vol. — Louis XI, tragédie en cinq actes et en vers, par Casimir Delavigne. — Chansons nouvelles et

dernières de P. J. de Béranger. — Précis des guerres de César par Napoléon, écrit par M. Marchand à l'île de St. Hélène sous la dictée de l'empereur et suivi de plusieurs fragmens inédits par Napoléon. — Anne Boleyn, par Paul de Musset. 2 Vol.

Constant, Mémoires de, sur la vie privée de Napoléon, sa famille et sa cour. 6 Vol. 8. 1830. 1831. 4 Thlr. 12 gr. od. 6 fl. 45 kr.

Contemporaine, la, en Égypte. Pour faire suite aux souvenirs d'une femme, sur les principaux personnages de la République, du Consulat, de l'Empire et de la Restauration. 4 Vol. 8. 1831. geh. 3 Thlr. 12 gr. od. 6 fl.

Cunningham, Paul Jones, der Seeräuber für Amerika's Freiheit. 3 Bande. 8. 1827. geh. 4 Thlr. od. 7 fl.

Cypreſſenkränze, dem Andenken der Heimgegangenen. Zur Weihe der hier Vollendeten. Auswahl für Inſchriften auf den Grabesſtätten unſrer Herzensverwandten 12. 3 gr. od. 12 kr.

Darſtellung, die, der Tragödie Fauſt von Göthe auf der Bühne. Ein zeitgemäßes Wort für Theaterdirektionen, Schauſpieler und Bühnenfreunde. Von L. B. (Bechſtein.) 8. 1831. geh. 8 gr. od. 36 kr.

Daunou, P. C. F. Was wollen die Völker? Oder Verſuch über die individuellen Bürgſchaften, wie der gegenwärtige Zuſtand der Geſellſchaft ſie fordert. Aus dem franz. überſetzt und allen Freunden der öffentlichen Ordnung dargeboten von J. Th.... gr. 8. 1823. geh. 21 gr. oder 1 fl. 30.

Delavigne, Cas. Louis XI, tragédie en cinq actes et en vers. 8. 1832. 18 gr. od. 1 fl. 12 kr.

Democritos oder hinterlaſſene Papiere eines lachenden Philoſophen. 12 Bände. gr. 8. 1837 — 40. geh. 12 Rthlr. 12 gr. od. 20 fl.

Du Hauſſet, Frau, (Kammerfrau der Frau von Pompadour) Memoiren. Als Eingang zu den Memoiren der Frau von Campan. Aus dem franz. gr. 8. 1825. geh. 1 Thlr. 6 gr. od. 2 fl.

Duller, Ed. Geſchichten und Märchen für Jung und Alt. 2 Bdchn. 8. 1834. geh. 1 Thlr. 6 gr. od. 2 fl.

Dymocritos, oder hinterlaſſene Papiere eines lachenden Philoſophen. Von dem Verfaſſer der Briefe eines in Deutſchland reiſenden Deutſchen. 12 Bde. gr. 8. 1832 — 40. cartonirt. 18 Rthlr. od. 28 fl. 48 kr.

Ebert., C. E. Das Kloſter. Idylliſche Erzählung in fünf Geſängen. 12. 1833. cart. 1 Thlr. 12. gr od. 2 fl. 30 kr.

Eduard. Von der Verfaſſerin der Urika. Aus dem franz. 2 Theile. 8. 1828. geh. 1 Thlr. 21 gr. od. 3 fl.

Eichendorff, J. Freiherr von. Die Freier, Luſtſpiel in drei Aufzügen. 8. 1833. geh. 9 gr. od. 36 kr.

Eichmann, Dr. Der Legationsſekretär, oder die Kabalen geheimer Katholiken und Jeſuiten in Deutſchland. Eine höchſt merkwürdige fürſtliche Bekehrungsgeſchichte des Jahres 1825, worin der Uebertritt des Herzogs und der Herzogin von Anhalt-Köthen zur katholiſchen Kirche, die ruſſiſche Verſchwörung u. ſ. w. von einem Jeſuiten prophezeiht worden. Aus den Papieren des in Paris vergifteten geheimen Legationsſekretärs N*** und aus mündlichen und ſchriftlichen Ueberlieferungen. gr. 8. 1828. geheftet. 1 Thlr. 21 gr. od. 3 fl.

Eliſabeth von Bruce. Nach Walter Scott. Aus dem engl. von Aug. Schäfer. 3 Bde. 8. 1827. geh. 4 Thlr. od. 6 fl. 30 kr.

Eſel, der todte, und die guillotinirte Frau. Aus dem franz. überſetzt. 2 Theile. 8. 1829. geheftet. 1 Thlr. 6 gr. oder 2 fl.

Foy, General. Geſchichte des Krieges auf der pyrenäiſchen Halbinſel unter Napoleon. Mit einem vorangehenden politiſchen und militäriſchen Gemälde der kriegführenden Mächte; herausgegeben von der Gräfin Foy. Aus dem franz. 4 Bände. 8. 1827. 6 Thlr. oder 10 fl. 48 kr.

Fragmente aus dem Reiſetagebuche des türkiſchen Sultans über Deutſchland in dem Jahr 1827. Aus der türkiſchen Handſchrift überſetzt. 8. 1828. geh. 12 gr. od. 48 kr.

Fragoletta oder die Revolution in Neapel und Paris im Jahre 1799. Ein hiſtoriſches Gemälde. Aus dem franz. (des H. de Latouche.) 2 Theile. 8. 1830. geh. 3 Thlr. oder 5 fl.

Frankl, L. A. Cristoforo Colombo. Romantisches Gedicht. Lex 8. 1836. geh. 1 Thlr. 6 gr. od. 2 fl.

Friederich, C. F. Eduardo, Prinz von Parma, der unglückliche Fürstensohn, oder Ortellino's Jugendjahre. Romantische Geschichte. 8. 1824. 1 Thlr. 12 gr. od. 2 fl. 30 kr.

— — Ridogar, Fürst der Hölle, oder die Teufelsbeschwörung in der Geisterburg. Eine Ritter- und Geistergeschichte aus dem zwölften Jahrhundert mit einem Kupfer. 8. 1824. 1 Thlr. 20 gr. od. 3 fl. 18 kr.

Gallerie der ausgezeichnetsten Israeliten aller Jahrhunderte, ihre Portraits und Biographien, herausgegeben von Eugen Grafen Breza, redigirt von Dr. N. O. Spazier und fortgesetzt von Dr. N. Frankfurter und B. Auerbach. 5 Hefte. Mit 18 Bildnissen. gr. 4. 1834 — 38. geh. 5 Thlr. od. 9 fl.

Gavin, A. Die enthüllten Geheimnisse des Beichtstuhls, oder die Betrügereien der Pfaffen und Mönche in Spanien. Vor hundert Jahren beschrieben. gr. 8. 1830. 1 Thlr. 12 gr. od. 2 fl. 30 kr.

Geist aus Voltaire's Schriften, sein Leben und Wirken. Mit V's. Bildniß. gr. 8. 1837. 1 Thlr. 18 gr. od. 2 fl. 42 kr.

Geister-Zwillinge, die, oder Brudermord und Rache. Ritter und Geistergeschichte aus dem vierzehnten Jahrhundert. Mit einem Titelkupfer. 8. 1824. 1 Thlr. 8 gr. od. 2 fl. 24 kr.

Geschichte des Feldzugs gegen Rußland im Jahre 1812 von M . . . (Marquis v. Chambrai.) Frei aus dem franz. und mit Anmerkungen versehen von F. v. Kausler. Mit einem Plan der Schlacht an der Moskwa und vier Karten, 2 Bände. gr. 8. 1824. geh. 3 Thlr. oder 5 fl. 24 kr.

Geschichte Napoleons, des Consulats und des Kaiserreichs. Mit Betrachtungen über die merkwürdigsten Ereignisse und die bedeutendsten Personen dieser Epoche. Aus dem franz. gr. 8. 1825. geh. 1 Thlr. 12 gr. od. 2 fl. 30 kr.

Geschichte der sieben Schwaben. Mit 10 Darstellungen nach Dr. Fellner. 2. Auflage. gr. 4. 1838. geh. 20 gr. od. 1 fl. 20 kr.

Groß-Hoffinger, Dr. A. J. Der König. Ein Roman. 2 Bde. gr. 8. 1835. geh. 4 Thlr. 18 gr. od. 8 fl. 30 kr.

— — Lebens- und Regierungsgeschichte Josephs d. Zweiten und Gemälde seiner Zeit. 1. 2. u. 4r. Bd. Mit Bildnissen. gr. 8. 1835 — 37. geh. 5 Thlr. 12 gr. od. 9 fl.

— — Leben, Wirken und Tod des Kaisers. Ein Charakter- und Zeitgemälde. Entworfen bei Gelegenheit des Todes Franz I. am 1. März 1835. Mit 2 Kupfern. gr. 8. 1835. geh. 1 Thlr. 6 gr. od. 2 fl.
Feine Ausgabe 2 Thlr. od. 3 fl. 36 kr.

Grüneisen, C. Ueber bildliche Darstellung der Gottheit. Ein Versuch. gr. 8. 1828. geh. 21 gr. od. 1 fl. 30 kr.

— — Predigten für Gebildete in der Gemeinde. gr. 8. 1835. geh. 15 gr. od. 1 fl.

Hammer-Purgstall. Duftkörner, aus persischen Dichtern gesammelt. Lexicon 8. 1836. geh. 2 Thlr od. 3 fl. 15 kr.

Handbuch für gebildete Reisende durch Südfrankreich, die Schweiz, Italien und Griechenland. 2 Thle. 8. 1839. cartonirt. 1 Thlr. 12 gr. od. 2 fl. 30 kr.

Härlin, Dr. S. Unsere Ansprüche auf Fortdauer nach dem Tode, vor dem Forum des gesunden Menschenverstandes. gr. 8. 1836. geh. 12 gr. od. 45 kr.

Hauff, W. Controverspredigt über H. Clauren und den Mann im Monde, gehalten vor dem deutschen Publikum in der Herbstmesse 1827. 8. 1827. geh. 15 gr. od. 1 fl.

— — Lichtenstein. Romantische Sage aus der würtembergischen Geschichte. 3 Theile. 8. 1826. 3 Thlr. 18 gr. od. 6 fl. 30 kr.

— — Märchen. Mit 2 Kupfern. 5. Auflage. 1840. cart. 1 Thlr. 12 gr. od. 2 fl. 24 kr.

— — Der Mann im Monde oder der Zug des Herzens ist des Schicksals Stimme. Von H. Clauren. 2 Thle. 8. 1826. 3 Thlr. od. 5 fl. 24 kr.

— — Novellen. 3 Bde. 8. 1828. geh. 5. Thlr. 21 gr. od. 10 fl.

— — Phantasien im bremer Rathskeller, ein Herbstgeschenk für Freunde des Weines. 8. 1827. geh. 21 gr. od. 1 fl. 30 kr.

— — Phantasien und Skizzen. 8. 1828. geh. 1 Thlr. 6 gr. od. 2 fl.

Hauff, W. sämmtliche Werke. Prachtausgabe in 10 Bdn., mit 11 Stahlstichen 1838. geh. 7 Thlr. 6 gr. od. 12 fl.

Hoffmann's E. T. A. Erzählungen aus seinen letzten Lebensjahren, sein Leben und Nachlaß. Mit Kunstblättern. 5 Bände 8. 1839. 5 Rthlr. od. 7 fl. 30 kr.

Hoffmann, Dr. Fr. Der Protestantismus in seiner geschichtlichen Begründung, in seinem Einflusse und in seinen Hauptlehren, nach den besten Quellen dargestellt für gebildete evangelische Christen. gr. 8. 1827. 1 Thlr. 6 gr. od. 2 fl.

Hugo, V. Der letzte Tag eines Verurtheilten. 8. 1829. geheftet. 1 Thlr. od. 1 fl. 36 kr.

Hugo, Victor, les feuilles d'Automne. 8. 1831. geh. 15 gr. od. 1 fl.

— — les Orientales, suivi de onze pièces nouvelles. 8. 1831. geh. 21 gr. od. 1 30 fl.

Jäger, A., genannt von Schlumb. Der Deutsche in Algier oder zwei Jahre aus meinem Leben. Mit der Ansicht von Algier. 8. 1834. geh. 1 Thlr. od. 1 fl. 36 kr.

Janin, J. Barnave. Seitenstück zum „Invaliden von C. Spindler." 4 Theile. 8. 1832. geh. 2 Thlr. 18 gr. od. 4 fl. 30 kr.

Jomini, General, Napoleon vor dem Richterstuhle Cäsar's, Alexander's und Friedrich's des Großen. 3 Bände. gr. 8. 1828. geh. 5 Thlr. 6 gr. od. 9 fl.

Jouy. Cäcilie oder die Leidenschaft. 3 Theile. 8. 1827. 3 Thlr. 15 gr. od. 6 fl. 30 kr.

Ju-Kiao-Li, oder die beiden Basen; ein chinesischer Roman, übersetzt von Abel Remüsat. Mit einer Vergleichung der chinesischen und europäischen Romane als Vorrede. Aus dem franz. 4 Bände. 8. 1827. geh. 4 Thlr. 18 gr. od. 7 fl. 30. kr.

Kerner, J. Der Bärenhäuter im Salzbade. Ein Schattenspiel. 12. 1837. geh. 8 gr. od. 30 kr.

Kock, P. von. Der Barbier von Paris. Historischer Roman. 4 Bde. 8. 1827. 4 Thlr. od. 7 fl.

Köstlin, C. M. Wilhelm der erste, König von Würtemberg, und die Entwicklung der würtembergischen Verfassung vor und unter seiner Regierung. Mit des Königs Bildniß. gr. 8. 1840. geh. 2 Rthlr. od. 3 fl.

Kreuz und Querzüge, theatraliſche, oder Abenteuer, Liebſchaften und Bekenntniſſe einer reiſenden Komödiantenbande. 3 Theile. 8. 1827. 2 Thlr. od. 3 fl. 30 kr.

Lamothe-Langon, Baron von. Der Hof eines regierenden Fürſten oder die zwei Maitreſſen. Aus dem franz. 4 Bände. 8. 1827. 4 Thlr. od. 7 fl.

— — Der Polizeiſpion. Ein Sittenroman. 4 Theile. 8. 1827. 3 Thlr. 12 gr. od 6 fl.

Leben, letzte Augenblicke und Todesfeier des General Foy. Aus dem franz. Mit deſſen Bildniß. 8. 1826. geh. 21 gr. od. 1 fl. 30 kr.

Leibpage, der, der Marie Antoinette, Königin von Frankreich. Ein Beitrag zur Chronique ſcandaleuſe am Hofe Ludwigs d. XVI. Nach dem franz. (angeblich von Graf P. A. von Tilly.) Herausgegeben von F. W. Bruckbräu. 3 Bände. 8. 1829. geh. 3 Thlr. 15 gr. od. 6 fl.

Lindner, Dr. F. L. geheime Papiere. gr. 8. 1824. geh. 2 Thlr. od. 3 fl. 15 kr.

Loſſius, M. C. der Schutzgeiſt edler Jünglinge. Eine Mitgabe beim Abſchiede aus dem Vaterhauſe in die Welt. 8. 1830. geh. 16 gr. od. 1 fl.

M'Crie, Dr. Th. Geſchichte der Ausbreitung und Unterdrückung der Reformation in Spanien im ſechzehnten Jahrhunderte. Aus dem engl. überſetzt und mit Anmerkungen begleitet von Guſtav Plieninger. Nebſt einer Vorrede von Dr. F. C. Baur. gr. 8. 1835. geh. 2 Thlr. 6 gr. od. 3 fl. 36 kr.

Maigne, Anekdoten-Tagebuch der Frau von Campan an ihren Sohn. Aus dem franz. überſ. von Fr. Ritter. gr. 8. 1825. geh. 21 gr. od. 1 fl. 36 kr.

Marcet, Abbe Martial de la Roche-Arnaud. Memoiren eines jungen Jeſuiten, oder die Verſchwörung von Mont-Rouge, durch Thatſachen enthüllt. Aus dem franz. gr. 8. 1828. geh. 1 Thlr. 21 gr. od. 2 fl. 42 kr

Medea, die neue, ein Roman von dem Verfaſſer des Scipio Cicala in 3 Bden. 8. 1836. geh. 6 Thlr. od. 10 fl.

Melaring, G. Ueber philoſophiſche Kunſt. 1s Heft: Eine hiſtoriſche Vorfrage. 8. 1828. geh. 18 gr. od. 1 fl. 12 kr.

Méry et Barthélemy. Le fils de l'homme, ou souvenirs de Vienne. 8. 1831. geh. 15 gr. od. 1 fl.

Mohr, G. C. Das Juwelenkästchen unsrer Haushaltung. Eine nützliche Enthüllung ganz einfacher Mittel, welche in der Haus- und Landwirthschaft, bei Krankheiten und Uebeln der Menschen und Hausthiere und vielen andern Fällen ohne alle Kosten mit auffallendem Vortheil angewendet oder höchst wohlfeil und ohne fremde Hülfe benützt werden können. In 2 Abth. 8. 1831. geh. 1 Thlr. od. 1 fl. 30 kr.

Montlosier, Graf von — Denkschrift, die Enthüllung eines Systems bezweckend, das die politische und religiöse Absicht hat, der Religion, der Gesellschaft und dem Throne den Untergang zu bereiten. Aus dem franz. Mit einem Vorwort von Dr. H. E. G. Paulus. gr. 8. 1826. 1 Thlr. 21 gr. od. 3 fl.

— — Die Priester- und Jesuitenherrschaft im gegenwärtigen Frankreich und ihre Ausdehnung auf das übrige Europa. Ans Licht gestellt und mit authentischen Belegen versehen. Aus dem franz. 2 Abth. gr. 8. 1827. 1 Thlr. 18 gr. od. 2 fl. 45 kr.

Morgan, E. Das Buch des Schrecklichen und Abenteuerlichen. Eine historische Gallerie der furchtbarsten Ereignisse aller Zeiten, Länder und Völker. Mit 1 Kupfer. 2 Bde. 8. 1831. geh. 2 Thlr. od. 3 fl. 12 kr.

Morgan, Lady — Das Boudoirbuch. Ein Geschenk für gebildete Damenkreise. Nach dem engl. von A. Ludwig. 2 Bde. 8. 1830. geh. 3 Thlr. 12 gr. od. 5 fl. 30 kr.

— — Die O'Brien's und O'Flaherty's. 8 Bändchen. 8. 1828. geh. 3 Thlr. od. 4 fl. 48 kr.

Mortonval. Die Frau von Saint-Bris. Eine Chronik aus den Zeiten der Ligue 1587. 3 Bdchn. 8. 1827. geh. 2 Thlr. 8 gr. od. 4 fl.

Morvell, Dr. Phantasiestücke und Historien von C. Weisflog. Fortgesetzt von Dr. Morvell. 2 Bdchen. 1820. geheftet. 2 Thlr. 12 gr. od. 4 fl.

— — Die Walküre. Romantisches Sittengemälde aus Norwegens letzter Zeit. 3 Theile. 8. 1831. geh. 3 Thlr. 18 gr. od. 6 fl.

Nordlichter. Eine Sammlung polnischer Dichtungen, ins Deutsche übertragen von Ludwig Rabieleck und J. B. Werner. Mit 3 Bildern von F. Fellner. gr. 8. 1834. geb. in alleg. Umschlag. 1 Thlr. 18 gr. od. 3 fl.

Nork, F. Musamerit. Ein novellistisches Pro et Contra für Herren und Damen. 8. 1835. geh. 21 gr. od. 1 fl. 30 kr.

Octavia, oder Leben und Abenteuer einer fürstlichen Maitresse. Eine wahre Geschichte neuester Zeit aus den Papieren eines verstorbenen Diplomaten. 2 Thle. 8. 1826. geh. 1 Thlr. 21 gr. od. 3 fl.

Olga, oder die moskowitische Waise. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Aus dem franz. übers. von Josephine Bos. gr. 8. 1829. 9 gr. od. 36 kr.

Olivier. Von der Verfasserin der Urika. Aus dem franz. 8. 1836. geh. 21 gr. od. 1 fl. 30 kr.

Ottenheimer, H. Kleine Erzählungen. 8. 1834. geh. 21 gr. od. 1 fl. 30 kr.

— — Der Kettenschmied. Ein Märchentraum. 8. 1835. geh. 12 gr. od. 45 kr.

Papiere, geheime — des Teufels. Enthaltend: Napoleon in der andern Welt. Eine Erzählung, von ihm selbst geschrieben und bei seinem Grabhügel gefunden auf der Insel St. Helena von Xango-Tee-Foh-Tchi, Mandarin der dritten Klasse. Aus dem engl. 2 Thle. 8. 1828. 3 Thlr. od. 5 fl. 24 kr.

Papst, der, und der Harlekin, oder Briefwechsel Clemens des Vierzehnten und Carl Bertinazzi's. (In bisher noch ungedruckten Briefen.) Aus dem franz. 8. 1827. 1 Thlr. 12 gr. od. 2 fl. 42 kr.

Pecchio, Graf — Tagebuch der politischen und militärischen Ereignisse in Spanien, vom Juli 1822 bis Juli 1823. Nach der engl. Ausg. 12 geh. 18 gr. od. 1 fl. 12 kr.

Pelet, General — Feldzug des Kaisers Napoleon in Deutschland im Jahre 1809, nebst den besonderen Operationen der Armeecorps in Italien, Polen, Sachsen und Walchern. Eine nothwendige Erganzung des Memorials des Grafen Las-Cases. Aus dem franz. übersetzt von General J. von Theobald. 4 Bde. gr. 8. 1824—26. geheftet. 8 Thlr. od. 13 fl.

Politik des Tages, 3 Bände, enthaltend:

1. Band. Die Cabinette und die Völker von Bignon, nach der dritten vermehrten Ausgabe; und die Lage Europa's im Anfange des Jahrs 1823 aus den Lettres de St. James überſetzt.
2. Band. a. Denkſchrift des Herzogs von Novigo über den Tod des Generals Pichegrü, des Capitäns Wright und des Herrn Bathurſt und über einige andere Umſtände ſeines Lebens. b. Hinblick auf die Beſtrebungen und die Fortſchritte der Völker, während der letzten fünfundzwanzig Jahre, von J. C. L. Sismondi. c. Europa's politiſche Lage im Jahre 1825. d. Wahres Syſtem Europa's in Bezug auf Amerika und Griechenland, von de Pradt.
3. Band. a. Briefe aus Paris in die Provinz über die Zeitereigniſſe. b. Gedrängter Auszug aus dem Leben des Generals Mina. Von ihm ſelbſt herausgegeben. Aus dem ſpaniſchen überſetzt. c. Die Wahrheit über die hundert Tage, beſonders in Beziehung auf die beabſichtigte Wiederherſtellung des römiſchen Reiches; von einem korſikaniſchen Bürger. gr. 8. 1823 — 26. geheftet.

zuſammen 5 Thlr. 6 gr. od. 9 fl.

Jeder Band 1 Thlr. 18 gr. od. 3 fl.

Poſſelt's, E. L. — ſämmtliche Werke. Mit Anmerkungen und Zuſätzen, herausgegeben von Dr. W. Weick. 1 — 6r. Theil: enthält: Geſchichte der Deutſchen bis 1437, für alle Stände. 4 Thle. Geſchichte Karls XII. Königs von Schweden nach Voltaire. 2 Abth. 8. 1828. geh. zuſammen 2 Thlr. 6 gr. od. 3 fl. 36 kr.

Précis des guerres de César par Napoléon, écrit par M. Marchand à l'île de St. Hélène sous la dictée de l'Empereur et suivi de plusieurs fragmens inédits par Napoléon. 16. 1835. geh. 18 gr. od. 1 fl. 12 kr.

Rapp, M. Dramatiſche Studien. Erſtes Stück. Die Prager Schlacht. 8. 1828. geh. 21 gr. od. 1 fl. 30 kr.

Rebau, H. Gemälde von Deutſchland. Nach den neueſten Anſichten und eigner Anſchauung für alle Freunde und Freundinnen des deutſchen Vaterlandes entworfen. Mit

Abbildungen von Städten, Kirchen, Schlöſſern, Ruinen, Volkstrachten u. ſ. w. 1 — 118 Heft. 8. 1834 — 35. geheftet. 1 Thlr. 20 gr. od. 3 fl. 18 kr.

Reinbeck, Dr. G. Reiſeplaudereien über Ausflüge nach Wien (1811), Salzburg und dem Salzkammergut in Ober-Oeſterreich (1834), Weimar (1806), in die würtembergiſche Alb (1824) und nach den Vorcantonen der Schweiz und dem Rigi (1818). 2 Bdchn. 8. 1837. geh. 2 Thlr. 12 gr. od. 4 fl. 30 kr.

Ricci, Scipio v. Das Leben und die Memoiren des Scipio v. Ricci, Biſchofs von Piſtoja und Prato, Reformator des Catholicismus in Toscana unter der Regierung Leopolds. Nach den eigenhändigen Manuſcripten dieſes Prälaten und anderer berühmten Männer des vorigen Jahrhunderts bearbeitet, und mit rechtsgültigen Urkunden aus den Archiven des Herrn Commandeur Lago von Ricci zu Florenz verſehen, von Herrn van Potter. 4 Bände. gr. 8. 1826. 7 Thlr. od. 12 fl.

Rovigo, Herzog von — Denkwürdigkeiten. 26 Bändchen. 16. 1828 — 30. geh. 3 Thlr. 6 gr. od. 5 fl. 12 kr.

Saint-Aulaire, Graf — Geſchichte der Fronde. 3 Bde. 8. 1827. 4 Thlr. 12 gr. od. 8 fl. 6 kr.

Sainte-Amaranthe. Die Familie — oder die Schreckensregierung. Eine hiſtoriſche Novelle. Aus dem franzöſiſchen der Madame E. L. überſetzt von A. Ludwig. 2 Thle. 8. 1827. 2 Thlr. od. 3 fl. 20 kr.

Salle, Alex. Talleyrand-Perigord's politiſches Leben, aus dem franz. von Dr. A. Neurohr. Mit Talleyrand's Bildniß. 8. 1834 geh. 1 Thlr. od. 1 fl. 36 kr.

Salvandy, N. A. von — Polen und König Johann Sobiesky. 3 Bde gr. 8. 1829. geh. 3 Thlr. 18 gr. od. 6 fl.

Santo-Domingo — der Jeſuitenſpiegel. Mit Anhang von einem Jeſuiten-Calender, den päbſtlichen Bullen Unigenitus etc. und andern urkundlichen Belegen. 2 Bände. gr. 8. 1828. 2 Thlr. 12 gr. od. 4 fl. 30 kr.

Say, J. B. Katechismus der Nationalökonomie, oder leichtfaßlicher Unterricht über die Art und Weiſe, wie in der bürgerlichen Geſellſchaft Reichthümer entſtehen, vertheilt und benutzt werden. Dritte mit vielen Zuſätzen

bereicherte Ausgabe. Aus dem franz. von J. von Th. gr. 8. 1827. 21 gr. od. 1 fl. 30 kr.

Schaden, A. von — Dom Miguel der furchtbare Kronenräuber; oder das politische Opferfest. Romantisches Originalblutgemälde neuester Zeit. Mit einem Kupfer. 8. 1830. geh. 2 Thlr. 12 gr. od. 4 fl.

— — Dr. Martin Luthers geheimnißvolle Reisen von Augsburg ins Augustiner-Kloster nach Mindelheim im Jahre 1518. Historische Originalnovelle nach authentischen Quellen bearbeitet. 8. 1830. geh. 1 Thlr. 6 gr. od. 2 fl.

— — Jussuf Pascha, oder Geschichte der an seinem vermeintlichen Todestage erfolgten Flucht Napoleons aus St. Helena, dann der geheimen Aufnahme des Exkaisers am constantinopolitanischen Hofe, seines Glaubensübertrittes und seinem höchst merkwürdigen und seltsamen Schicksal zu Wasser und zu Land. Romantisches Originalgemälde. 3 Bde. 1829. geh. 3 Thlr. 15 gr. od. 6 fl.

Schreiben einer Mutter an ihre Tochter am Vorabende ihrer Vermählung. 36° geh. 4 gr. od. 18 kr.

Schreiber, A. Cactus-Blüthen. Erzählungen und Novellen. 2 Bde. 8. 1833. geh. 3 Thlr. od. 5 fl.

Schuler, K. J. Der Herbst, Fortsetzung des „Sommers" 16. 1836. geh. 12 gr. od. 45 kr.

Scott, Walter — Die Chronik von Canongate. Aus dem engl. 2 Thle. 8. 1828. geh. 3 Thlr. 12 gr. od. 6 fl.

— — Erzählungen eines Großvaters aus der schottischen Geschichte. Aus dem engl. 3 Bande. 8. 1828. 4 Thlr. od. 7 fl.

— — Karl der Kühne oder die Tochter des Nebels, historische Novelle. Aus dem engl. 3 Bände. 8. 1829. geh. 4. Thlr. od. 6 fl. 30 kr.

— — Leben Napoleon Buonaparte's, Kaiser der Franzosen. Mit einer historischen Uebersicht über die französische Revolution. Aus dem engl übersetzt von General J. von Theobald. 9 Bde. gr. 8. 1827 — 28. geh. 16 Thlr. oder 27 fl.

— — Das schöne Mädchen von Perth. Historisch-romantisches Gemälde. 3 Thle. 8. 1828. geh. 4 Thlr. oder 6 fl. 30 kr.

— — Graf Robert von Paris. Aus dem engl. 4 Theile.

Der 3te und 4te Theil auch mit dem Titel: das gefährliche Schloß. 2 Thle. 8. 1832. geh. 4 Thlr. od. 6 fl. 30 kr.

Scott, Walter — Skizze einer Biographie des Herzogs von York. Von dem Verfasser des Waverley. Mit einer Beschreibung des Paradebettes und der feierlichen Beisetzung des Verstorbenen. Aus dem engl. 8. 1827. geh. 12 gr. oder 54 kr.

— — sämmtliche prosaische Werke, neu übersetzt, vollständige Ausgabe in 174 Bändchen. 16. 1826 — 33. compl. 14 Thlr. 12 gr. od. 26 fl.

Segür, Graf von — Denkwürdigkeiten, Rückerinnerungen und Anekdoten aus dem Leben des Grafen von Segür. Aus dem franz. übersetzt durch O. v. W. 3 Bände. gr. 8. 1825 — 27. geheftet. 6 Thlr. od. 10 fl.

— — die Geschichte der Völker der alten und neuen Zeit; für alle Stände 1 — 45 Bdchn. 12. 1828. 20 gr. od. 1 fl. 12 kr.

— — Geschichte Napoleons und der großen Armee während des Jahres 1812. 6 Bdchn. 16. 1831. 18 gr. od. 1 fl. 12 kr.

— — Rußland und Peter der Große. Aus dem franz. 2 Bde. gr. 8. 1829. geh. 1 Thlr. 18 gr. od. 3 fl. 12 kr.

Serail, das indische, oder Mußestunden eines Nuwab. Vom Verfasser des Pandurang Hari, oder Denkwürdigkeiten eines Hindu. Aus dem engl. in 3 Bdn. 8. 1828. 4 Thlr. od. 7 fl.

Seybold, F. Süddeutsche politische Blätter. gr. 8. 1828. geheftet. 1 Thlr. 21 gr. od. 3 fl.

Smith, H. Brambletye-House, oder Ritter- und Rundköpfe. Aus dem engl. 3 Thle. gr. 8 1826. 4 Thlr. od. 7 fl.

— — Zilla, romantisches Gemälde aus der Geschichte Jerusalems. Nach dem englischen von dem Verfasser des „Brambletye House" bearbeitet von A. Ludwig. 4 Thle. 1829. 4 Thlr. 6 gr. od. 7 fl.

Spazier, R. O. Geschichte des Aufstandes des polnischen Volkes in den Jahren 1830 und 1831. Nach authentischen Documenten, Reichstagsacten, Memoiren, Tagebüchern, schriftlichen und mündlichen Mittheilungen von mehr als hundert und fünfzig der vorzüglichsten Theilnehmer. 3 Bände. Zweite außerordentlich ver-

besserte und vervollständigte Ausgabe. Mit 11 Charten und Schlachtplänen und 9 Portraits. gr. 8. 1834. geh. 5 Thlr od. 8 fl.

— — Ost und West. Reisen in Polen und Frankreich. gr. 8. 1835. geh. 2 Thlr. 6 gr. od. 3 fl. 30 kr.

Spencer, Mistreß — Rebekka Berry oder Scenen und Charaktere am Hofe Karls des Zweiten. Nach dem engl. von Dr. Carl Weil. 3 Theile. 1827. geh. 3 Thlr. 12 gr. od. 6 fl.

Storch, L. Heimgebrachtes, auf romantischen Streifereien gesammelt. 8. 1829. geh. 1 Thlr. 12 gr. od. 2 fl. 30 kr.

— — Der ewige Jude. Eine historische Novelle der Vorzeit. Herausgegeben von L. Storch. Nach dem engl. 3 Thle. 8. 1829. geh. 4 Thlr. 6 gr. od. 7 fl.

Thibaudeau — Geheime Denkwürdigkeiten über Napoleon und den Hof der Tuilerien in den Jahren 1799 — 1804. gr. 8. geh. 2 Thlr. oder 3 fl. 30 kr.

Traxel, A. Memoiren eines Flüchtlings, oder Continental-Chiaroscurgemälde. 2 Bände. 8. 1835. geh. 3 Thlr. 12 gr. od. 6 fl.

Villele und der Despotismus. 2 Bände. 8. 1828. geh. 3 Thlr. 18 gr. od. 6 fl.

Waddington, G. Besuch in Griechenland, in den Jahren 1823 und 1824. Aus dem engl. übersetzt. Mit einem Vorwort von Dr. Schott. 8. 1825. geh. 1 Thlr. 12 gr. od. 2 fl 30 kr.

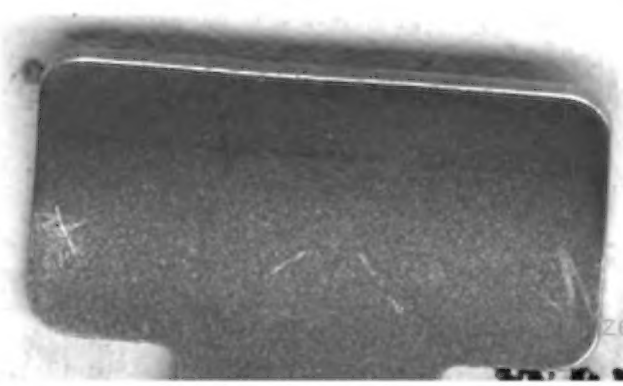
Walthen, Leo von — Dramatisches und Lyrisches. gr. 8. 1835. geh. 21 gr. od. 1 fl. 21 kr.

Weitbrecht. Die Hausfrau als Basrelieffries in 17 Darstellungen, mit erklärendem Text von Bührlen. Quer Folio 1838. cart. 3 Thlr. od. 5 fl.

Zipser, Dr. C. A. Franz der Erste, Kaiser von Oesterreich; geehrt im Tode wie im Leben. Eine Zusammenstellung von Nachrichten und Empfindungen über die Todesfeier Sr. verew. Majestät in den sämmtlichen k. k. österreichischen und den übrigen europäischen Staaten. (Mit 5 Abbildungen.) gr. 8. 1836. geh. 1 Thlr. 15 gr. od. 3 fl.

Digitized by Google

Digitized by Google



zed by Google

Digitized by Google